Samenkörner

Neue Folge

Fünfundzwanzigster Jahrgang

1931
Verlag von R. Brockhaus
Wuppertal-Elberfeld

Gedruckt bei F. u. W. Brockhaus, K.-G., Wuppertal-Elberfeld

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Die verlorene Fahrkarte	1
Von Gott gesucht und gefunden	8
„Ein guter Kriegsmann Jesu Christi"	14
„Sie werden Schlangen aufnehmen..."	22
„Gott verläßt uns nicht!"	24
Was gilt dir deine Bibel?	27
Der Hufschmied des Königs von Ungarn	29
Die zweite Geburt oder der zweite Tod	46
Wie das Wort Gottes einen Spötter zum Schweigen brachte	51
Etwas vom Lügen	53
„Mache alles zum Gebet!"	56
Die Erzählung eines maronitischen Priesters	57
Eine glückliche Todesfahrt	66
Die beiden verlorenen Söhne	69. 99
In elfter Stunde	77
Wie Gott mir half VIII.	82
Der Gott des Elias	83. 274. 298. 330
„Der Herr sieht dich"	85
Ein Wiedersehen im Gefängnis	91
Der kleine Überwinder	105
Der alte Fingerhut	111
Hans Colbys Bekehrung	113
„Steht es wohl mit dir?"	123
Zeit und Ewigkeit	127
Gottes Stimme	133
Der Herr erhört Gebete	135
„Die Strafe zu unserem Frieden lag auf Ihm"	138
Mächtig, zu erretten	141
„Also ist jetzt keine Verdammnis..."	146
Belohnte Barmherzigkeit	151
Man sieht es ja nicht	161
Wege Gottes	165
Das Danken nicht vergessen!	168

	Seite
Aus den Kriegserinnerungen einer Krankenschwester	169
Der Schatz	176
Wo wirst du die Ewigkeit zubringen?	185
Im Eisenbahnwagen	188
Ein Gottesgericht	195
Kennst du Ihn? (Gedicht)	196
Zwei Richter	197
Für Christum gewonnen	205
Geistesleitung	222
Das Blümchen (Gedicht)	224
„Das Volk, das im Finstern wandelt, hat ein großes Licht gesehen"	225
„Ich will aber nicht verloren gehen!"	235
„Heilbringend für alle Menschen"	239
Römer 12, 12	243
„Der Gott, der mich mit Kraft umgürtet..."	250
„Lasset euer Licht leuchten!" (Gedicht)	252
Ein geretteter Raubmörder	253
„Schicke dich an, deinem Gott zu begegnen!"	264
Hast du den Schlüssel zum Vaterhaus?	266
Nicht fühlen, sondern glauben	270
„Wenn ihr nicht vergebet..."	279
Ein verlorener Sohn aus neuer Zeit	281
Epheser 1	288
„Der Herr weiß die Gottseligen aus der Versuchung zu retten"	302
„Ich dulde diesen Geist nicht im Hause"	308
Aus der Finsternis zum Licht	309
Warum?	314
„Er wird Seinen Engeln über dir befehlen, dich zu bewahren"	320
Wie Gott mich von meinem irrigen Wege zurückführte	322

Die verlorene Fahrkarte

Ich kehrte von einer Reise, die ich unternommen hatte, um an einem Orte die frohe Botschaft vom Heil in Christo zu verkündigen, nach Hause zurück. Nachdem ich mir eine Fahrkarte gelöst hatte, bestieg ich den Zug und fand einen angenehmen Eckplatz. Da die Fahrt längere Zeit währte, zog ich eine Schrift aus der Tasche und begann zu lesen.

Plötzlich wurde ich durch einen Umstand veranlaßt, nach meiner Fahrkarte zu sehen. Ich griff in die Tasche, in welcher ich die Fahrkarten stets aufbewahre, aber — die Tasche war leer. Ich durchsuchte die übrigen Taschen, Rock, Weste, Hose, Überzieher — die Karte war und blieb verschwunden. Ich suchte zum zweitenmal, aber der Erfolg war der gleiche. Ein recht unangenehmes Gefühl bemächtigte sich meiner, das vielleicht der eine und andere Leser, der Ähnliches erlebt hat, mitempfinden kann. Daß die Karte gekauft und bezahlt war, stand fest, und ich war somit zur Reise berechtigt. Aber wenn ich die Karte nicht vorweisen konnte, würde mir alles Beteuern nichts nützen. Man würde mich bestrafen, geradeso wie wenn ich ohne Karte in den Zug gestiegen wäre. Dieser Gedanke war mir in der Tat mehr als peinlich.

Was sollte ich machen? Abwarten und mich still in mein Schicksal ergeben? Oder gab es noch etwas anderes zu tun?

Ich mußte mir sagen, daß ein Kind Gottes auch die kleinsten Dinge des Lebens seinem Vater bringen darf, dem ja alles wichtig ist, was Seine Kinder betrifft. So wandte ich mich in stillem Gebet zu Ihm. Kaum hatte ich mein Gebet beendigt, als mein Blick ganz unvermittelt auf das Gepäcknetz über meinem Kopf gelenkt wurde, und siehe da, da lag die Karte. Ich hatte sie, wie mir nachher klar wurde, beim Ausziehen des Überziehers dorthin gelegt und dann vergessen, sie in die Tasche zu stecken.

Erleichtert atmete ich auf. Ich hatte meine Fahrkarte wieder und konnte nun in Ruhe meine Reise fortsetzen.

Damit ist die Erzählung von der verlorenen Fahrkarte zu Ende, aber ich bin noch nicht zu Ende. Die Begebenheit an sich ist so einfach, daß sie sich des Erzählens kaum lohnt. Aber beim Nachsinnen über den Vorgang kamen mir einige Gedanken, die ich meinen Lesern mitteilen möchte.

Es gibt so manche teure Seelen, die, nachdem sie ihre Zuflucht zum Kreuz von Golgatha genommen hatten, sich glücklichen Herzens der Gewißheit der Vergebung ihrer Sünden rühmen konnten. Sie hatten gleichsam ihre Fahrkarte zum Himmel in der Tasche und traten die Reise zum herrlichen Ziel an in dem seligen Bewußtsein, daß sie sicher ans Ziel gelangen würden.

Aber mit der Zeit nahm die Freude des Heils in ihrem Herzen ab. Woher kam das? Sie hatten in sich selbst hineingeschaut und da in ihrem Innern manches

entdeckt, was mit der Befreiung eines Kindes Gottes gar wenig gemein hatte. Sie mußten die Erfahrung machen, daß eine Macht des Bösen in ihnen wirkte, der sie nicht gewachsen waren. Sie wollten das Gute tun, vermochten es aber nicht. Sie mußten erkennen, daß sie immer noch Sünder waren, und die Folge war ein sich tief unglücklich Fühlen, sowie eine völlige Unsicherheit in bezug auf ihre Bekehrung. Die jubelnde Freude, die ruhige Sicherheit der ersten Zeit waren dahin. Es erging ihnen ähnlich wie mir, als ich in meinem Abteil stand und vergeblich meine sämtlichen Taschen nach meiner Fahrkarte durchsuchte. Wo war denn nur ihre Fahrkarte, in deren Besitz sie anfänglich so glücklich gewesen waren? Hatten sie sich denn vielleicht getäuscht und gar nie eine besessen?

Es gibt auch Seelen, — und ihre Zahl ist leider nicht gering — die nach einem kürzeren oder längeren Wege der Gemeinschaft mit Gott anfingen, das Interesse an den göttlichen Dingen zu verlieren. Sie schauten nicht i n sich, wie die zuerst erwähnten, aber umsomehr u m sich. Äußerliche Dinge, ungläubige Freunde und Freundinnen, die, ach! oft so bestrickend nett und lieb sein können, die Welt und ihre Zerstreuungen, die S ü n d e, die einen so berauschend süßen Trank zu brauen weiß — diese und ähnliche Dinge lockten sie und nahmen sie mehr und mehr gefangen, nahmen ihnen den Geschmack an dem nahrhaften Brot des Wortes Gottes, und die Folge war innere Leere, ein unbefriedigtes Herz, Zweifel an dem Besitz ihrer Himmelsfahrkarte, und am Ende das Gefühl, daß ihnen a l l e s abhanden gekommen war, was sie einst so glücklich gemacht hatte.

Ähnlich ergeht es solchen, die einst, vielleicht schon

in kindlichem Alter, geglaubt hatten und glücklich gewesen waren. Aber dann kam das Lesen von Büchern ungläubigen Inhalts, vielleicht auch das Studium unter der Leitung ungläubiger Lehrer und Professoren, und Satan, der Listenreiche, sorgte durch Anregung entsprechender Fragen in dem im Grunde zum Unglauben neigenden Menschenherzen, daß die Giftsaat schnell aufschoß und üppige Blüten trieb. Unter wieviel Kampf und unsäglichem Herzeleid hat auf diesem Wege so mancher Jüngling, so manche Jungfrau den einfältigen beglückenden Glauben der Kinderjahre verloren! Sie hatten aufgehört zu beten und zu wachen, und — die Fahrkarte zum Himmel war und blieb verschwunden.

Das Leben manches Gläubigen weist einen Niedergang der beschriebenen Art auf. Aber muß man nun mit hoffnungslosem Schmerz an diese drei Klassen von Gläubigen denken, die ihre Fahrkarte zum Himmel verloren zu haben scheinen?

Nein. Wenn sie selbst auch, sei es durch Unkenntnis der Vollgültigkeit des Werkes Christi, sei es durch persönliche Untreue oder durch die List Satans, nicht mehr imstande sein mögen, ihre Fahrkarte vorzuweisen, verloren ist sie nicht. Niemand kann die Schafe, wie der Herr Jesus selbst im Gleichnis sagt, die der Vater Ihm gegeben hat, aus Seiner und des Vaters Hand rauben; sie sind und bleiben Sein Eigentum. Gott läßt Seine Kinder nicht gehen. Mögen solche Zustände, wie die beschriebenen, kurz oder lang währen, Gott wird in den Herzen der Betreffenden wirken, daß sie den rechten Weg zurückfinden und des Besitzes ihrer Fahrkarte wieder froh werden. Es mag längs schwerer Wege gehen, durch bittere Selbst-

anklagen und tiefen Schmerz, ja, die Umkehr mag erst in allerletzter Stunde erfolgen — und wie traurig und beschämend ist das! — aber Gott wird zu Seinem Wort stehen.

Sollten unter den Lesern dieser Zeilen solche sein, die zu der erstgenannten Klasse gehören, so möchte ich solchen raten, unter Gebet die Kapitel 5—8 des Römerbriefes zu lesen, und vor allem beim 7. und 8. Kapitel zu verweilen. Da werden sie finden, daß sie mit ihren traurigen Erfahrungen von der Ohnmacht des Fleisches nicht allein stehen, aber auch, daß das Opfer Christi vollkommen und „keine Verdammnis mehr ist für die, welche in Christo Jesu sind". Sie werden hören, daß Gott, „Seinen eigenen Sohn in Gleichgestalt des Fleisches der Sünde und für die Sünde sendend, die Sünde im Fleische verurteilte", (Röm. 8, 1. 3) mit anderen Worten, daß ihr Herr und Heiland Jesus Christus nicht nur ihre Sünden getragen und hinweggetan hat, sondern daß, indem Er zur Sünde gemacht wurde, Gottes Gericht in Ihm auch über den sündigen Zustand des Menschen ergangen ist, und daß der Gläubige somit ein für allemal „freigesprochen ist von der Sünde". Die Sünde ist vor den Augen des heiligen Gottes am Kreuze Christi richterlich beseitigt worden.

Was aber solche betrifft, die sich zu den beiden anderen Klassen rechnen müssen, so mögen sie zu Gott rufen um Hilfe und Erbarmen, daß Er ihnen die Augen öffne über ihren gefährlichen Zustand. Möchten sie sich doch in ernstem Selbstgericht vor Gott beugen, dann aber ihre Zuflucht nehmen zu dem kostbaren Worte Gottes! Es allein gibt dem

Herzen wahre Befriedigung und tiefe Freude. Schon mancher, in dessen Herzen der Unglaube infolge Unwachsamkeit, Vernachlässigung des Gebets und des Lesens der Heiligen Schrift eine Stätte gefunden, hat sich, nachdem er erst einmal wieder begonnen hatte, das Wort unter Gebet zu lesen, mit Beschämung eingestehen müssen, daß von diesem Wort eine Lebenskraft ausgeht, vor der der Unglaube die Segel streichen muß.

Deshalb, lest das Wort und betet, ihr, die ihr meint, eure Fahrkarte verloren zu haben! Ihr werdet die Wirkung bald verspüren.

Noch ein Gedanke bewegte mich beim Nachsinnen über meine verlorene Fahrkarte. Ich mußte an die Millionen denken, die die Reise zur Ewigkeit o h n e Fahrkarte machen, an sie, die sich gleichgültig oder mit Vorbedacht auf dem breiten Wege befinden, der ins Verderben führt, und auch an die zahlreichen Scharen derer, die da meinen, aus eigenem Verdienst sich den Himmel erwerben zu können. Beider Zustand ist gleich gefährlich, denn beide Wege, so verschieden sie sind, enden in der Verdammnis. Für die einen gilt das Wort: „Den Feigen und Ungläubigen und mit Greueln Befleckten ... und allen Lügnern — ihr Teil ist in dem See, der mit Feuer und Schwefel brennt" (Offbg. 21, 8) oder im Blick auf das Sühnungswerk Jesu Christi: „Wie werden wir entfliehen, wenn wir eine so große Errettung vernachlässigen?" (Hebr. 2, 3.) Für die aber, die durch ihr eigenes Wirken selig werden wollen, heißt es nicht minder ernst: „Denn es ist kein Unterschied, denn alle haben gesündigt und e r r e i c h e n n i c h t d i e H e r r l i c h k e i t G o t t e s, und" — jetzt kommt

der köstliche Zusatz — „werden umsonst gerechtfertigt durch Seine Gnade, durch die Erlösung, die in Christo Jesu ist". (Röm. 3, 22—24.) Kann vor diesem ernst-kostbaren Wort noch eigenes Tun bestehen?

Vielleicht gehörst du, lieber Leser, nicht gerade zu den Seelen, von denen wir eben sprachen, stehst aber auf dem Standpunkt: „Es hat noch Zeit! Ich will mich wohl einmal bekehren, aber nicht heute." Lieber Freund, auch das ist gefährlich, denn wie schnell kann der Lebensfaden abreißen!

Noch während ich mich mit diesen ernsten Fragen beschäftigte, traf ich einen Bekannten, der mich durch die Nachricht erschreckte, eine fünfundsiebzigjährige Verwandte von ihm sei einige Tage zuvor durch einen Autounfall plötzlich hinweggerafft worden. Ich erkundigte mich, ob sie ein Kind Gottes gewesen sei.

„Nein, nein", antwortete er betrübt, „wir haben kein Zeugnis von ihr."

Erschütternder Gedanke! Fünfundsiebzig Jahre gelebt, aber gleichgültig geblieben und ohne Gott in die Ewigkeit gegangen! Arme Seele!

Lieber Leser, der du das alte Jahr in alter Weise beschlossen hast, willst du nicht das neue damit beginnen, Jesu deine Sünden zu bringen und Ihn im Glauben zu erfassen, damit dann auch von dir gesagt werden kann:

„Das Alte ist vergangen, siehe, alles ist neu geworden!"?

Von Gott gesucht und gefunden

Im Herbst 1925 saß ein höherer Eisenbahnbeamter nach dem Abendessen in seiner Wohnung und las nach seiner Gewohnheit die Zeitung. Da fiel sein Auge auf die Anzeige eines Eisenbahnsyndikats, das einen der französischen Sprache kundigen Aufsichtsbeamten für seine Bahnlinie in China suchte. Er dachte: „Da kannst du dich mal bewerben. Bist zwar schon über fünfzig; aber du hast ja keine Angehörigen, für die du zu sorgen brauchst. Und wenn du diesen Vertrag für drei Jahre bekommst, dann hast du eine schöne Gelegenheit, endlich einmal etwas von der Welt zu sehen."

Er setzte sich sofort hin und schrieb einen Brief an die angegebene Anschrift, aber ohne viel Hoffnung, daß er bei seinem Alter noch ankommen werde.

Er hatte die Sache fast vergessen, als er anfangs 1926 einen Brief von dem Direktorium des Syndikats erhielt, das ihn einlud, sich persönlich vorzustellen. Unter all den vielen Bewerbern war die engere Wahl zuletzt auf ihn und einen jüngeren Herrn gefallen. Letzterer wäre auch bevorzugt worden, wenn seine Kenntnisse der französischen Sprache den seinigen gleich oder überlegen gewesen wären.

So fand sich Herr N. zu seinem eigenen Erstaunen nach kurzer Zeit mit einem auf drei Jahre lautenden Vertrag in der Tasche auf dem Wege nach China. Die Reise über Frankreich, das Mittelmeer, durch den Suezkanal, das Rote Meer, das Anlegen an der schönen Insel Ceylon und später auf Singapore waren alles neue und interessante Erlebnisse

für ihn. Wenn er nur all dieses Gute aus Gottes Hand angenommen hätte! Aber der Gedanke an Gott kam ihm nicht in den Sinn. Wie so viele Namenchristen in den sogenannten christlichen Ländern lebte er ohne Gott und ohne Hoffnung in der Welt. Schon seit seiner Schulzeit hatte er für Kirchengehen, Bibellesen und Gebet nichts mehr übrig gehabt. So ist es nicht zu verwundern, daß er sich allen Vergnügungen hingab, die sich ihm auf der Seereise in der Kajütenklasse des neuzeitigen Seedampfers boten.

In China angekommen, war es nicht anders. Sein neuer Wohnsitz war ein Eisenbahnknotenpunkt, südlich vom Gelben Fluß, wo noch eine Anzahl europäischer Eisenbahnbeamter, meist belgischer Nationalität, wohnten.

Diese Herren verdienten genug, um sich gegenseitig jeden Abend im Hause des einen oder anderen zu bewirten. Bis tief in die Nacht hinein suchte man sich das Leben im Innern Chinas, das die meisten sonst als eine Art Verbannung empfanden, durch Festgelage, Tanz, Kartenspielen usw. so angenehm wie möglich zu machen.

Eines Abends, kurz vor Beendigung eines reichen Mahles im Hause eines Kollegen, verspürte unser Freund plötzlich heftige Leibschmerzen und wäre ohnmächtig vom Stuhl gefallen, wenn sein Tischnachbar ihn nicht aufgefangen hätte. Der herbeigerufene Arzt meinte, es sei eine Verdauungsstörung (zu deutsch: er habe zu viel gegessen), verschrieb ein Mittel und einen Tag Ruhe, dann würde alles wieder gut sein. Kurze Zeit darauf, bei einer Inspektionsreise in eine andere Stadt, wiederholten sich dieselben Erscheinungen, und zwar diesmal v o r dem Essen. Das

geschah im Hause eines Arztes, der eine sofortige Operation für nötig erklärte. Diese wurde auch vorgenommen, war ziemlich gefährlich, aber doch im Ergebnis befriedigend. Herr N. dachte auch jetzt noch nicht an Gott; erst später erkannte er in dem Vorkommnis eine ernste Warnung von seiten Gottes.

Das Dahinleben in mehr oder weniger schwieriger Arbeit und allerlei Vergnügungen, das er auch nach der Operation fortsetzte, wurde durch den immer wieder ausbrechenden chinesischen Bürgerkrieg gestört. Die Nordtruppen waren im Besitz der Stadt, wo N. wohnte, und die Südtruppen suchten sie einzunehmen, was ihnen auch nach einigen mißglückten Versuchen gelang. Das Haus unseres Freundes lag unmittelbar in der Feuerlinie. Auch die Eisenbahn, die seiner Verwaltung unterstellt war, wurde ganz vom Militär besetzt, und die Einnahmen hörten auf. Dadurch hatte N., der Einnahmen und Ausgaben der Bahn für die Aktionäre zu kontrollieren hatte, auch fast nichts mehr zu tun. Das noch vorhandene Bargeld reichte nicht einmal aus, um die durch kommunistische Hetzer aufgeregten chinesischen Beamten und Arbeiter der Bahn zu befriedigen. Eines Tages fand sich Herr N. durch diese Leute in seiner eigenen Wohnung belagert. Mit Backsteinbrocken bewaffnet, drohten sie, ihn zu ermorden, wenn er entfliehen werde, ehe er das bezahlt habe, was sie verlangten. Aber wie so oft in China, wurde auch diese Suppe nicht so heiß gegessen, wie sie gekocht war. Die Leute verzogen sich wieder, als sie fanden, daß nichts zu holen war.

Ernster wurde die Sache, als der chinesische kommandierende General in sein Büro kam und die Aushändigung der Eisenbahngelder verlangte. Herr N.

ließ ihm durch den der französischen Sprache kundigen Dolmetscher sagen, daß er nichts auszuhändigen habe. Da sagte der General, indem er das Zeichen des Kopfabschneidens machte:

„Dann werde ich Sie enthaupten!"

„Ja", antwortete Herr N., „das können Sie tun. Aber glauben Sie, Sie würden Silberdollar in meinem Hals finden?"

Der Dolmetscher hat das wohl mehr oder weniger wortgetreu ins Chinesische übersetzt, denn auch der General zog unverrichteter Dinge ab. Obwohl Herr N. bei der Gelegenheit nach außen hin ruhig blieb, war ihm doch der kalte Schweiß den Rücken heruntergelaufen.

Auch diese Erfahrungen trieben Herrn N. nicht auf die Kniee oder zu Gott, sondern erfüllten ihn nur mit Wut gegen das verrückte Treiben um ihn her. Eigentlich war es ihm gleichgültig, ob er leben oder sterben würde, aber der Gedanke, von diesen Chinesen ins Jenseits befördert zu werden, war ihm unerträglich.

Doch es sollte noch schlimmer kommen. Eines Tages kam ein Sekretär des Arbeiterverbandes zu N. und wollte Geld haben. Im Jahre 1927/28 gingen die Wogen des Nationalbewußtseins unter den Chinesen höher als je. Die meisten unter ihnen hassen und verachten ja die unter ihnen weilenden Ausländer, genau so wie diese Ausländer (die zumeist weder die chinesische Sprache noch ihr Gedankenleben kennen) sie verachten und hassen.

Der Arbeitervertreter, ein noch ganz junger und zudem kleiner Mensch, muß ungewöhnlich anmaßend aufgetreten sein, denn Herr N., sonst friedliebend und

besonnen, verlor die Fassung und packte den Burschen, der ihn mit den schrecklichsten Strafen bedrohte für den Fall, daß er kein Geld schaffe, beim Kragen. Aber er hatte sich getäuscht. Wenn auch klein, war der Chinese doch stärker als er. In einem Nu fand sich der Europäer in die Höhe gehoben und dann auf dem Fußboden. Seine Diener sprangen dazwischen und trennten die beiden. Wütend verließ der Bursche das Haus.

Nun ist es unter Europäern im Orient ein allbekannter Grundsatz, daß man im Verkehr mit Einheimischen vor allem seine Ruhe und Würde bewahren muß und unter keinen Umständen als erster tätlich werden darf. Herr N. wußte, daß er einen schweren Fehler begangen hatte, als er den Mann so derb anfaßte.

Die Sache bereitete ihm ernstliche Sorge. Als er darüber sowie über die möglichen Folgen nachdachte, kam ihm zum erstenmal der Gedanke an Gott. Wo sollte er sonst Hilfe finden? Freilich war sein erstes Gebet eigentlich ein Hadern mit Gott. Sein Inhalt war:

„Warum hast Du mich nach China gebracht? Aber wenn Du kannst, so hilf mir!"

Am folgenden Morgen sagte sein Koch zu ihm:

„Herr N., passen Sie auf! Der Herr, der gestern hier war, droht das Volk vor Ihr Haus zu bringen und Sie totzuschlagen, wenn Sie hinausgehen!"

Herr N. antwortete:

„Wie dem auch sei, ich muß meine Pflicht tun und zum Büro gehen."

Aber es war ihm garnicht wohl bei der Sache.

Darum ging er noch einmal in sein Zimmer und betete zu Gott um Hilfe und Bewahrung, indem er hinzufügte, daß, wenn Gott ihn diesmal erhöre, er ein Christ werden wolle.

Äußerlich ruhig, doch im Herzen ziemlich bange, machte er sich auf den Weg zum Büro. Und siehe da, kein Hund spitzte die Zunge gegen ihn. Er mochte etwa eine halbe Stunde auf seinem Büro sein, da kam eine Abordnung von dem Manne, den er fürchtete, die ihn in seinem Namen bat, seine Unhöflichkeit von gestern zu verzeihen.

Gott hatte sein Gebet erhört. Es machte tiefen Eindruck auf N. Und auch er, wie ich hinzufügen darf, hat sein Versprechen gehalten. Ohne irgend von Menschen angeleitet zu werden — die in seiner Stadt wohnenden Missionare hat er erst Monate später kennen gelernt — begann er die Bibel zu lesen und sich christliche Bücher anzuschaffen. Von Anfang an war es ihm klar, daß er mit seinem alten Leben und den alten Freunden gänzlich brechen müsse. Dies tat er, indem er die nächste Einladung zu einer Abendgesellschaft mit der Begründung ablehnte, er sei jetzt Christ geworden. Der Belgier, der ihn eingeladen hatte, sowie die übrigen Herren der Europäerkolonie schüttelten den Kopf und sagten zueinander: „Der arme N. ist übergeschnappt".

Seitdem sind über zwei Jahre vergangen, und Herr N. hat in der Gnade unseres Herrn Jesus Christus große Fortschritte gemacht. In einem kleinen Kreise von gleichgesinnten Freunden hat er obiges erzählt.

H. R.

„Ein guter Kriegsmann Jesu Christi“

Der Französisch-Spanisch-Portugiesische Krieg, auch Peninsularkrieg genannt, der von 1807 bis 1814 währte, war nach langem, heißem Ringen beendigt, und die noch übriggebliebenen englischen Truppen, die an Spaniens Seite gegen die Soldaten Napoleons gekämpft hatten, waren in ihr Heimatland zurückgekehrt. Es war eine wilde, sorglose Gesellschaft, zügellos, weder Gott noch den Tod, den König der Schrecken, fürchtend, leichtsinnig und größtenteils durch und durch verdorben.

Als einer der Leichtfertigsten kehrte ein junger, lebenslustiger Offizier mit seinem Regiment zurück. Unbeschädigt war er durch alle Gefahren des mörderischen Krieges hindurchgekommen. Gott hatte ihn behütet, ohne daß er sich dessen bewußt gewesen wäre.

Nachdem das wilde Kriegsspiel vorüber war, suchte Eduard P. andere Unterhaltungen. Er wurde ein begeisterter Anhänger des Pferdesports und anderer möglichst aufregender Sportvergnügungen. Mit jedem Tage schien er sorgloser und leichtsinniger zu werden, bis er unvermerkt in Umstände geriet, die es — entgegen seiner Neigung — für ihn wünschenswert machten, die freundliche Einladung seiner beiden wohlhabenden Tanten anzunehmen, in der Hoffnung, sie für die Bezahlung seiner beträchtlichen Schulden gewinnen zu können.

„Ich würde die Sache durchaus nicht so tragisch nehmen“, sagte er zu einem Freund, „da K. ein

entzückendes Jagdgebiet ist. Aber meine Tanten sind so übertrieben fromm, daß ich mich vor dem unschuldigsten Vergnügen werde hüten müssen, um ihr Mißfallen nicht zu erregen, und ich habe alles Interesse daran, mir ihr Wohlwollen zu sichern."

In dieser Stimmung reiste der junge Offizier nach Irland und betrat das stille Haus der beiden Fräulein P., deren christlichen Grundsätzen er sich meisterhaft anzupassen wußte. Er kniete mit zum Familiengebet nieder und saß mit in der Dorfkirche. Aber sein Herz war dabei weit entfernt von Gott und sein Inneres nur mit irdischen Berechnungen erfüllt. Seine einzige Sorge war, wie er aus seinen Schwierigkeiten herauskommen solle, und diese Sorge wurde nicht geringer, denn je mehr Gelegenheit er hatte, das edle, tadellose Leben seiner Tanten zu beobachten, desto mehr scheute er sich davor, ihnen von seinen Schulden Kenntnis zu geben. Schließlich aber waren die Zahlungstermine nicht mehr hinauszuschieben, und so sah er sich am Ende gezwungen, seinen Tanten seine Not einzugestehen und sie um Hilfe zu bitten.

Die Enttäuschung der beiden Damen war groß, als sie erfuhren, wie es in Wahrheit um ihren Neffen stand, dessen untadeliges Verhalten während der Zeit, da er ihr Gast war, sie zu der Hoffnung veranlaßt hatte, er sei, wenn auch noch kein Christ, nicht mehr fern vom Reiche Gottes. Daß die Summe, die er bedurfte, sie einen recht erheblichen Teil ihres Vermögens kosten würde, kümmerte sie weniger. Was sie vor allem schmerzte, war die Entdeckung, daß ihr junger Verwandter ein Heuchler war.

Eduard P. war sehr überrascht, nicht nur die Summe zu empfangen, die er erbeten hatte, sondern

noch etwas darüber hinaus. Doch noch mehr als die Höhe der Summe erstaunte ihn die Art und Weise, wie das Geld gegeben wurde. Er hatte erwartet, daß die erbetene Hilfe, wenn sie überhaupt gewährt wurde, von solchen Schauern von Vorwürfen und Ermahnungen begleitet sein würde, daß er das Geld als teuer verdient betrachten konnte. Doch nichts dergleichen geschah.

„Nimm das, Eduard, bezahle deine Schulden, und dann wache und bete, daß du nicht wieder in diese Sünde fällst", sagten seine Tanten, weiter nichts.

Ihre Sanftmut rührte den jungen Offizier. Zum erstenmal sah er die Schönheit wahrer Gottesfurcht, und mit einem weichgestimmten Herzen lauschte er an diesem Abend, als Fräulein P. für alle die betete, die noch auf dem breiten Weg der Sünde wandelten, der ins Verderben führt, und inbrünstig zu Gott flehte, daß Er sich in Seiner Gnade über diese alle erbarmen und sie aus Satans Ketten und der Macht der Sünde befreien möge. Fräulein P. nannte keine Namen, aber Eduard wußte, wem vor allem dieses ernste Flehen galt, und unwillkürlich, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, regte sich in seinem Herzen etwas wie ein stilles Gebet um Vergebung seiner Schuld und Bewahrung vor weiteren Sündenwegen. Es war nur ein schwaches Seufzen, aber es erreichte das Ohr Dessen, der verheißen hat, „den glimmenden Docht nicht auszulöschen und das geknickte Rohr nicht zu zerbrechen". Von diesem Tage an lernte Eduard mehr und mehr den Irrtum seiner Wege einsehen, und Gottes Erbarmen brachte ihn nach ernsten inneren Kämpfen dahin, die Hand der Gnade erfassen zu können. So gelangte der leichtsinnige Offizier aus dichter

Finsternis in Gottes wunderbares Licht. Eine völlige Umwandlung ging mit ihm vor.

Als er bald darauf in seine Garnison und zu seinem Regiment zurückkehrte, verließ er Irland mit einem von Dank erfüllten Herzen gegen den Gott, der ihn nicht nur aus aller irdischen Not befreit, sondern ihn auch in Seiner Weisheit — indem Er seine große Verlegenheit als das Mittel dazu benutzte — auf den Weg des Lebens geführt hatte.

In seiner alten Umgebung wurde es bald bemerkt, daß er ein anderer geworden war. Er mied seine früheren Kameraden, floh alle, die ihn in Versuchung hätten führen können, und suchte statt dessen die Gemeinschaft von Leuten auf, über die er früher spottend die Achseln gezuckt hatte.

Um diese Zeit — Napoleon war von Elba geflohen — brach ein neuer Krieg aus, und P.'s Regiment wurde auf den Kontinent gesandt. Die Schlacht bei Waterloo wurde geschlagen, und wieder, wie so viele Male vorher, kam der junge Offizier unversehrt davon. Tote und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld; ihn aber traf keine Kugel. Doch jetzt wußte er, daß nicht der Zufall, sondern eine allmächtige Hand ihn sicher durch die Gefahren geführt hatte, und dankbaren Herzens gab er Dem die Ehre, den er inzwischen als seinen Vater in Christo kennen und lieben gelernt hatte. Aber nicht nur das. Er begehrte jetzt auch, anderen das Heil zu bringen, das er selbst erfahren hatte. So sah man ihn am Abend der Schlacht echten Samariterdienst üben. Neben manchem Sterbenden kniete er, bemüht, ihn in elfter Stunde zu Gott zu führen. Es erquickte sein Herz, diesen Armen, soweit sie es zu hören vermochten, von Dem zu er-

zählen, der sich selbst für Sünder hingegeben und gesagt hat: „Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er gestorben ist". Manches brechende Auge leuchtete auf, und manche Lippen murmelten einen gebrochenen Dank für den lichten Hoffnungsstrahl, der sich über ihr blutiges Sterbebett breitete.

Auch nachdem die Toten beerdigt und die Verwundeten in die Lazarette geschafft waren, betrachtete Eduard seine Mission noch nicht als erfüllt. Sooft sein Dienst es erlaubte, besuchte er die Stätten des Leidens und verkündigte dort Verwundeten und Sterbenden das Heil in Christo. Und nicht nur unter den einfachen Soldaten, auch im Kreise der Offiziere legte er freimütig Zeugnis ab von der Gnade, die ihm selbst zuteil geworden war. Und der Herr gab Segen zu seinen Bemühungen. Während er sich mit den Kranken und Verwundeten unterhielt, die ihm meist freudig zuhörten, gesellten sich auch von den Gesunden manche, von der machtvollen Predigt des Wortes angezogen, hinzu, und viele, die Eduard um seines veränderten Wesens willen anfänglich verlacht und verspottet hatten, sahen jetzt mit einer Achtung zu ihm auf, wie sie sie nie für ihren übermütigen, leichtfertigen Kameraden empfunden hatten.

Mit dem bald darauf in Europa wiederhergestellten Frieden nahm Eduards Missionstätigkeit unter den Soldaten ein Ende. Der Wunsch, die Botschaft vom Kreuz ins Heidenland hinauszutragen, der schon längere Zeit in seinem Herzen gelebt hatte, nahm jetzt greifbare Gestalt an. Um Christi willen wollte er alles verlassen, Verwandtschaft, Freunde, Hoffnungen und Aussichten in dieser Welt aufgeben, um den in tiefer Finsternis schmachtenden Heiden das Licht

des Evangeliums zu bringen. Seine Freunde und Verwandten widersetzten sich diesem Entschluß aufs entschiedenste. Selbst die so christlich gesinnten Tanten, die das Werkzeug zu seiner Bekehrung hatten sein dürfen, waren in diesem Punkt nicht mit ihm einverstanden, da sie meinten, es sei nur der Übereifer des Jungbekehrten, der ihn zu diesem Schritt leite. Aber alle Einwendungen vermochten den jungen Gläubigen in seinem Vorhaben nicht wankend zu machen. In der Überzeugung, daß Gott ihn in Seinen Dienst berufen habe, trat er aus dem Heer aus, nahm für immer Abschied von Freunden und Bekannten und trat im Vertrauen auf Gott, der denen, die um Seinetwillen etwas aufgeben, ein „sehr großer Lohn" sein will, seine Reise in die ferne Heidenwelt an.

Zu seinem Missionsfeld hatte er die Westküste von Afrika erwählt. Viele blickten mit Bedauern auf den feinen, jungen Mann, der sich, allen Annehmlichkeiten des Lebens entsagend, in eines der ungesundesten Gebiete der Welt verbannen wollte. Eduard selbst aber trat sein heiliges Unternehmen froh und wohlgemut an. Sein Herz genoß einen Frieden, wie er ihn in den Tagen, da die Befriedigung seiner Lüste sein einziges Ziel gewesen war, nie genossen hatte. Er betrachtete es als ein hohes Vorrecht, sich ganz dem Dienste Christi weihen zu dürfen, mochte es auch mit Gefahr seines Lebens geschehen.

Niemand würde den sorglosen, vergnügungssüchtigen jungen Offizier in dem ergebenen Streiter Christi wiedererkannt haben, der, mutterseelenallein unter den Wilden, eifrig die Aschanti-Sprache studierte und nichts versäumte, was zu einer erfolgreichen Missionsarbeit unter ihnen beitragen konnte.

Es gelang dem jungen Missionar schneller, als er gehofft hatte, das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen, indem er sich ihren einfachen Lebensgewohnheiten anzupassen wußte. Sie begannen — neugierig, was das für eine Lehre war, die den fremden, weißen Mann veranlaßt hatte, zu ihnen zu kommen — willig auf das zu lauschen, was Eduard ihnen erzählte, und der junge Mann war unermüdlich in seinem Eifer, ihre Gewissen aufzuwecken, sie über ihren Irrtum, sich vor Holz und Stein niederzubeugen, aufzuklären und sie zu dem einen Gott zu führen, der alle Menschen erschaffen hat und sie alle trotz ihrer Sünden liebt. Auch ihre Großen waren nicht abgeneigt, seiner Lehre zuzuhören, aber nur, solang der Missionar von der Liebe Gottes zu ihnen sprach. Alles wäre gut und schön gewesen, wenn Eduard sich darauf beschränkt hätte, ihnen schöne biblische Geschichten zu erzählen. Als er es aber, wie Johannes der Täufer bei Herodes, für nötig hielt, ihre Sittenlosigkeit zu rügen, die groß war, verwandelte sich ihr Wohlwollen in Zorn, und heftige Drohungen wurden gegen den Missionar ausgestoßen.

Immerhin folgten einige wenige seinen Worten, änderten ihr Leben und bekannten ihren Glauben an Christum. Eine kleine Gemeinde wahrer Gottesanbeter blühte in der Wildnis empor, und neben den finsteren Götzenopfern, die nach wie vor dargebracht wurden, gab es jetzt auch geistliche Schlachtopfer in der Wildnis, erklangen Lob- und Dankeslieder zum Preise und zur Ehre Gottes. Freilich waren die Neubekehrten noch recht schwach und unvollkommen. Trotzdem hing das Herz des jungen Missionars mit jener zärtlichen Liebe an ihnen, die einst

den großen Apostel im Blick auf seine durch das Evangelium gezeugten Kinder bewegt haben mag. Sie waren seine Brüder und Schwestern in Christo, Brandscheite, die Gott durch seinen Dienst aus dem Feuer gerettet hatte. War es ein Wunder, daß der junge Mann frohlockte? Welche Freude könnte der an die Seite gestellt werden, die das selige Bewußtsein verleiht, ein verlorenes Schaf dem guten Hirten zugeführt zu haben? In dieser Zeit, buchstäblich in tiefe Wildnis eingeschlossen und von einem wilden, barbarischen Volke umgeben, schrieb Eduard an einen Freund, daß er ein reicheres Glück und wahrere Freuden genieße, als sie je zuvor sein Teil gewesen wären.

Doch seine Freude sollte auf Erden nicht von langer Dauer sein. Kaum waren zwei Jahre verflossen, als seine Arbeit ein jähes Ende fand. Als er es eines Tages für nötig erachtete, einen sich für bekehrt ausgebenden großen Häuptling auf seine Verfehlungen aufmerksam zu machen, erregte das die Wut des Mannes in solchem Maße, daß er den Tod des unbequemen Tadlers beschloß. Am hellen Tage wurde Eduard überfallen und erschlagen. Er starb, mit seinem letzten Atem, gleich Stephanus vor alters, flehend: „Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht zu". Obgleich wir nicht annehmen können, daß ihm die gleiche herrliche Offenbarung zuteil wurde, die den scheidenden Geist des ersten Märtyrers erquickte, durfte er doch in dieselbe Herrlichkeit eingehen.

Das ist die Geschichte von Eduard P. Sie belehrt uns, daß wir keinen Menschen, mag er noch so leichtfertig, ja, böse leben, verloren geben oder gar als einen gänzlich Verworfenen ansehen sollten. Sind wir, die Gottes Gnade vor schweren Sünden bewahrt hat,

deswegen etwa besser als die anderen? Sind wir nicht auch zu allem Bösen fähig? Wer von uns vermöchte auch die verborgenen Absichten Gottes zu erkennen? Schon mancher, an dem seine gläubige Umgebung völlig verzweifelte, ist von Gott später dazu benutzt worden, um viele zu Christo zu führen und so Gottes Gnade in erstaunlicher Weise zu verherrlichen.

„Sie werden Schlangen aufnehmen . . .“

Missionar Dähne, der unter den Indianern in Nordamerika arbeitete, fühlte sich eines Abends vom Fieber ergriffen und wollte in seine Hütte gehen, um sich in die Hängematte zu legen. Als er in die Tür trat, warf sich vom Dach der Hütte eine Schlange auf ihn. Während er sich ihrer zu erwehren suchte, biß sie ihn an zwei oder drei Stellen und wand sich ihm mehrere Male um Kopf und Hals. Er erwartete nicht anders, als daß er entweder zu Tode gebissen oder erdrosselt werden würde.

Damit nun, wenn seine Mitarbeiter ihn tot anträfen, kein Verdacht auf die Indianer fallen möchte, als hätten diese ihn umgebracht, schleppte er sich an den Tisch und schrieb in großer Geistesgegenwart mit Kreide die Worte darauf:

„Eine Schlange hat mich getötet.“

Plötzlich aber drängte sich ihm das Verheißungswort seines Herrn und Meisters auf: „Sie werden Schlangen aufnehmen . . . und es wird ihnen nicht schaden“. Ermutigt durch dieses Wort, erhob er sein Herz zum Herrn, faßte die Schlange mit großer

Kraft, riß sie von seinem Körper los und schleuderte sie zur Hütte hinaus. Dann legte er sich ruhig und voll Dank gegen Gott in seine Hängematte, und es widerfuhr ihm nichts Böses.

Wie sagt doch der Psalmist? „Weil du Jehova, ... gesetzt hast zu deiner Wohnung, so wird dir kein Unglück widerfahren und keine Plage deinem Zelte nahen.“ (Ps. 91, 9. 10.)

„Gott verläßt uns nicht!“

Einem Freunde wurde vor einigen Jahren von einem gläubigen Manne, der nahe bei Cannstatt in Württemberg wohnte, folgende Begebenheit aus seinem Leben erzählt:

Es war kurz vor Weihnachten 1923. Bekanntlich fand damals die sogenannte Inflationszeit, die so viele wohlhabende Leute zu Bettlern gemacht hat, plötzlich ihr Ende. Das Geld kam wieder zu seinem eigentlichen Wert, war aber in unzähligen Häusern sehr, sehr knapp. So auch in der Familie dieses Mannes. Er hatte große Mühe, sich mit seiner achtköpfigen Familie durchzubringen. Seinen sieben Kindern dieses Jahr etwas zu Weihnachten zu schenken, wie er es gewöhnt war, schien ihm vollends unmöglich. Die Mutter freilich hatte gemeint: „No, vielleicht langt's doch zu e Paar Schläppele (Pantoffeln) für jedes Kind“.

Da wurde zu allem Unglück der Vater krank und mußte zur Operation ins Krankenhaus nach Cannstatt. Das Krankenauto kam, um ihn abzuholen. Weinend standen Mutter und Kinder dabei. Doch der Vater hatte guten Mut, sprach allen tröstlich zu und sagte beim Abschied zu seiner Gattin: „Frau, sollst sehen, Gott verläßt uns nicht“.

Die Operation verlief gut. Der Patient mußte aber noch eine Zeitlang im Krankenhause bleiben, und woher sollte die arme Mutter in dieser Zeit das Geld nehmen zum Lebensunterhalt für sich und ihre große Kinderschar?

*

Am Tage nach der Operation sprach ein wohlhabender Bauer aus dem Töstal bei Cannstatt zu seiner Frau:

„So, Frau, jetzt fangen wir wieder an zu sparen. Den ersten Hundertmarkschein lege ich dir dort in die Truhe."

In der Nacht darauf träumte er, ein Engel stehe an seinem Bett und sage zu ihm:

„Dort in der Truhe hast du hundert Mark liegen. Die gehören nicht dir. Die bringst du ins Krankenhaus nach Cannstatt, Baracke 2, zur Schwester Barbara. Sie sind für den armen Vater von sieben Kindern."

Am nächsten Morgen erzählte der Bauer mit den Worten: „Dummes Zeug hab' ich die Nacht geträumt", seiner Frau die Sache.

„So verrückt wirst du doch nicht sein, die hundert Mark fortzutragen", lautete ihre Antwort. Dann gingen beide an ihre Arbeit und sprachen nicht mehr davon.

In der nächsten Nacht träumte der Bauer genau das gleiche. Wieder steht der Engel an seinem Bett und spricht eindringlich dieselben Worte. Er wird wach, denkt: Das ist aber doch merkwürdig! schläft wieder ein und träumt zum drittenmal das gleiche.

Jetzt kann er's im Bett nicht mehr aushalten. Er steht auf und schaut auf die Uhr. Noch kann er den Frühzug nach Cannstatt erreichen. Leise, damit seine Frau nicht aufwacht und am Ende noch seinem Vorhaben wehrt, zieht er sich an, schleicht zur Truhe, steckt den Hundertmarkschein in die Tasche, eilt zum Hause hinaus und zu dem eine halbe Stunde entfernten Bahnhof. Er kommt zur Zeit an, fährt nach

Cannstatt und steht vor dem Krankenhause, noch ehe das große Tor geöffnet ist. Aber bald wird aufgemacht, und er darf eintreten. Die erste Schwester, der er begegnet, redet er an. Er möchte zur Baracke 2, zu der Schwester Barbara.

„Die bin ich", lautet die Antwort.

„Haben Sie einen Vater von sieben Kindern da, der arm ist?" fragt er.

„Ja, den habe ich", sagt sie. „Der Mann ist operiert worden."

Da zieht der Bauer seinen Hundertmarkschein aus der Tasche, gibt ihn der Schwester und sagt:

„Ich bin ein Bauer aus dem Töstal. Wie ich heiße, tut nichts zur Sache." Dann erzählt er die Geschichte seines Traumes und verabschiedet sich mit den Worten: „So, jetzt werde ich wohl endlich Ruhe haben."

Kaum hat die Schwester Zeit, ihrem Dank und Erstaunen Ausdruck zu geben.

Als zu der bald darauf im Krankenhause stattfindenden Weihnachtsfeier die Frau mit ihren Kindern erschien, übergab die Schwester den Eltern die Gabe des unbekannten Bauersmannes und erzählte sein merkwürdiges Erlebnis.

Das gab erstaunte Gesichter und von Dank überströmende Herzen. „Sollst sehen, Frau, Gott verläßt uns nicht!" hatte der Vater gesagt, und sein Vertrauen war nicht beschämt worden. Auf wunderbare Weise hatte der Allmächtige eingegriffen, um ihm und den Seinigen zu helfen. Und die Mutter konnte ihren Kindern jetzt auch „Schläppele" kaufen.

Was gilt dir deine Bibel?

Ein Bibelkolporteur machte seinen Rundgang durch eine größere Stadt. In einem Hause traf er eine Frau, der er seine kostbare, aber vielfach so wenig geschätzte Ware anbot. Die Frau wollte von einem Kauf nichts wissen. Sie sagte, sie habe anderes zu tun, als in der Bibel zu lesen. Der Kolporteur las ihr daraufhin einige Stellen aus dem Neuen Testament vor.

Die Unterhaltung fand auf dem Gang statt, und ein kleiner Knabe hörte zu. Ich weiß nicht, ob Gott bereits früher an seinem Herzen gewirkt hatte. Jedenfalls tat Er es in diesem Augenblick.

„Ich möchte wohl gern eins von diesen guten Büchern haben", sagte er plötzlich, all seinen Mut zusammennehmend, zu dem fremden Mann. „Was kosten sie?"

„Das billigste Testament, das ich habe, kostet fünf Groschen", lautete die Antwort.

Aber so viel Geld hatte der arme Junge nicht, und seine Mutter hätte ihm für solchen Zweck nichts gegeben. Still schlich der Knabe davon, und auch der Kolporteur verließ das Haus.

Einige Zeit später schritt der Bibelmann wieder durch die gleiche Straße. Da hörte er schnelle Schritte hinter sich, und eine Kinderstimme rief:

„Herr, Herr, warten Sie, bitte!"

Er schaute sich um und gewahrte den kleinen Jungen, der ihn nach dem Preise der Bibeln gefragt hatte. Sein Gesicht war rot vor Freude, und atemlos rief er:

„Ich habe Gott um eins von den guten Büchern gebeten, und da habe ich neulich auf der Straße fünfzehn Groschen gefunden, und niemand hat sie zurückgefordert. Kann ich jetzt eine Bibel haben?"

Mit Freuden öffnete der Kolporteur seine Tasche, brachte das verlangte Buch zum Vorschein und sagte:

„Diese Bibel kannst du für zehn Groschen haben, mein Junge."

„Nein, nein", wehrte der Knabe ab. „Gott hat mir fünfzehn Groschen für die Bibel gegeben, und die müssen Sie auch alle nehmen."

Dann rannte er mit seiner Bibel davon wie jemand, der einen großen Schatz gefunden hat. Und — er hatte auch einen großen Schatz gefunden. Paulus schreibt an Timotheus von den heiligen Schriften, die da „vermögend sind, weise zu machen zur Seligkeit durch den Glauben, der in Christo Jesu ist". (2. Tim. 3, 15.) Sie weisen also den Weg zu dem einen Ziel, dessen Erlangung wichtigster Lebenszweck für jeden Menschen sein sollte. Und welch ein Schatz ist Gottes Wort für den Lebensweg selbst! Es spendet Trost im Leid, gibt Mut in der Gefahr, Kraft in der Schwachheit, reicht Geduld und Ausharren dar, die oft so nötig sind, und sein fleißiges Lesen beglückt und erfreut, und es erfüllt das Herz mit tiefer Dankbarkeit gegen den göttlichen Geber.

Was gilt die Bibel dir, mein lieber Leser? Auch zu deinem Nutz und Frommen hat Gott dieses wunderbare Buch schreiben lassen. Sag, hast du Ihm schon einmal dafür gedankt?

Der Hufschmied des Königs von Ungarn

Es war kein liebliches Bild, das sich dem Auge des unbeteiligten Zuschauers in einem Saale des Stadtgefängnisses zu Buda oder Ofen in Ungarn vor jetzt mehr als dreihundertfünfzig Jahren bot. Verbrecher aller Gattungen und Altersstufen bevölkerten den großen, kahlen Raum, und wenn es auch einige wenige darunter gab, denen man kein eigentliches Verbrechen nachweisen konnte, die vielmehr ein Opfer der inneren Zerrüttung des Staates*) geworden waren, gehörte die Mehrzahl der lärmenden Männer und Jünglinge, die sich um einen aus ihrer Mitte drängten und gierig dessen übertriebener Schilderung irgend eines Bubenstücks lauschten, doch ohne Frage zu der „gefährlichen Klasse" der Verbrecherwelt. Das galt wohl noch mehr von einer Anzahl Spieler, die unter lauten Flüchen ihre Würfel hin und her warfen. Und wenn der hagere Mensch, der ihrem Spiel zusah und ihren Zank eifrig schürte,

*) Zur Zeit, da meine wahre Geschichte spielt, herrschten in Ungarn zwei Gegenkönige. König Johann Zapolya, der zu Buda regierte, war ein harter, launischer Despot, und von ihm war kein mildes Urteil über einen der Anhänger König Ferdinands, der in seine Hände fiel, zu erwarten.

Samenkörner (Neue Folge 25) 1931

auch einen fadenscheinigen Militärrock trug, war er doch unverkennbar, wie seine Gefährten ihn auch nannten, ein Spitzbube ersten Ranges.

Einen ganz anderen Eindruck aber machte ein kräftiggebauter junger Mann in der malerischen Nationaltracht der Ungarn, der am Ende eines der langen Tische saß und in Blick und Wesen große Niedergeschlagenheit verriet. Sein offenes, ehrliches Gesicht ließ die Vermutung nicht zu, daß er ein Verbrecher sei, so wenig wie sein einfaches Wesen und sein bescheidener Stand — er trug das Innungszeichen der Schmiedehandwerker — es wahrscheinlich machten, daß er aus politischen Ursachen verhaftet worden war.

Das Knirschen des Schlüssels in der Tür veranlaßte alle Anwesenden, sich nach ihr umzuwenden. Der Eintritt des Kerkermeisters rief jedoch nur für einen kurzen Augenblick eine Unterbrechung in dem lauten Reden, Fluchen und Streiten hervor. Kerkermeister Fritz, obwohl rauh und streng, war kein Unmensch, besaß aber auch nicht immer die Macht, die seiner Bewachung anvertraute, oft recht störrische und unbändige Gesellschaft in Schach zu halten. Während die meisten sich kaum um ihn kümmerten, wandte der junge Schmied keinen Augenblick den ängstlich forschenden Blick von dem Gesicht des Eingetretenen ab.

„Wie ist's, Kerkermeister? Habt Ihr etwas gehört?" fragte er in erregtem Flüsterton.

Der Aufseher legte mitleidig die Hand auf seine Schulter.

„Trübe Nachrichten für dich, armer Junge. Allem Anschein nach kommt sie nicht durch."

Ein schwerer Seufzer war die einzige Antwort.

„Arme Maida ... armer Bub!" murmelte der junge Schmied.

„Es ist hart, Stephan", sagte der Kerkermeister, „doch Mut, alles ist noch nicht verloren!"

Als der andere hierauf nichts erwiderte, wandte sich der Aufseher ab.

„He, Freund Fritz", hielt ihn der Hagere im Militärrock an, „was hat es mit dem Ritter von Hammer und Zange dort drüben für eine Bewandtnis? Wer kommt nicht durch? Seine Frau, sein Kind? oder vielleicht ein Feind, dessen Haupt er irrtümlich für einen Pferdehuf gehalten hat? Und wird er deswegen gehenkt werden?"

„Er wird schwerlich dem Tode entrinnen", erwiderte der Kerkermeister, „doch ich wünschte, du verdientest es so wenig wie er, gehenkt zu werden, Michael. Der Schmied ist ein guter Junge, wohl der bravste, der je ein Hufeisen geschmiedet hat. Er muß vergessen haben, in Demut zu seinem Heiligen zu beten, *als er die Ehre und das Vorrecht hatte, die Pferde* des Königs zu beschlagen. Dieses Glück, um das viele ihn beneideten, hat sich in bitteres Leid für ihn verwandelt. Wie es gekommen ist, weiß niemand. Vielleicht hat er ein wenig zu hart geschlagen, vielleicht hat der Junge, der den Gaul hielt, das Tier erschreckt, kurz, das Lieblingspferd des Königs wurde verletzt, und es ist seitdem schlimmer und schlimmer geworden, sodaß die graue Bavieca allem Anschein nach nicht am Leben bleibt. Der König aber hat bei allen Heiligen geschworen, daß, wenn sein Pferd eingehe, auch der Schmied sein Leben lassen muß, ehe die Sonne ..."

Hier hielt der Kerkermeister ein, da es ihm plötzlich zum Bewußtsein kam, daß seine Stimme, die er nicht zu dämpfen für nötig gehalten hatte, bei der eingetretenen Stille bis an das andere Ende des Raumes dringen mußte.

„In der Tat ein trauriger Fall", versetzte der Soldat. „Möchten die Heiligen dem armen Burschen beistehen! Doch seht hier, Freund Fritz", und er hielt ein Silberstück in die Höhe, „schickt Euren Jungen, etwas Wein zu holen, und wir trinken auf die Gesundheit und Herstellung der grauen Bavieca."

Der Kerkermeister nahm das Geld und ging. Als er fort war, setzte der vorige Lärm wieder ein. Doch wäre die Unruhe und das Getöse auch noch zehnmal größer gewesen, Stephan, der Schmied, hätte nichts davon gehört. Still vor sich hinbrütend, saß er da.

Wie lange war's jetzt her, daß der Stallmeister des Königs zu ihm gesandt hatte, und er des Königs Hufschmied geworden war? O, das war ein herrlicher Tag gewesen, denn da hatte er stolz und glücklich die schöne Maida als sein Weib heimgeführt. Und wieder war ein Tag gekommen, ein wunderbarer, an dem man ihm ein kläglich schreiendes Etwas in den Arm gelegt und ihm gesagt hatte, das sei sein Sohn und Erbe. Wie hatte die glückliche Mutter dabei gestrahlt! Würde der König ihn Maida und sein Kind noch einmal wiedersehen lassen? Oder würde Maida nur noch um ihn weinen und sein kleiner Knabe aufwachsen müssen, ohne sich an seinen Vater erinnern zu können? Bei diesem Gedanken begann er bitterlich zu weinen. Die Tränen tropften ihm durch die Finger seiner Hand, mit der er das Gesicht bedeckt hatte.

Da legte sich eine leichte Hand auf seine Schulter, und eine freundliche Stimme sagte:

„Mein Freund, der große König kann das Urteil König Johanns aufheben."

Erstaunt schaute Stephan auf und sah in die Züge eines Mannes von mittlerem Alter, der, in einen weiten, schwarzen Mantel gehüllt, voll tiefen Mitleids auf ihn blickte. Er hatte diesen Mann schon vorher bemerkt, und es war ihm aufgefallen, wie verschieden er war von den übrigen Gefangenen. Er hatte ihn deshalb für einen Mann gehalten, der auf irgend eine Weise die Gnade des Königs verwirkt hatte, vielleicht nur dadurch, daß er ein wenig zu deutlich zeigte, daß er ein Anhänger König Ferdinands war. In diesem Gedanken antwortete Stephan mit hoffnungslosem Kopfschütteln:

„Ich halte König Ferdinand nicht für den größeren König. Jedenfalls aber kann er mir nicht helfen."

„Ich spreche nicht von einem der Könige von Ungarn, sondern von dem großen unsichtbaren König, der ein unzugängliches Licht bewohnt, und vor dessen Richterstuhl sowohl Ihr und ich, als auch König Johann und König Ferdinand einmal erscheinen müssen."

„Ja, Herr, Gott ist barmherzig", sagte Stephan, „und" — seine Lippen zitterten — „wenn ich sterben muß, hoffe ich, daß sie mir wenigstens den Beistand eines Priesters zuteil werden lassen."

„Ja, Gott ist barmherzig", bestätigte der Fremde, „aber das ist nur ein Teil der Wahrheit. Gott ist mehr, Er ist Liebe."

„Ich verstehe nicht recht", sagte Stephan müde und teilnahmlos.

„Gottes Erbarmen ist noch größer als alle Seine Werke", versetzte der Fremde. „Wenn Er betrübt hat, erbarmt Er sich nach der Menge Seiner Gütigkeiten."

Die von Herzen kommenden Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Der junge Hufschmied schaute mit wachsendem Interesse auf, wenn auch seine Züge noch den Ausdruck hilfloser Verwirrung trugen.

„Hat Gott denn dies alles herbeigeführt?" fragte er.

„Er hat erlaubt, daß es so gekommen ist. Wenn kein Sperling ohne Ihn zur Erde fällt, dürfen wir sicher sein, daß nichts geschieht ohne Seinen Willen, auch — daß kein Nagel fehlgeht."

„Ein Pferd ist von weit größerem Wert als ein Sperling", warf Stephan nachdenklich ein. „Und der König hat in all seinen Ställen kein Pferd wie die graue Bavieca."

„Höher als der König die graue Bavieca, schätzt Gott Euch ein."

„Was? mich — einen Hufschmied, einen so armen Menschen? Das kann ich nicht glauben, Herr. Doch wenn es so wäre, warum läßt Er dies dann zu?"

„Vielleicht, damit Ihr auf diesem Wege erkennen lernt, daß Er Euch liebt, und damit Ihr Ihn wieder lieben lernt. Wißt Ihr, daß Er Euch einladen läßt, zu Ihm zu kommen, Ihm alle Eure Not zu sagen und Ihn um Hilfe zu bitten? Seine Aufforderung lautet: „Rufe mich an am Tage der Bedrängnis: ich will dich erretten, und du wirst mich verherrlichen"."

„Hat Gott das wirklich gesagt?" fragte der Hufschmied.

„Es steht im Buch der Psalmen. Könnt Ihr lesen?"

„Nein, ich habe keine Schule besucht. Zudem sind die Psalmen ja auch in lateinischer Sprache geschrieben."

„Nein, ich habe sie hier in unserer eigenen Sprache. Wenn Ihr wünscht, kann ich Euch die Worte zeigen."

Damit zog der Fremde ein kleines Buch aus der Tasche, schlug den betreffenden Vers auf und zeigte ihn Stephan Wort für Wort. Der Schmied blickte voll tiefen Interesses auf die gedruckten Zeichen und hielt das Buch fest, bis sein Gefährte ihm endlich freundlich bedeutete, es ihm zurückzugeben.

„Ich möchte verhindern, daß die anderen dieses Buch in Eurer Hand sehen", erklärte er. „Es könnte Verdacht erregen. Bei mir halten sie es für ein Brevier*) und argwöhnen nichts."

Stephan reichte den in ungarischer Sprache verfaßten Psalter seinem Besitzer zurück. Dann sagte er:

„König Johann, obgleich er hart und streng ist, spricht die Wahrheit — und Gott?"

„Nicht eins Seiner Worte hat je getrogen."

„Soll ich Ihn denn bitten, die graue Bavieca wiederherzustellen? Wird Er darauf hören?"

„W i e Er auf Eure Bitte hören wird, weiß ich nicht. Vielleicht so, wie Ihr es Euch denkt. Er mag aber auch das Herz König Johanns so lenken, daß, obgleich das Pferd eingeht, Euch das Leben geschenkt wird. Oder aber — es gibt noch einen anderen Weg — soll ich auch diesen nennen?"

„Wenn Ihr so gütig sein wollt."

„Dieser Weg scheint seltsam, aber er ist wunderbar. Gott mag Euch ungerecht leiden lassen, so-

*) Katholisches Gebetbuch.

gar bis zum Tode; und doch könnte dieser Weg zu Eurer Errettung führen."

„Durch den Tod zur Errettung? Wie soll ich das verstehen?"

„Ich meine die Errettung Eurer unsterblichen Seele, die wichtiger ist als die Bewahrung vor dem leiblichen Tode. Zu diesem Zweck ist Gottes Sohn auf die Erde gekommen und hat durch Sein Sterben und Auferstehen den Tod zunichte gemacht und Leben und Unverweslichkeit ans Licht gebracht. Für alle, die an Ihn glauben, sind jetzt die Tore zum e w i g e n Leben weit geöffnet. Und so mag es sein, daß Gott Euch über diesen schmerzlichen Weg des leiblichen Todes in die Retterarme Jesu führen will." In einfachen Worten erzählte der Fremde im Anschluß daran dem lautlos horchenden jungen Gefangenen von der Liebe Christi, von Seinem Leiden und Sterben, von der Reinigung der Sünden, die Er durch Sein Blut am Kreuze gemacht hat, und von dem Heil, das allen, die an Ihn glauben, schon auf Erden zuteil wird.

„Das sind gute Worte", rief Stephan, als der Erzähler geendet hatte, mit Tränen in den Augen.

„Zwiefach gut, weil sie wahr sind", ergänzte der Fremde. „Und nun möchte ich, Stephan, daß Ihr es so machen würdet wie ich, denn ich befinde mich in nicht geringerer Todesgefahr als Ihr. Ich vertraue mich, sei es zum Leben oder zum Sterben, in die Hände dieses gepriesenen Heilandes. Verlängert Er mein Leben, so bin ich dankbar dafür. Ruft Er mich aber heim durch die Pforte des Todes, so bin ich bereit zu gehen, in der festen Zuversicht, daß alle meine Sünden abgewaschen sind in Seinem Blut und ich kein Gericht von seiten Gottes mehr zu fürchten habe."

„Ich will über alles, was Ihr mir gesagt habt, nachdenken. Doch sagt mir, ist es ein Unrecht, wenn ich wünsche, am Leben zu bleiben?"

„Ein Unrecht? Sicherlich nicht. Auch ich ..."

„O, mein Herr", unterbrach Stephan, „Ihr seid so gut und so weise. Ihr könnt wahrlich nichts des Todes Würdiges begangen haben. So mag es viele edle Männer unter den Anhängern König Ferdinands geben, denen König Johann gewiß nichts zuleide tun wird."

„Ihr irrt, wenn Ihr mich für einen Anhänger König Ferdinands haltet. Ich bin ein einfacher Prediger, ein Diener des Königs der Könige. Als solcher bin ich aus fernem Lande hergereist, um meinen Landsleuten die gute Botschaft von der Liebe Gottes zu verkündigen und sie zu überreden, ihr Vertrauen auf Christum zu setzen, auf Ihn allein, der für sie gestorben ist, und nicht länger auf Priester und Kirche, oder auf irgend einen Heiligen. Aus diesem Anlaß bin ich auch hier, der Ketzerei beschuldigt, und mein Leben ist in Gefahr."

Es war der ungarische Reformator Matthias Devai, der sich in dieser Weise bemühte, den niedergeschlagenen Hufschmied aufzurichten und ihn zu der wahren Quelle des Trostes zu führen. Seine Worte taten Stephan gut, wenn er auch zunächst noch außerstande war, ihren tiefen Sinn zu erfassen.

Tage vergingen. Es waren Tage der Ungewißheit für Stephan. Er hörte nichts weiter über das Ergehen des Pferdes, des vernunftlosen Geschöpfes, von dessen Leben ein viel kostbareres menschliches Leben abhängig gemacht worden war. Doch schien seine äu-

ßere Lage auch unverändert, in seinem Innern war in diesen Tagen ein großer Wechsel vorgegangen. Die weiteren Unterhaltungen mit dem Reformator, der nicht müde wurde, die alte und doch immer neue Geschichte von der Liebe des Heilandes zu erzählen, hatten die Wirkung, daß ihm aus der tiefen Finsternis, in der er saß, ein hellstrahlendes Licht hervorbrach. Er konnte glauben, daß der Herr Jesus auch seine Sünden getragen hatte, und die Gewißheit, bei Gott wohlgefällig angenommen zu sein, machte ihn je länger je mehr ruhig und getrost. Mochten auch die Menschen mit ihm verfahren, wie sie wollten, eins konnten sie ihm nicht nehmen, nämlich daß er in Christo Gottes Kind und Erbe geworden war. So vermochte er auch zu Devai's täglicher Bitte: „Befreie uns, Herr, aus diesem Gefängnis, wenn es Dein Wille ist", von Herzen „Amen" zu sagen.

Es war kein Wunder, daß Stephan für seinen edlen Freund und Unterweiser tiefe Dankbarkeit und Liebe empfand. Er suchte dies dadurch zu beweisen, daß er sich seinem Lehrer auf allerlei Weise nützlich machte. Devai war von edler Abkunft. In Reichtum und allen Annehmlichkeiten des Lebens aufgewachsen, empfand er mehr als andere die Beschwerden des Gefängnislebens. Er hatte zudem erst kürzlich eine vielleicht noch strengere Gefängnishaft unter König Ferdinand durchgemacht, und seine körperlichen Kräfte waren nahezu erschöpft. Die Anhänglichkeit des jungen Hufschmieds und die vielen Aufmerksamkeiten, durch die dieser seine Dankbarkeit bewies, waren ihm unter diesen Umständen eine große Hilfe, und mehr und mehr wurden die beiden äußerlich so ungleichen Männer unzertrennlich.

Eines Morgens betrat Kerkermeister Fritz in auffallend gehobener Stimmung das Gefängnis. Seine Stimme klang anders als gewöhnlich, und spornstreichs eilte er auf den Platz zu, wo Devai und Stephan, wie in letzter Zeit so oft, in eifrigem Gespräch zusammen saßen.

„Glückauf, Stephan, ich gratuliere!" rief er, letzterem fröhlich die Hand entgegenstreckend. „Mit der grauen Bavieca geht's zusehends besser, und der König hat deine Freilassung befohlen."

Stephan sprang auf. Flammendes Rot bedeckte seine Wangen, und seine Augen leuchteten.

„Frei, frei!? Ist es wirklich wahr, Kerkermeister? Gott sei gelobt!" kam es bebend, in unfaßbarer Freude, über seine Lippen.

„Ja, Ihm sei Dank für Seine große Güte!" sagte Devai ruhiger, doch kaum weniger freudig bewegt.

„Herr Fritz, Gott segne Euch für diese Botschaft!" rief Stephan. „Wann kann ich gehen?"

„Heute, in diesem Augenblick, wenn dir's beliebt. Hier ist der schriftliche Befehl deiner Freilassung."

„O ich werde Maida und den Jungen wiedersehen! Herr Devai, dankt mit mir Gott für Seine Rettung, helft mir Ihm danken. Am Tage der Bedrängnis habe ich Ihn angerufen, und Er hat mich errettet."

„Und nun werdet Ihr Ihn preisen", fügte der Reformator hinzu.

Auf die letzten Worte erfolgte keine Antwort. Wie von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt, blickte Stephan in das Gesicht seines geliebten Lehrers. Das

Licht der Freude schwand langsam aus seinen Augen und machte einem Ausdruck ruhiger, aber fast herber Entschlossenheit Platz. Schweigend stand er einige Minuten da, in tiefes Sinnen verloren, und ohne die Beglückwünschung, mit der mehrere seiner Mitgefangenen sich ihm näherten, zu beachten. Plötzlich fuhr er auf und eilte dann raschen Schrittes dem Kerkermeister nach, der eben im Begriff war, die Tür aufzuschließen.

„Herr Fritz", sagte er fest, wenn auch mit einem Unterton tiefer Bewegung, „ich bleibe hier. Ich bin Seiner Majestät dankbar, aber ich möchte keinen Gebrauch machen von der Freiheit, die er mir anbietet."

Die schweren Gefängnisschlüssel entglitten der Hand des Kerkermeisters, und in sprachloser Verwunderung starrte er auf den jungen Menschen vor sich. Auch von den in Hörweite sitzenden Gefangenen bückte sich niemand nach dem Schlüsselbund; alle saßen wie versteinert.

„Mein armer Junge", sagte der Kerkermeister endlich, „ich fürchte, die große Aufregung hat deinen Kopf verwirrt."

„Mein Kopf ist so klar wie immer", versetzte Stephan. „Aber solang der gute Herr Devai, der weder dem König noch irgend einem Menschen etwas zuleide getan hat, in Haft bleibt und weiter hier schmachten muß, will auch ich hier bleiben, um ihm, soweit es in meinen Kräften steht, zu dienen. Er hat mich aufgerichtet und getröstet, als ich der Verzweiflung nahe war, und ich liebe ihn wie meine eigene Seele. Mit Gottes Hilfe werden wir zusammen gehen oder bleiben, zusammen leben oder sterben."

„Und erwartest du vielleicht, daß ich zum König

„Mein armer Junge", sagte der Kerkermeister endlich, „ich fürchte, die große Aufregung hat deinen Kopf verwirrt."

„Mein Kopf ist so klar wie immer", versetzte Stephan. „Aber solang der gute Herr Devai . . ."

gebe und ihm erzähle, du habest seine Gnade verschmäht? Möchten mich die Heiligen davor bewahren! Es würde uns beiden den Kopf kosten."

„Sagt dem König, daß ich ihm in Demut dafür danke, daß er sich meiner, des geringsten seiner Diener, erinnert hat, daß ich aber lieber mit Herrn Devai im Gefängnis bleiben, als ohne ihn — und sollte ich im königlichen Palast wohnen — frei ausgehen möchte. Zudem, wenn Herr Devai ein Ketzer ist, so ist sein Verbrechen das meinige, denn ich glaube, was er glaubt. Und wenn er um seines Glaubens willen sterben soll, so will ich mit ihm sterben."

„Denk an deine Frau und dein Kind, Stephan."

„Ich denke an sie, Gott weiß es. Ich tue nur das, wovon ich weiß, daß es richtig und meine Pflicht ist. Gott wird für sie sorgen an meiner Statt."

Vergeblich machte der Kerkermeister dem jungen Mann weitere Vorstellungen. Er flehte ihn geradezu an, seine Freiheit anzunehmen, und die anderen Gefangenen, die sich um sie geschart hatten, pflichteten ihm bei. Devai selbst bot seine ganze Beredsamkeit auf, um seinen jungen Freund zur Annahme der königlichen Gnade zu bewegen, so tief ihn anderseits die selbstaufopfernde Hingabe seines fast zu eifrigen Schülers rührte.

„Mein Entschluß steht fest", war die immer wiederholte Antwort. „Ihr könntet ebensogut versuchen, kaltes Eisen zu biegen, als mich in meiner Überzeugung wankend machen."

Dabei blieb es. Stephan war nicht zu überreden, das Gefängnis zu verlassen.

„Ich konnte nicht anders handeln", erklärte er am nächsten Tage dem Reformator. „Ich bat Gott,

das Pferd des Königs gesund zu machen, und Er hat es getan. Dann bat ich Ihn, mir zu zeigen, wie ich Ihn verherrlichen könne, und Er hat auch das getan."

Doch obgleich vollkommen ruhig und friedevoll im Blick auf den Ausgang der Sache, konnte Stephan nicht umhin, sich zu fragen, wie der König wohl sein außergewöhnliches Verhalten, wenn es ihm überhaupt zu Ohren kam, auffassen werde. Würde er, wenn er wirklich davon hörte, sich herablassen, der Sache irgendwelche Beachtung zu schenken? Ähnliche Gedanken hegten auch manche der Gefangenen, die sich für den Fall interessierten, und als am nächsten Tag ein königlicher Bote ins Gefängnis kam, rief dessen Erscheinen die größte Spannung hinsichtlich des Auftrags hervor, den er hatte.

Es war Devai, der zum König gerufen wurde. Johann Zapolya wünschte den Mann persönlich zu sehen und zu sprechen, der einen so merkwürdigen Zauber um das Herz eines einfachen, ungelehrten Handwerkers gewoben hatte, wie Stephan, der Schmied, es war.

Es war Abend. In einem einfach, aber freundlich eingerichteten Zimmer brannte ein behagliches Holzkohlenfeuer, und das flackernde Licht einer kleinen Öllampe half mit, den sauber und einladend gedeckten Tisch, die drei oder vier hölzernen Sitzgelegenheiten, den Schrank und die kleine Wiege zu erhellen, in der ein Säugling schlief. Eine anmutige junge Frau in einfachem Bauernkleid, das mit ein paar hübschen Bändern geschmückt war, ging, leise vor sich hin singend, im Zimmer auf und ab. Eine Bewegung des schlafenden Kindes ließ sie ihr fröhliches Summen

unterbrechen und an die Wiege treten. Sich über den kleinen Schläfer beugend, küßte sie das rosige Gesichtchen und murmelte: „Vater kommt heute, Liebling, und Mutter ist so froh!“

Bald darauf ließen sich draußen Schritte und Stimmen vernehmen. Maida eilte zur Tür und lag im nächsten Augenblick mit einem Freudenschrei in den Armen des heimkehrenden Gatten. Nach der ersten, stürmischen Begrüßung aber warf sie einen halb fragenden, halb schüchternen Blick auf den dunkelgekleideten Fremden, der mit Stephan gekommen, aber still beiseite getreten war.

„Maida“, sagte Stephan, sie sanft zu ihm ziehend, „dies ist Herr Devai, mein Lehrer und mein bester Freund.“

Mit einer anmutigen Verneigung versicherte Maida den Fremden ihres herzlichsten Willkommens; doch zu schüchtern, eine Einladung unmittelbar an ihn zu richten, sagte sie zu Stephan:

„Vielleicht ist der Herr so freundlich, ein wenig mit uns zu Abend zu essen?“

Ihre Schüchternheit aber schmolz bald wie Schnee an der Sonne vor der ungezwungenen Herzlichkeit Devai's. Nach einer halben Stunde hatte er schon den kleinen Karl geliebkost und bewundert, die Geschichte ihrer Not von Maidas Standpunkt aus angehört und den Segen des Herrn auf das einfache Mahl herabgefleht, zu dem die drei glücklichen Leute sich jetzt dankbaren Herzens niedersetzten. Maida hatte viel von der Freundlichkeit und Teilnahme von Verwandten, Freunden und Nachbarn zu erzählen, wie es ihr an nichts gefehlt, und wie sogar der alte Hufschmied Franz, der zuerst so eifersüchtig auf Stephan

gewesen war, geschworen habe, daß Stephan alle seine Kunden zurückhaben solle, sobald sein Schmiedefeuer erst wieder angezündet sei.

„Gott lohne es ihm, wie Er die uns widerfahrenen Freundlichkeiten allen unseren treuen Freunden vergelten möge", sagte Stephan herzlich. „Und wieder angezündet werden soll das Schmiedefeuer, so Gott will, morgen. Meine Arme verlangen danach, endlich wieder den Hammer zu schwingen."

„Abgesehen davon, daß du ein wenig blaß und angegriffen aussiehst", sagte Maida mit liebendem Blick, „haben wir in dieser Zeit der Not nichts verloren."

„Nein, aber ich habe viel gewonnen", entgegnete Stephan ernst. „Ich habe einen Vater im Himmel gewonnen, der in Zeiten der Not nahe ist, um zu helfen. In Wahrheit, ich habe Ihn angerufen, und Er hat mich errettet."

„Und du hast Ihn verherrlicht", setzte Devai hinzu, seine blasse, feingeformte Hand in die gebräunte, kräftige des Hufschmieds legend. „Wo immer mein Wanderleben mich hinführt, Freund Stephan, nie, nie werde ich vergessen, daß ich dieses Leben und die Freiheit, die seinen Besitz erst wertvoll macht, deiner heldenmütigen Liebe verdanke."

„Wie, ein Mann wie Ihr, Herr Devai, verdankt seine Freiheit meinem Stephan?" konnte Maida sich nicht enthalten erstaunt auszurufen.

„In Wahrheit verdanke ich sie ihm", sagte Devai, sich zu ihr wendend. „Als der König von Eures Gatten tapferer Weigerung, ohne mich frei auszugehen, hörte, erschien ihm die Sache seltsam und näherer Erkundigung wert. Er ließ mich daher zu sich

kommen, und Gott neigte sein Herz, mir Gunst zu erzeigen und die Tür meines Gefängnisses zu öffnen. Hier bin ich nun, ein freier Mann. Noch eine Spanne Lebenszeit liegt vor mir. Gebe Gott, daß ich in dieser noch manches trauernde Herz durch die Worte Seines Mundes aufrichten und zu Ihm führen darf!"

„So wie du mich zu Ihm geführt hast", fügte Stephan hinzu.

„Ja, mein Freund", entgegnete Devai, „und an allem, was Gott mir für Seinen Namen zu tun schenken wird, hast du deinen Anteil. Wenn ich predige, predigst du auch. Schreibe ich — welcherlei Frucht die Worte hervorbringen mögen, sie fällt zu einem Teil auf dich. Und „Gott ist nicht ungerecht, deines Werkes zu vergessen und der Liebe, die du gegen Seinen Namen bewiesen hast"." *)

Die zweite Geburt oder der zweite Tod

Wenn ein Mensch nicht zum zweitenmal geboren, oder, wie der Herr Jesus zu Nikodemus sagt, „von neuem geboren" wird, kann er das Reich Gottes nicht sehen. Er stirbt dann, ohne daß sein Name „im Himmel angeschrieben" ist, und ist damit dem zweiten Tode verfallen. Das Wort des Herrn: „Es sei denn daß jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen", ist eine ernste Wahrheit,

*) Vorstehende Erzählung ist auch als Heft bei Th. Urban in Striegau erschienen und für 20 Pfennig durch den Verlag zu beziehen.

an der niemand vorüber kann. Man kann vielleicht manche üble Eigenschaft ablegen, kann auch einen neuen Lebenswandel beginnen, aber es bleibt bestehen: „Ihr müsset von neuem geboren werden". Der Herr sagt nicht: „Ihr müßt euch bessern, euch enthalten oder kasteien", sondern: „Ihr müsset von neuem geboren werden".

Wie kann das aber geschehen? Der Herr Jesus antwortet dem Nikodemus auf seine verwunderte Frage, wie ein Mensch geboren werden könne, wenn er alt sei: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn daß jemand aus Wasser und Geist geboren werde", und gibt dann über die Art und Weise, wie diese neue Geburt zustande kommt, die Erklärung: „Gleichwie Moses in der Wüste die Schlange erhöhte, also muß der Sohn des Menschen erhöht werden, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe". (Joh. 3, 14. 15.)

Die zweite Geburt ist eine geistliche Geburt. Um uns einer neuen, und zwar der göttlichen Natur teilhaftig zu machen, mußte der Sohn des Menschen erhöht, d. h. ans Kreuz geschlagen werden. Wenn wir ewiges Leben (nicht Unsterblichkeit, denn jeder Mensch hat eine unsterbliche Seele) erlangen sollten, war es nötig, daß der Sohn Gottes starb, um die heiligen Ansprüche Gottes zu erfüllen. Er ist als ein Opfer Gottes, das einzige, welches Gott wohlgefällig annehmen konnte, auf den Altar gelegt worden. Die heiligen Forderungen Gottes im Blick auf Schuld und Sünde sind befriedigt worden, und auf Grund des am Kreuze vollbrachten Werkes kann heute jeder, der da will, das neue Leben empfangen. Der

Glaubende ist mit Christo in Dessen Tod und Auferstehung einsgemacht. (Vergl. Röm. 6, 5.) Gott ist Licht. Darum bedürfen wir, die in sich Finsternis sind, um vor Ihm bestehen zu können, einer Natur, die der Seinigen entspricht. Gott ist Liebe. Darum hat Er alles für uns getan, was zur Erlangung des ewigen Lebens nötig war, mochte es dazu selbst der Gabe Seines eingeborenen, geliebten Sohnes bedürfen. „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe." Die Liebe hat für alles gesorgt, was das Licht fordert.

Jeder also, der in einfältigem Glauben die Gabe Gottes annimmt, wird von neuem geboren, d. h. er empfängt Leben aus Gott. Über ihn hat der zweite Tod keine Gewalt. Für ihn gibt es, wenn er stirbt, nur ein „Entschlafen". Ich sage, wenn er stirbt, weil es sehr gut möglich ist, daß er den Tod überhaupt nicht schmecken wird. Die Schrift sagt: „Wir werden nicht alle entschlafen" (1. Kor. 15, 51), und die Zeit der Wiederkunft des Herrn, um alle Seine Erlösten zu sich in die ewigen Wohnungen zu nehmen, ist nicht mehr fern. Viele Gläubige werden garnicht sterben, sondern unmittelbar aus diesem Leben in den Himmel entrückt werden. Bevor aber dieses wunderbare Ereignis stattfindet, werden sich die Gräber aller derer öffnen, die in ihrem Leben an den Herrn Jesus geglaubt haben, deren „Namen in den Himmeln angeschrieben sind". Sie werden auferstehen, um mit „den Lebenden, die übrigbleiben (bis zur Ankunft des Herrn), zugleich entrückt zu werden in Wolken dem Herrn entgegen in die Luft; und also

werden wir allezeit bei dem Herrn sein". (1. Thess. 4, 15—17.) Es ist die selige Hoffnung aller Gläubigen, „den Sohn Gottes aus den Himmeln zu erwarten, — Jesum, der uns errettet von dem kommenden Zorn". (Kap. 1, 10.)

Was aber ist das Teil derer, die nicht geglaubt haben? „Ihr Teil ist in dem See, der mit Feuer und Schwefel brennt, welches der zweite Tod ist." Alle, deren „Namen nicht in den Himmeln angeschrieben sind", erleiden den zweiten Tod, d. h. eine ewige, hoffnungslose Trennung von Gott. Der Herr Jesus selbst redet im Blick auf diesen Zustand von dem „unauslöschlichen Feuer, wo ihr Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt". (Mark. 9, 44.) Und in Offbg. 20, 15 heißt es: „Wenn jemand nicht geschrieben gefunden wurde in dem Buche des Lebens, so wurde er in den Feuersee geworfen".

Man hört heute viele Menschen, auch Christen sagen, daß sie nicht an eine ewige Strafe derer glauben, die nicht von neuem geboren sind. Aber das Nichtglaubenwollen an etwas, das man nicht glauben möchte, macht es deshalb nicht unwahr. Menschliche Gefühle und Spekulationen vermögen die Wahrheit des göttlichen Wortes nicht umzustoßen. Der zweite Tod ist so wirklich, wie er furchtbar ist. Gott hat geschworen, daß die Ungläubigen nicht in Seine Ruhe eingehen werden. (Hebr. 3, 7—4, 7.) Und an einer anderen Stelle sagt Gottes Wort: „Es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen", d. h. Ihm, wenn die Gnadentür einmal geschlossen ist, als Richter zu begegnen.

Voltaire, der bekannte Dichter und Gottesleugner vergangener Tage, maßte sich an, zu behaupten,

daß das Christentum hundert Jahre nach seiner Zeit nur noch in der Geschichte leben werde. Das war auch eine Behauptung, die dieser Mann aufgestellt hatte, weil er es so wollte. Doch Gott sei Dank! es ist ganz anders gekommen. Wohl zu keinem anderen Zeitpunkt, vielleicht abgesehen von dem ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, haben sich so viele Menschen zu Jesu bekehrt wie in den letzten hundert Jahren, und noch immer geschehen Wunder der Gnade Gottes in der Errettung von Sündern. Möchte sich doch kein Gläubiger ängstigen vor solchen Voraussagungen! Wovor wir uns aber fürchten sollten ist, dem Salze gleich zu werden, das zu nichts mehr tauglich ist. Diese Gefahr ist groß. Viel wird den Widersachern Anlaß gegeben, den wahren Charakter des Christentums mit der armseligen Darstellung zu vermengen, die sie bei den Namenchristen finden. Möchten doch alle wahren Gläubigen bedenken, daß den Hassern Christi so leicht nichts von dem entgeht, was geeignet ist, das Christentum herabzuwürdigen und den Namen des Herrn zu verunehren. Möchten sie alle über sich selbst wachen und nie vergessen, daß sie „aus Gott geboren" sind, und daß jeder, „der nicht Gerechtigkeit tut, n i c h t aus Gott ist".

Welchen Wert hat es, dem Namen nach ein Christ zu sein? Keinen! Besser als Heide sterben, als dem Namen nach Christ, aber in Wirklichkeit fern von Gott zu sein. Das bloße Bekenntnis vergrößert nur die Verantwortlichkeit. Unerbittlich bleibt die Wahrheit des göttlichen Wortes bestehen: „Es sei denn, daß jemand v o n n e u e m g e b o r e n werde, so kann er das Reich Gottes n i c h t sehen".

Wie das Wort Gottes einen Spötter zum Schweigen brachte

Thorpe, ein erfolgreicher Prediger des Evangeliums, war vor seiner Bekehrung einer der größten Gegner und Widersacher Witefield's, des bekannten englischen Evangelisten. Er begnügte sich nicht damit, ihn in öffentlichen Versammlungen zu stören und in seiner Wirksamkeit als Verkündiger der Botschaft vom Kreuze zu hindern, sondern machte ihn, wo irgend er Gelegenheit dazu fand, zum Gespött, indem er — über ein ungewöhnliches Talent für Mimik verfügend — Bewegungen, Stimme, Haltung und Mienenspiel des Predigers in erstaunlicher Weise nachäffte und ihn und seine Worte lächerlich machte.

Gelegentlich einer Zusammenkunft zu Witz und Ausgelassenheit machte er mit dreien seiner Freunde eine Wette, wer den Evangelisten am besten nachzuahmen verstehe. Alle sollten nacheinander aufs Geratewohl die Bibel aufschlagen und über den ersten Vers, auf den ihr Auge fiel, eine Predigt aus dem Stegreif halten. Die Zuhörer aber sollten, nachdem alle gehört worden waren, das Urteil sprechen.

Die drei Freunde Thorpes hatten ihre Rolle bereits in gottloser Weise gespielt, und nun kam die Reihe an ihn. Der Tisch diente als Rednerbühne. Als Thorpe ihn bestieg, erklärte er:

„Ich werde euch alle schlagen!"

Sie reichten ihm die Bibel. Er öffnete sie, und Gott lenkte seine Blicke auf die ernsten Worte in

Lukas 13, 5: „Wenn ihr nicht Buße tut, werdet ihr alle gleicherweise umkommen".

Er las die Worte, und in dem Augenblick, als er sie aussprach, empfand er ihre ganze Kraft. Das scharfe, zweischneidige Schwert des Wortes Gottes drang wie ein Blitz durch seine Seele. Sein Gewissen erwachte. Er sah sich als schuldigen Sünder vor Gott, und tiefer Schrecken erfaßte ihn. Er fühlte, daß die gelesene Stelle ihm persönlich galt, und aus dieser ihn mit unwiderstehlicher Gewalt packenden Überzeugung heraus predigte er.

Wohl nie waren die Wahrheiten: Schuld, Tod, Ewigkeit und kommendes Gericht in schwärzeren Farben gemalt worden als in dieser Rede, weil ihnen jede Beimischung von Gnade fehlte. Später hat Thorpe häufig gesagt, daß, wenn er je in seinem Leben unter dem Beistand des Geistes Gottes gepredigt habe, es bei dieser Gelegenheit der Fall gewesen sei. Der ganze erschütternde Ernst einer furchtbaren Ewigkeit stand vor ihm, die Notwendigkeit der Buße, das angedrohte Umkommen der Seele und die Schrecken des zweiten Todes. Und er predigte seinen schuldigen, verlorenen Freunden, wie er selbst schuldig und verloren war. Der sich seiner Zuhörer bemächtigende Ernst vertiefte die Überzeugung von Schuld in seiner eigenen Seele, und während sich seine Erschütterung mit jeder Minute steigerte, kamen die Worte in solch überzeugender Form über seine Lippen, mit solcher Wucht, Schärfe und Kraft der Sprache, daß, wie er später erzählte, es ihm vorgekommen sei, als habe sein eigenes Haar ihm vor Furcht und Grauen zu Berge gestanden. Niemand unterbrach ihn, denn alle fühlten und sahen an seinem Wesen, unter welch einem überwältigenden

Eindruck er redete, und wenn die anfängliche Überraschung sich bei manchen auch mehr und mehr in Zorn, bei anderen in stets zunehmendes Erstaunen verwandelte, saßen doch alle wie gebannt, ihn anstarrend und lauschend. Als er endlich vom Tisch herabstieg, herrschte Schweigen im ganzen Kreise, und keine Silbe über die Wette wurde laut. Der junge Mann aber verließ ohne ein weiteres Wort die Gesellschaft, und es ist wohl unnötig zu sagen, daß er nie wieder zu seinen alten Freunden zurückgekehrt ist.

Nach einer Zeit tiefen, inneren Leidens und schwerer Kämpfe ging Thorpe das volle Licht des Evangeliums auf. Er wurde ein gesegneter Prediger von Buße — und Gnade.

Etwas vom Lügen

Max Klinger war Buchbinder und Kartonagenmacher in einem Städtchen Süddeutschlands. Er hatte ein leidlich gutes Geschäft. Immer hatte er es verstanden, seinem Geschäft nach außen hin einen soliden Anstrich zu geben und zu erhalten. Er wußte: „Klimpern gehört zum Handwerk", und danach hatte er sich gerichtet. Dabei gab es freilich manchmal kleine Lügen, die ihn innerlich etwas beunruhigten, aber darüber suchte er hinwegzukommen mit dem Gedanken: „Ohne Lügen geht es nun einmal nicht im Geschäft".

Eines Tages tritt der Leiter eines Versandgeschäfts in seinen Laden.

„Ich habe eine große Partie Kartons in Auftrag zu geben", sagt er, „die laufend geliefert werden

müssen. Sind Sie kapitalkräftig genug, um die monatlichen Lieferungen pünktlich zu machen?"

Klinger denkt im stillen: „Lege ich dem Mann offen und ehrlich meine schwierige geldliche Lage auseinander, dann bekomme ich den Auftrag nicht", und prompt kommt es aus seinem Munde: „Selbstverständlich bin ich kapitalkräftig genug, um für eine pünktliche Lieferung zu garantieren."

Nachdem die Geschäftsleute sich über den Preis und die Lieferungszeiten verständigt haben, entfernt sich der Kaufmann.

Klinger, in der frohen Erwartung, den großen Auftrag, der ihm sehr gelegen kommt, ziemlich sicher zu haben, überlegt nun, wie er sich das Geld beschaffen soll, um den nötigen Rohstoff kaufen zu können, ist doch sein Kredit garnicht so groß.

Einen ganzen Monat wartet er. Der Auftrag ist noch immer nicht erteilt. Da trifft er eines Tages seinen Kunden auf der Straße. Er redet ihn an und erkundigt sich, wann er denn mit dem Anfertigen der Kartons beginnen könne.

„Ja, sehen Sie", lautet die Antwort, „meine Firma hat sich entschlossen, dem armen Buchbinder Geringer zu helfen. Der kam zu uns in seiner Not, und wir haben ihm die Arbeit gegeben. Sie sind ja ein kapitalkräftiger Mann mit gutem Geschäft."

Verärgert, aber innerlich beschämt geht Klinger seines Weges. Eine innere Stimme sagt ihm: „Das hast du von deiner Prahlerei. Hättest du ehrlich deine Lage geschildert, dann hätte Gott dir vielleicht die Arbeit gegeben."

Gott? Wie lange ist es her, daß er nach Gott gefragt hat! In dem Hause seines gläubigen Vaters

hatte es anders gestanden. Da hatte man nichts ohne Gott getan, und der Segen Gottes hatte sichtbarlich auf des Vaters Arbeit geruht. Das hatte er sich in früheren Jahren manchmal sagen müssen, aber diese Wahrnehmung hatte weder sein Gewissen erreicht, noch war es bei ihm zu einer wirklichen Herzensübergabe an den Herrn Jesus gekommen. Später, in seinen Lehr- und Wanderjahren hatte er dann die Welt mit ihren Freuden, aber auch mit ihren großen und kleinen Lügen kennen gelernt und war so darin verstrickt worden, daß er nicht mehr dazu kam, sich ehrlich im Lichte Gottes zu betrachten. Jetzt, mit einemmal, sieht er seinen Weg, sieht seine vielen kleinen Unredlichkeiten, seine Lügen, seinen Eigenwillen. Von Unruhe getrieben, greift er zur Bibel. Da steht es ja: „Alle Menschen sind Lügner", und weiter liest er: „Denn es wird geoffenbart Gottes Zorn vom Himmel her über alle Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen, welche die Wahrheit in Ungerechtigkeit besitzen". (Röm. 1, 18.) Das bringt ihn auf die Kniee. Unter Tränen der Reue rollt er vor Gott sein Leben auf, und der Gott aller Gnade, der ihm seine Sünden zeigte, zeigt ihm auch, daß Jesus „eine ewige Erlösung erfunden hat". Im einfältigen Glauben erfaßt er, daß dieser Jesus am Kreuze auch seine Sünden getilgt hat mit Seinem kostbaren Blut. Jetzt kann er trotz seiner schwierigen Geschäftslage singen:

„Wenn Friede mit Gott meine Seele durchdringt".

Von der Zeit an führte Max Klinger sein Geschäft unter dem Segen Gottes, und er durfte erfahren: Wo „Er" der Teilhaber ist, da geht es auch ohne Geschäftslügen gut. F. F.

„Mache alles zum Gebet!“

Es ist während der Not des letzten Krieges. Heinrich Bach hat für seine Kinder kaum noch eine Kartoffel im Hause. Er sagt es seinem Gott und Vater, der ja Seinen Kindern geben will, was sie bedürfen.

Am anderen Morgen geht er in das etwa anderthalb Stunde entfernte Nachbardorf, um zu sehen, ob dort nicht etwas an Kartoffeln zu kaufen ist. In dem großen Wald, den er doch so gut kennt, verirrt er sich und kommt erst mit einer Stunde Verspätung am Ziel an. Auf dem ersten Hof bekommt er vier (!) Kartoffeln. Auf dem zweiten Hof ist gerade der Bauer damit beschäftigt, sich zu rasieren, eine mühevolle Arbeit für die steifen Finger. Aber es muß doch sein, da er zu einer Beerdigung will. Bach, der sich aufs Rasieren versteht, bittet den Bauer, ihn diese Arbeit machen zu lassen.

Als er fertig ist, ruft der Mann ganz erstaunt: „Das geht ja wie in der Stadt!“ Ohne weiteres ruft er dann seiner alten Mutter zu:

„Mutter, gib dem Mann einen ganzen Rucksack Kartoffeln mit!“

Die Mutter tut das und füllt den Rucksack bis oben hin. Nun erzählt Bach von seiner Not, aber auch von seinem Beten im Kämmerlein, und wie er durch die Verspätung gerade um diese Stunde in das Haus gekommen sei.

Dankbaren Herzens wandert er dann nach Hause zurück. Er hat erfahren dürfen, daß Gott helfen, und daß Er gar ein Sichverirren zur Ausführung Seiner Absichten benutzen kann.

Die Erzählung eines maronitischen Priesters

Der Erzähler der nachfolgenden Begebenheiten ist ein ehemaliger syrisch-arabischer Priester, ein Mann von hohem Rang. Seine Familie nahm unter ihren Glaubensgenossen, den Maroniten*) des Libanongebirges, eine hervorragende Stellung ein. Sein Oheim war zurzeit „Patriarch" der maronitischen Kirche, und der junge Maronit sollte seines Onkels Nachfolger werden, da nach dem Tode des Patriarchen immer der nächste Verwandte, falls er die Fähigkeiten dazu besaß, dieses hohe Amt übernahm. Die Ernennung zum patriarchalischen Stuhl aber mußte vom Papst in Rom genehmigt werden. Es bedurfte daher einer entsprechenden Vorbereitung, und so war der Erzähler schon mit neun Jahren der Hut der „Propaganda"**) in Rom übergeben worden.

*) Die Maroniten sind eine christliche Sekte in Syrien, namentlich im nördlichen Libanon, Nachkommen der sogenannten monothelitischen Flüchtlinge, die im 7. Jahrhundert wegen ihrer abweichenden Anschauungen in den Wildnissen des Libanon Schutz vor Verfolgungen suchten. Seit den Kreuzzügen stehen sie, obgleich an einigen eigentümlichen Gebräuchen festhaltend, mit Rom in Verbindung.

**) Abkürzung für Congregatio cardinalium de propaganda fide, d. h. Kardinalskongregation zur Verbreitung des Glaubens, eine mächtige Einrichtung der katholischen Kirche zur Verbreitung und Erhaltung der römischen Lehre.

Zu der Zeit, da unsere Geschichte beginnt, hatte der junge Mann nach Ablegung der verschiedenen für die Geschäfte seiner Kirche erforderlichen Prüfungen eben die Priesterweihe empfangen. Durch die äußerst anstrengenden Studien, die er noch unermüdlich fortsetzte, hatte aber seine Gesundheit ernsten Schaden genommen, und er hatte sich auf den dringenden Rat der Ärzte zu einer längeren Erholungsreise entschließen müssen. Er war zunächst von Rom nach Malta gereist, wo er sich einige Zeit im Hause eines Oheims, des Erzbischofs von Malta, aufhielt. Von dort beabsichtigte er zwecks weiterer Erholung in seine syrische Heimat weiterzureisen. Wir lassen ihn in Folgendem selbst erzählen.

Meine Absicht, nach einem kurzen Aufenthalt in Malta zum Libanon zu reisen, wurde durch den Kapitän Sir William Peel (spr. Piel) vereitelt. Ich lernte diesen anziehenden Mann im Hause meines Oheims kennen. Da er gut Arabisch sprach, wurden wir bald Freunde, und als er den Zweck meiner Reise erfuhr, lud er mich freundlich zu einer Fahrt an Bord seines Schiffes ein. Er meinte, eine mehrwöchige Seereise sei zur Wiederherstellung meiner Gesundheit geeigneter als das heiße Klima Syriens. Das Schiff hatte Befehl, zwischen den jonischen Inseln und dem griechischen Archipel zu kreuzen, und ich nahm die Einladung dankend an.

Anstatt einiger Wochen aber blieben wir neun Monate zusammen. Die Zeit auf dem Wasser sollte nicht nur ein Genuß und eine körperliche Erholung für mich werden, sondern mir auch zu bleibendem, ewigem Segen gereichen.

Oft drehte sich unsere Unterhaltung um die Verschiedenartigkeit unserer Glaubensansichten. Ich hoffte, den Kapitän zur römisch-katholischen Lehre bekehren zu können, und nahm meine Beweisführungen von den Vätern und Lehrern des römischen Glaubens. Er dagegen benutzte zum Beweise der Richtigkeit seiner Ansichten einzig und allein das Wort Gottes. Er führte ausnahmslos Stellen aus der Heiligen Schrift an. Daß er dabei stets seine Ruhe bewahrte, erhielt ihm die Überlegenheit über mich, der ich — ich muß es zu meiner Beschämung gestehen — die meinige oft verlor. Die von ihm angeführten oder mir während unserer Unterredungen vorgelesenen Schriftstellen verfolgten mich oft die ganze Nacht hindurch. Wenn ich in meiner Hängematte lag, kamen sie mir ins Gedächtnis, und wenn ich am Morgen aufstand, fühlte ich, daß ich meine üblichen Gebete zur Jungfrau Maria und zu den Heiligen nicht sagen konnte. Die verlesenen Schriftworte drängten sich mir mit solcher Gewalt auf, daß ich dadurch sogar an meinen Übungen und Gebeten gehindert wurde.

Zugleich berührte mich die tiefe Inbrunst, mit der Peel jeden Morgen und Abend in unserer Kabine betete. Er schloß sein Gebet gewöhnlich mit den Worten: „Herr Jesus, segne das Lesen Deines heiligen Wortes an unseren Herzen! Laß unsere Unterhaltungen zur Verherrlichung Deines heiligen Namens und zu unserer ewigen Wohlfahrt gereichen!"

Folgende Stellen waren seine Lieblingstexte, die er häufig ohne jeden Zusatz anführte: „Das Blut Jesu Christi, Seines Sohnes, reinigt uns von aller Sünde". (1. Joh. 1, 7.) „Also ist jetzt keine Verdammnis für die, welche in Christo Jesu sind." (Röm.

8, 1.) „Da wir nun gerechtfertigt worden sind aus Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesus Christus." (Röm. 5, 1.) „Daher, wenn jemand in Christo ist, da ist eine neue Schöpfung." (2. Kor. 5, 17.) „Durch die Gnade seid ihr errettet, mittelst des Glaubens." (Eph. 2, 8.) „Denn ihr seid gestorben, und euer Leben ist verborgen mit dem Christus in Gott." (Kol. 3, 3.) „Christus ist alles und in allen." (Kol. 3, 11.) „Einer ist Mittler zwischen Gott und Menschen, der Mensch Christus Jesus." (1. Tim. 2, 5.) „Die heiligen Schriften sind vermögend, dich weise zu machen zur Seligkeit durch den Glauben, der in Christo Jesu ist." (2. Tim. 3, 15.)

Seine edle, echt christliche Gesinnung setzte mich immer wieder in Staunen. Wie wahr sein Christentum war, zeigte sich in seinem oft wahrhaft hochherzigen Verhalten und in der sich stets gleichbleibenden Freundlichkeit seinen Untergebenen gegenüber. Sooft ich mit den Offizieren zusammen aß (es geschah einmal wöchentlich), hörte ich sie nur mit der größten Hochachtung und Zuneigung von ihrem Kapitän sprechen, für den sie sämtlich durchs Feuer gegangen wären.

Eines Tages — wir waren von der Insel Cephalonia abgefahren — herrschte eine drückende Schwüle. Ringsum lag alles in totenähnlicher Ruhe. Nur einige Matrosen arbeiteten an den Segelstangen, während der Kapitän und ich in der Kajüte saßen und lasen. Alle Fenster standen offen. Da hörten wir plötzlich ein platschendes Geräusch, und ehe ich's mich versah, war der Kapitän durchs Fenster hinaus ins Meer gesprungen. Entsetzt schellte ich nach dem vor der

Kapitänskajüte wachthabenden Soldaten. Zugleich aber vernahm ich noch mehrmals das klatschende Geräusch, das entsteht, wenn ein Körper aufs Wasser aufschlägt. Auf Deck stürzend, fand ich, daß mehrere Offiziere und Leute der Besatzung ihrem Kapitän nachgesprungen waren. Gerade wurden die Rettungsboote hinuntergelassen. Das Ganze spielte sich in wenigen Minuten und vollkommen ruhig ab. Doch ich war so vom Schreck gelähmt, daß ich meiner Sprache eine Zeitlang nicht mächtig war, entgeistert ins Wasser starrte und nicht wußte, was ich von dem allen denken sollte. Einen Augenblick kam mir der Gedanke: Sind die Leute besessen? Und die Szene des Gadareners mit den Schweinen und den unreinen Geistern trat lebhaft vor meine Seele. Aber ich wurde bald eines anderen belehrt. Der zweite Leutnant erzählte mir, ein am Mast arbeitender Matrose sei, von einem Hitzschlag getroffen, ins Meer gestürzt. Leider blieben alle Rettungsversuche erfolglos. Der Ärmste kam nicht wieder zum Vorschein. Trotz alles Suchens war und blieb der Mann verschwunden.

Als Kapitän Peel an Bord zurückkehrte, war sein erstes, mir die Hand entgegenzustrecken und sich wegen der Unhöflichkeit seines so plötzlichen Verschwindens aus der Kajüte zu entschuldigen. Diese freundliche Aufmerksamkeit setzte mich in Staunen. „Welch eine Geistesgegenwart, und welch unerschrokkener Mut!" dachte ich bewundernd, „und dabei ist er von so weicher Gemütsart wie ein Kind."

Auf meine Frage, woher er gewußt habe, daß ein Mann über Bord gefallen sei, antwortete er lächelnd, sein Ohr sei für den Klang solcher Geräusche geschärft.

So sehr mich die feine Art und Weise, in der Peel mit seinen Leuten verkehrte, erstaunte, den tiefsten Eindruck machte es doch auf mich, daß er täglich persönlich nach den in ihren Hängematten liegenden Kranken sah, mit ihnen von Jesu, dem Sünderheiland, sprach, ihnen Stellen aus dem Worte Gottes vorlas und mit ihnen betete. Einmal standen wir zusammen am Lager eines sterbenden Matrosen. Da wandte der Leidende sich mit glänzenden Augen und glücklichem Antlitz zu ihm und sagte: „Ich danke Ihnen herzlich, Herr Kapitän, daß Sie mich schuldigen Sünder auf Jesum, meinen Heiland, hingewiesen haben. Ich bin so glücklich, Ihn zu kennen. Bald werde ich bei Ihm sein."

Jeden Sonntagmorgen fand an Bord des „Diamant" eine von dem Kapitän geleitete Versammlung statt, und abends hielt er für alle, die kommen wollten, in seiner Kajüte eine Bibelstunde.

Alles das, verbunden mit dem persönlich reinen, christlichen Leben, der Bibelkenntnis und Überzeugungskraft dieses Mannes, traf mich bis ins Innerste, und ich sagte mir: „Hier ist Wirklichkeit. Die Protestanten sind nicht das, was man mir von ihnen gesagt hat."

Daß die Manneszucht auf dem Schiff unter solcher Leitung gut, ja, mustergültig war, brauche ich kaum zu erwähnen. Während der neun Monate, die ich als Peel's Gast an Bord seiner Fregatte zubrachte, habe ich kaum einen Fall von Trunkenheit bemerkt, obgleich wir öfters Häfen auf den Jonischen Inseln und an der Küste des Aegäischen Meeres anliefen. Als gelegentlich einer Festlichkeit im Palast des ersten Bevollmächtigten der Insel Korfu ein Matrose ein-

mal zu viel getrunken hatte, wurde das für den Betreffenden zu einer solchen Quelle von Betrübnis, daß er der Versuchung schwerlich zum zweitenmal erlegen sein wird.

Um diese Zeit empfing der Kapitän den Befehl, zum Schwarzen Meer zu segeln und sich der Mittelmeer-Flotte anzuschließen. Ich begleitete ihn als Dolmetscher. Im Felde (Krimkrieg) sahen wir uns oft. Entweder kam er zu mir ins Zelt, oder ich besuchte ihn in dem seinigen. Als ich mich einmal bei ihm in der von ihm befehligten Schiffsbatterie befand, wurden wir von den Russen mit Granaten beschossen. Ein Schuß ging in den Felsen hinter uns. Ein absplitternder Stein traf des Kapitäns Gesicht, glücklicherweise ohne ihn wesentlich zu verletzen. Bei einer anderen Gelegenheit, als mehrere Offiziere von Heer und Flotte bei ihm in der Batterie waren, fuhr eine Granate mitten unter uns. Es gab ein allgemeines Entsetzen, denn, menschlich gesprochen, waren wir verloren. Der Kapitän aber hatte im Nu mit wunderbarer Geistesgegenwart das unheimliche Ding ergriffen und schleuderte es, ehe es krepierte, aus dem Unterstand hinaus. Sobald die Granate den Boden berührte, barst sie. Peel's Hände waren schwer verbrannt, aber unser aller Leben war gerettet. Für diese Tat erhielt er das Viktoriakreuz.

Unsere Bibelstunden setzten wir auch im Felde fort, meistens des Abends, zuweilen aber auch in der Nacht und während des Tages, wobei wir nie vergaßen, uns der Leitung des Heiligen Geistes anzubefehlen. O wie Peel betete! Diese Gebete und Bibelstunden bestimmten mich schon fast, mich zu des Kapitäns Glauben zu bekehren. Aber ich kam noch nicht

zur Entscheidung. Da wurde ich selbst verwundet. In diesen Tagen trat das herrliche Wort, auf das Peel stets so besonderes Gewicht gelegt hatte: „Das Blut Jesu Christi, Seines Sohnes, reinigt uns von aller Sünde", mit besonderer Kraft vor meine Seele und beschäftigte mich viel. Es drängte mich zur Entscheidung. Ich übergab mich dem Herrn und gelobte, daß, wenn ich gesund werden würde, mein Leben fortan im Dienste meines Herrn und Heilandes Jesus Christus stehen solle.

Das letzte Mal sah ich den Kapitän in Spithead, ehe er mit seinem Schiffe „Shannon" nach China aufbrach. Wir knieten zusammen nieder, und seine letzten Gebetsworte waren:

„Gib, o Herr, daß mein junger Freund hier zu der vollen Erkenntnis der Wahrheit komme, die in Jesu ist!"

Sechzehn Jahre habe ich seitdem gearbeitet als ein Prediger des Wortes Gottes, und wenn ich irgend nützlich war, so gebührt nächst Gott Kapitän Peel der Preis.

Noch ein Wort, und meine Erzählung ist zu Ende. Als ich mich entschlossen hatte, ganz in den Dienst des Herrn zu treten, und im Begriff stand, einen Hochschulkursus mitzumachen, schrieb ich an Kapitän Peel, um ihn hiervon in Kenntnis zu setzen. Der Brief kam zurück mit dem traurigen Vermerk „gestorben". Er war in Indien einer furchtbaren Pockenepidemie zum Opfer gefallen. Sein Werk auf Erden war getan. Er war heimgerufen worden, um die Krone des Lebens zu empfangen und sich für immer in der Gegenwart seines Herrn zu erfreuen.

Soweit die Erzählung. In seinen Mitteilungen bemerkt der Schreiber noch: „Meine Rolle in dieser Geschichte ist sehr bescheiden. Aller Ruhm fällt auf Sir William Peel und seinen großen Herrn und Meister, den Herrn Jesus."

Wir haben nur noch hinzuzufügen, daß die Sinnesänderung des jungen Maroniten naturgemäß einen Umschwung für sein ganzes Leben herbeiführte. Er wurde für immer von Heimat, Land und Kirche verbannt. Sein Vater bot anfänglich alles auf, um ihn wieder unter seinen Einfluß zu bekommen. Er machte mächtige Anstrengungen, seiner habhaft zu werden, in der Hoffnung, ihn durch persönliche Beeinflussung auf irgendeine Weise seinen ketzerischen Ansichten wieder abspenstig zu machen. In einem Brief an Sir William Peel verlangte er die Auslieferung des Sohnes. Dieser Brief kam dem Neubekehrten zu Gesicht, der, vollkommen ruhig und bereit, sich seinem Vater zu unterwerfen, sagte:

„Ich habe meine Seele meinem Heiland übergeben. Ich bin bereit, auch meinen Leib hinzugeben."

„Nein", erklärte der Kapitän, „solang ich Sie schützen kann, werde ich es tun."

Und sogleich schrieb er an den Vater des Bekehrten, daß sein Sohn unter seinem Schutze stehe, und daß er ihm auch in Zukunft jeden Schutz angedeihen lassen werde, der zu seiner Sicherheit erforderlich sei.

So hat der ehemalige maronitische Priester viele Jahre lang als ein hochgeschätzter Prediger des Wortes Gottes zum Besten orientalischer Christen arbeiten dürfen.

Eine glückliche Todesfahrt

Karl war der Sohn einer gläubigen Witwe, ein braver und fleißiger junger Mann. Er hätte Ursache gehabt, zuversichtlich ins Leben zu schauen, wenn er nicht krank, ja, sehr krank gewesen wäre. Es war ihm durchaus kein Geheimnis, daß er die Keime eines unheilbaren Leidens in sich trug. Er fühlte sich täglich schwächer, und der Arzt riet ihm, wenn möglich, eine weite Seereise zu unternehmen. Gleichmäßige Ruhe und der Einfluß der reinen, kräftigen Seeluft, meinte er, würden ihre heilsame Wirkung nicht verfehlen.

Dem Rate folgend, erkundigte Karl sich nach einem Platz auf einem Dampfer, der nach Australien fuhr. Gute Freunde waren ihm, was Reisekosten und Ausstattung betraf, behilflich, und schon sehr bald konnte er die Reise antreten.

Seine Schwester begleitete ihn aufs Schiff. Von der Mutter hatte er schon zuhause Abschied nehmen müssen, und es war eine schmerzliche Stunde für beide gewesen. Die Mutter hatte vorausgefühlt, daß sie ihren Sohn in diesem Leben wohl nicht wiedersehen werde, und was das Leben nach dem Tode betraf — —? Karl war, ach! kein Freund der göttlichen Wahrheit. Er lebte untadelig, aber sein Herz war fern von Gott. Er kannte den Weg des Heils, und das Evangelium war ihm oft genug klar und einfach verkündigt worden, aber bis dahin hatte er nichts davon wissen wollen. Diese ernste Tatsache machte die Trennung für die arme Mutter um vieles schwerer.

Auf dem Schiff konnte Karl noch eine Stunde mit seiner Schwester zusammensein. Dann wurden die Anker gelichtet. Langsam setzte sich der große Dampfer in Bewegung. Noch ein wiederholtes Winken, und die Schwester blieb traurig am Ufer zurück.

In sich gekehrt schritt sie durch die Straßen der Stadt zum Bahnhof. In ihre trüben Gedanken versunken, mochte sie wohl nicht recht darauf geachtet haben, was um sie her vorging. So wurde sie arg erschreckt durch einen Wagen, der plötzlich mit großer Schnelligkeit ganz dicht an ihr vorüberfuhr. Sie sprang rasch zur Seite, konnte aber doch nicht verhindern, daß ihr Fuß von einem der Räder erfaßt wurde. Glücklicherweise war der Unfall nur gering, aber der Schreck war ihr so in die Glieder gefahren, daß sie nicht weitergehen konnte, sondern in ein Hotel am Wege einkehrte. Da es ohnehin bereits ziemlich spät war, beschloß sie, die Nacht am Ort zu bleiben und erst am folgenden Tage nach Hause zurückzukehren. Die ganze Nacht aber fand sie keinen Schlaf. Es war ihr, als höre sie fortwährend die Worte: „Du mußt nach P., um deinen Bruder noch einmal zu sehen". In P. sollte der Dampfer noch weitere Fahrgäste aufnehmen. Sie suchte die Gedanken abzuschütteln, konnte sie aber trotz aller Mühe nicht loswerden. Sollte es eine Eingebung Gottes sein? Schon früh am nächsten Morgen beschloß sie, der inneren Mahnung zu folgen. Sie nahm den ersten Zug nach P., das ziemlich weit entfernt lag. Dort angekommen, erfuhr sie, daß das Schiff erwartet, daß es aber erst am nächsten Tage seine Fahrt fortsetzen werde. So übernachtete sie noch einmal und ließ sich des Morgens an Bord rudern.

Karls Freude war unbeschreiblich, als er seine Schwester so unerwartet wiedersah.

„Emilie", rief er aus, ihr beide Arme entgegenstreckend, „wie wunderbar ist es, daß Gott dich wieder zu mir geführt hat! Ich bitte dich, geh nicht mehr von mir weg, denn der Schiffsarzt hat gesagt, daß ich Australien nicht lebend erreichen werde."

Daß die Sache so ernst stand, hatte niemand vermutet. Sogleich suchte Emilie den Kapitän auf, um mit ihm zu beraten, was unter diesen Umständen zu tun sei, und Gott fügte alles so, daß Karl von der Weiterreise entbunden und noch an demselben Morgen in ein Krankenhaus in P. gebracht werden konnte.

Die Beförderung griff den Kranken außerordentlich an. Sobald er sich aber etwas erholt hatte, rief er die Schwester an sein Bett.

„Emilie", sagte er, „ich habe lang gegen Gott gestritten und Seine Gnade zurückgewiesen. In der Meinung, dem Tode entfliehen zu können, habe ich die Reise angetreten. Aber als ich gestern abend, krank und elend, mich allein unter Fremden fühlte, den Tod und das kalte Grab nicht mehr fern von mir, da brach mein Eigenwille zusammen. Da ich niemand hatte, gegen den ich mich hätte aussprechen können, habe ich aus der Tiefe meiner Seele zu Gott gerufen. Ich habe um Erbarmen und als ein hilfloser Sünder um Vergebung gefleht. Und der Gott aller Gnade hat mich erhört und mir Frieden und volles Heil um Jesu willen geschenkt. O welch große Dinge hat Gott an mir getan! Nun bin ich glücklich. Der Tod hat seinen Stachel für mich verloren, und ich weiß, daß ich zu Jesu, meinem Herrn, gehe. Obendrein schenkt Gott mir die Freude, meine Schwester an meinem

Krankenlager zu sehen. Ja, Seine Gnade ist groß gegen mich!"

Karls Ende war nicht mehr fern. Emilie hatte die Mutter telegraphisch benachrichtigt. Doch obgleich sie sich unverzüglich auf den Weg machte, kam sie zu spät. Gerade als sie das Krankenhaus betrat, drückte Emilie dem Bruder die Augen zu. Er war in Frieden entschlummert und weilte bereits bei seinem Herrn.

Der Schmerz der Mutter war groß. Doch ihre Trauer verwandelte sich in Freude, als sie erfuhr, was Gott an ihrem Kind getan, und was für ein Bekenntnis Karl seiner Schwester abgelegt hatte. Was Emilie ihr berichten konnte, war so kostbar für sie, daß alles andere daneben in Nichts zerfiel. Die letzte Bitte Karls an Emilie: „Sage allen, die mich gekannt haben, daß ich noch zu Jesu gekommen und im lebendigen Glauben an Ihn entschlafen bin", betrachtete die Witwe als sein herrlichstes Vermächtnis.

Die beiden verlorenen Söhne

I.

Die bekannte, in Luk. 15 berichtete Erzählung des Herrn Jesus wird gewöhnlich „das Gleichnis vom verlorenen Sohn" genannt. Man kann aber auch mit Recht von den verlorenen S ö h n e n reden, denn beide, den älteren wie den jüngeren Sohn, finden wir außerhalb des Vaterhauses. Wohl war der jüngere weiter vom Hause entfernt als sein älterer Bruder; aber draußen waren sie beide. Der jüngere hatte sich in das ferne Land v e r l o r e n,

worunter wohl die Welt mit all den Genüssen, die sie bietet, zu verstehen ist. Der ältere war draußen auf dem Felde. Ich denke, daß wir in ihm das Bild eines Menschen erblicken können, der auf dem Felde religiöser Werktätigkeit arbeitet, ähnlich so, wie einst Kain es tat, und wie so viele Menschen es heute tun. Am Ende sehen wir denn auch, daß er der Gnade viel weniger zugänglich war als sein jüngerer Bruder, der eigentliche „verlorene Sohn". Daß man dieselbe Wahrnehmung allgemein bei Leuten machen kann, die auf dem Wege des eigenen Tuns Gott zu befriedigen suchen, ist bekannt.

Unser Gleichnis gibt uns in einem Sinne in den beiden Söhnen ein Bild von der ganzen Menschheit, die sich in religiöse und gottlose, in ehrbare und unehrbare, in gute und böse Menschen teilt. Aber so verschieden die beiden Klassen auch sein mögen, beide sind fern von Gott, unrein und verloren.

Der Herr beabsichtigte ohne Zweifel, den Pharisäern und Schriftgelehrten, die über Ihn murrten, weil Er Sünder aufnahm und mit ihnen aß, in dem älteren Sohne ein Bild ihres eigenen traurigen Zustandes vor Augen zu stellen. Sie waren nicht Schlemmer und Säufer wie der jüngere Sohn, sie hatten Gott nicht geradezu den Rücken gekehrt; im Gegenteil, sie waren äußerlich fromm, waren eifrig in der Beobachtung religiöser Vorschriften und Satzungen, aber eben deshalb in Wirklichkeit ferner von Gott als die Zöllner und Sünder.

Der jüngere Sohn nahm alles mit, was er zusammenbringen konnte, und ging so weit weg, wie seine Füße ihn zu tragen vermochten. Er träumte von dem Glück, welches das ferne Land, wohin er

„Ein gewisser Mensch hatte zwei Söhne; und der jüngere von ihnen sprach zu dem Vater: Vater, gib mir den Teil des Vermögens, der mir zufällt. Und er teilte ihnen die Habe . . .“

reiſte, ihm bringen würde. Wie viele junge Leute heutzutage träumen den gleichen Traum! Mehr oder weniger unbekannt mit dem eitlen, ſündigen Charakter der Welt, meinen ſie, in ihr wahres Glück finden zu können.

Bei einem Gang durch Berlin kam ich unlängſt an einem berüchtigten Vergnügungslokal vorbei.

Über dem Eingang ſtand in rieſigen, weithin lesbaren Buchſtaben:

„Es lockt die ſündige Welt."

Einen Augenblick blieb ich ſtehen und beobachtete die Scharen, die der Lockung folgten. Manche lachten und ſchüttelten den Kopf, aber hinein gingen ſie doch. Mir fiel dabei eine kleine Geſchichte ein, die ich irgendwo geleſen hatte.

Ein Mann trieb eine Schweineherde zum Schlachthof. Das iſt keine leichte Aufgabe, denn Schweine ſind ſtörriſch. Aber merkwürdig, hier folgten ſie wie eine Schafherde dem Hirten. Ein Vorübergehender ſah es mit Staunen und wartete, bis der Viehtreiber aus dem Schlachthof zurückkehrte.

„Wie haben Sie das nur fertig gebracht, daß die Tiere Ihnen ſo willig folgten?" fragte er den Mann.

„Das will ich Ihnen ſagen. Seit Jahren Schweinetreiber, weiß ich aus Erfahrung, welch ein ſchweres Stück Arbeit es iſt, Schweine in den Schlachthof zu bringen. Da bin ich auf den Gedanken gekommen, ihnen hie und da eine Handvoll Erbſen auf den Weg zu ſtreuen. Seitdem folgen ſie mir wie Schafe. Hätten Sie etwas näher geſtanden, ſo würden Sie bemerkt haben, wie die Schweine ſtutzten, als die Tür

zum Schlachthof aufging. Sie rochen Blut und witterten Unrat. Flugs ſtreute ich die Erbſen etwas reichlicher. Da konnten ſie nicht widerſtehen, und einen Augenblick ſpäter waren ſie alle im Hofe."

Macht es der Feind der Seelen nicht ähnlich wie jener Schweinetreiber? Er weiß die Seelen mit dem richtigen Köder zu locken, und wie viele folgen ihm blindlings und rennen geöffneten Auges in ihr Verderben! Groß, unermeßlich groß iſt die Schar jener, die erſt dann zur Beſinnung kommen, wenn es für ewig zu ſpät iſt! Wohl denen, die, wie der jüngere Sohn, noch in dieſer Zeit zu ſich ſelbſt kommen. Ihnen kann geholfen werden.

Es ging dem jungen Manne, wie es ſo vielen ergeht, die ſich von der Sünde locken laſſen. Gewiß, ſolang er Geld hatte, konnte er ſeinen Begierden ungehindert frönen. Daß er glücklich dabei war, wird nicht geſagt. Ganz unerwartet aber wurde er aus ſeinen Träumen geriſſen. Ehe er es geahnt hatte, ging ſein Geld zur Neige. Zu allem Unglück kam noch eine Hungersnot über jenes Land. Da zeigte es ſich, was die Welt in Wirklichkeit zu bieten vermag. Wo waren ſeine Freunde, die ihm ſo bereitwillig geholfen hatten, ſein Geld durchzubringen, und die ihm dabei Treue bis in den Tod geſchworen hatten? Es ging auch hier nach dem Wort:

Als ich kam auf Erden,
Wollten alle meine Freunde werden.
Als ich kam in Not,
Waren alle meine Freunde tot.

Aber halfen ihm denn die Bürger des Landes nicht? Ach, ſie ſchickten ihn auf die Äcker, Schweine zu hüten, und gaben ihm nicht einmal die Träber,

welche die Schweine fraßen, um damit seinen nagenden Hunger zu stillen.

Welch fürchterlicher Niedergang! Welch zerrüttetes Leben! Der Sohn aus reichem, unbescholtenen Hause inmitten der gierigen, unreinen Tiere! So lohnt die Welt.

Und da, in dem fürchterlichen Elend, in seiner grenzenlosen Verlassenheit, kommt der junge Mann zu sich selbst. Wenn seine früheren Freunde ihn jetzt reden gehört hätten, würden sie vielleicht einander spöttisch zugeflüstert haben: Der ist von Sinnen! Merkwürdig, wenn ein Mensch dahin kommt zu erkennen, daß in der Welt nichts mehr für ihn zu finden ist, und er nach Besserem trachtet, sagt die Welt: Der ist nicht mehr recht bei Verstand! Stellt er sich bei den weltlichen Festen nicht mehr ein, gilt er als ein unzurechnungsfähiger Schwärmer. Und bekennt er gar treu Jesum als seinen Heiland und neuen Herrn, so beginnt man ihn zu verachten und zu hassen. Aber wie steht es in Wirklichkeit? Dieser Mann ist zu wahrer Einsicht gekommen, ist klug geworden, während man alle, welche die Welt lieben, wegen ihrer Torheit nur bemitleiden kann.

Als der Sohn zu sich selbst gekommen war, dachte er an den Vater, an das elterliche Haus, an das Brot, das dort im Überfluß zu finden war; er faßt einen guten Entschluß und — ach, wie oft wird das versäumt! — läßt dem Entschluß unmittelbar die Tat folgen. „Wie viele Tagelöhner meines Vaters haben Überfluß an Brot", sagt er zu sich selbst, „ich aber komme hier um vor Hunger. Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen, und will zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel

und vor dir, ich bin nicht mehr würdig, dein Sohn zu heißen; mache mich wie einen deiner Tagelöhner. Und er machte sich auf und ging zu seinem Vater."

So kehrte der Sohn dem fernen Lande, kehrte seinem bisherigen Leben den Rücken und ging zu seinem Vater. Das war eine wirkliche Umkehr, eine Bekehrung. Wie die Begegnung mit dem Vater auslaufen würde, das wußte er freilich nicht, und es mochte ihm bei dem Gedanken daran wohl ängstlich zumute sein. Der Vater war ein angesehener, ehrbarer Mann, und er?! Mag er sich die Begegnung aber gedacht haben, wie er will, in jedem Fall fiel sie ganz, ganz anders aus, als er erwartet hatte. Der Vater wartet nicht, bis der Sohn an ihn herankommt, um dann in Ruhe seine Beichte entgegenzunehmen. Nein, „als er noch fern war, sah er ihn und wurde innerlich bewegt und lief hin und fiel ihm um seinen Hals und küßte ihn sehr". Kein Verweis kam über seine Lippen. Es ist nicht Gottes Art, einen Sünder, der Ihm im Gefühl seiner Unwürdigkeit naht, mit Verweisen zu empfangen. Nein, Er eilt ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen. Und was sagte der Sohn? Er hatte sich vorgenommen, den Vater zu bitten, ihn zu einem seiner Tagelöhner zu machen. Er bekannte ihm auch, daß er gesündigt habe gegen den Himmel und vor ihm, und daß er nicht mehr würdig sei, sein Sohn zu heißen. Aber als der Vater im nächsten Augenblick an seinem Halse hing und ihn zärtlich küßte, wie hätte er ihn da noch bitten können, ihn zu einem Tagelöhner zu machen? Der Vater küßt doch seine Tagelöhner nicht! Nein, zurückgekehrte Söhne und Töchter, die küßt der Vater.

Hast du es auch schon so gemacht wie dieser Sohn, mein Leser? Bist du zu Gott gekommen? Hast du im Gefühl deiner Unwürdigkeit vor Ihm auf den Knieen gelegen und Ihm deine Sünden bekannt? Möchte doch niemand versäumen, es in dieser Zeit zu tun, denn in der Ewigkeit gibt es keine Sündenvergebung mehr. Du willst doch ein aufrichtiger Mensch sein. Dann geh zu Gott und bekenne Ihm die Wahrheit: „Ich habe gesündigt!" Wenn du das in Aufrichtigkeit tust, wirst du dich wundern über die Gnade, die dir zuteil wird; denn wenn der Mensch aufdeckt, deckt Gott zu. „Wenn wir unsere Sünden bekennen, so ist Er treu und gerecht, daß Er uns die Sünden vergibt und uns reinigt von aller Ungerechtigkeit." Hörst du es? Er reinigt von aller Ungerechtigkeit. Um das zu können, hat Er Seinen eingeborenen, geliebten Sohn gegeben, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe. (Joh. 3, 16.) „Den, der Sünde nicht kannte, hat Er für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir Gottes Gerechtigkeit würden in Ihm." (2. Kor. 5, 21.) Und der Weg zur Erlangung dieser Gerechtigkeit ist der Glaube, der einfältige, kindliche Glaube an Den, der für Sünder am Kreuze litt und starb. Alle Menschen haben gesündigt und fallen so dem Gericht Gottes anheim, aber alle, auch du, können gerettet werden. Wodurch? Durch ihr eigenes Bemühen? Nein, sondern „durch Seine Gnade, durch die Erlösung, die in Christo Jesu ist". (Röm. 3, 23. 24.)

So handelt Gott mit dem Verlorenen, der zu sich selbst kommt und zu Ihm umkehrt.

In elfter Stunde

Es war vielleicht fünf Monate vor seinem Tode, als ich den alten Herrn Andreas kennen lernte. Er war ein so rüstiger, wohlaussehender und lebhafter Mann, daß ich kaum glauben konnte, es mit einem Siebenundachtzigjährigen zu tun zu haben. Ich wußte, daß der alte Herr sein Leben lang als Christ gegolten hatte. Er war christlich erzogen, getauft und konfirmiert, und er gehörte der Kirche, zu der er sich bekannte, schon mehr als sechzig Jahre an.

Unser Zusammentreffen war eine große Enttäuschung für mich. Ich hatte gehofft, einen reichen und kostbaren Schatz von Erfahrungen, die gesammelte und veredelte Frucht eines langen Lebens, zu finden, und mußte statt dessen entdecken, daß bei allem Interesse, das Andreas an Kirche, Prediger usw. nahm, er in Wirklichkeit Jesum nicht besaß. Er verstummte, sobald das Gespräch von allgemeinen Dingen auf die persönlichen Umstände und Erfahrungen der Kinder Gottes überging. Solches Verstummen kann in gewissen Fällen von einer Scheu herrühren, der wahre Demut zugrunde liegt. Aber meist ist es sicherlich darauf zurückzuführen, daß der Betreffende wirklich nichts zu sagen hat, und wo Aufrichtigkeit vorhanden ist, wie im Falle meines alten Freundes, müssen sich die Lippen schließen.

Meine Einladung zu einer im Dorfe stattfindenden Versammlung nahm der alte Herr dankend an. Ich sprach über die Erlösung durch das Blut Christi, das große Hauptthema aller Evangelisten.

Unter den Zuhörern, die das Haus füllten, schien kaum ein Aufmerksamerer zu sein als unser ehrwürdiger Freund.

„Entweder ist der Prediger im Unrecht, oder ich bin es", mußte er sich, wie er später gestand, während des Vortrags sagen. „Wenn er die Wahrheit sagt, dann weiß ich noch nicht, was es ist, errettet zu sein. Ich habe auf einen falschen Grund gebaut. Sollte es denn wirklich möglich sein, daß ich mein ganzes langes Leben ein verlorener, unbekehrter Sünder war?"

Je ernster er diese Frage erwog, desto mehr wurde es ihm klar, daß er bisher seine eigene Gerechtigkeit aufzurichten getrachtet und sich nicht unter das Urteil Gottes gebeugt hatte, der in Seinem Wort alle Menschen für ungerecht und untauglich erklärt. Aufs tiefste beunruhigt, ging er an diesem Abend nach Hause. Während der drei nächsten Tage konnte er weder essen noch schlafen.

„Kann es denn sein", so fragte er sich immer wieder, „daß ich sechzig Jahre lang ein Glied der Kirche gewesen bin und unter dem Schall des Evangeliums gesessen habe, ohne es jemals richtig zu verstehen? — Ich habe doch auch immer ein ehrbares Leben geführt und bin meinen religiösen Pflichten stets pünktlich nachgekommen." War es möglich, daß all das Gute, das er getan hatte, daß sein ganzer untadeliger Lebenswandel ein Nichts war, welches ihm keinerlei Anrecht an den Himmel verschaffte?

Es dauerte einige Zeit, bis er an eine solche Möglichkeit glauben konnte. Aber immer wieder trat das gehörte Wort vor seine Seele und überzeugte ihn, daß er einer besseren Gerechtigkeit bedurfte, als diejenige

war, die er bisher als genügend betrachtet hatte. Nach außen hin hatte er den Herrn als seine Hoffnung bekannt, dabei aber stets mehr auf sein eigenes Tun als auf Christum vertraut.

Wo war jetzt seine Sicherheit? Die immer mehr aufdämmernde Erkenntnis: Du bist nichts als ein armer, verlorener Sünder, ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. In der dritten Nacht wurde seine Seelennot so groß, daß er es nicht länger im Bett aushalten konnte. Er beschloß, die ihn quälende Frage, ob er errettet und somit für die Ewigkeit sichergestellt sei oder nicht, dahin zu entscheiden, daß das letztere der Fall sei. Er entschloß sich, der freundlichen Einladung des Sünderheilandes: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben" folgend, zu dem Herrn Jesus zu gehen. Einfältig wollte er der Aufforderung gehorchen und dem darin gegebenen Versprechen Vertrauen schenken. Mitten in der Nacht erhob er sich von seinem Lager und kniete nieder. Gleich Saulus von Tarsus „b e t e t e" der alte Mann wirklich, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben. Er k a m zu Jesu, er s u c h t e Den, der mächtig ist zu erretten, und er e r f u h r — ebenfalls zum erstenmal in seinem Leben — was es ist, an den Herrn Jesus Christus zu glauben und durch Ihn Frieden mit Gott zu haben.

Am nächsten Morgen begrüßte ihn seine Enkelin, bei der er weilte, mit der Bemerkung, daß er heute viel besser aussehe als in den letzten Tagen. Daraufhin erzählte er ihr unter Freudentränen, was geschehen war, wie er in große Sündennot geraten sei, aber wie der Herr ihn dann in Seiner Güte zu sich gezogen habe.

„Und jetzt", schloß er, „muß ich an die Arbeit und die kurze Zeit, die mir noch verbleibt — meine Tage sind ja gezählt — ausnutzen, um Gottes wunderbares Heil kundzumachen."

Und er machte sich an die Arbeit. Bei seinen Kindern und Enkelkindern beginnend, setzte er die ganze Nachbarschaft durch seinen Eifer, mit dem er allen von dem erzählte, was ihm geschenkt worden war, in Staunen. Als ich das Dorf zwei oder drei Wochen nach seiner Bekehrung wieder besuchte, rief er mir freudestrahlend entgegen:

„Heute kann ich Ihnen offen ins Auge schauen. Jetzt weiß ich, was es ist, durch Jesu Blut von allen Sünden gereinigt und ein glückliches Kind Gottes zu sein. Früher mußte ich von diesen Dingen schweigen. Ich ahnte ja nicht, wie kostbar es ist, durch den Glauben die ewigen Dinge erfassen und sich jetzt schon in ihnen erfreuen zu können. Gott sei Dank, daß Seine suchende Liebe nicht geruht, sondern mich endlich, endlich aus meinem langen Sündenschlaf aufgeweckt hat!"

Um den Abend war es licht geworden. Noch fünf Monate — ein kurzes Aufleuchten nach einem kalten, trüben Tage — lebte unser Freund, und in dieser Zeit hat er unermüdlich Freunden und Nachbarn bezeugt, welch große Dinge der Herr an ihm getan, wie Er sich seiner erbarmt und ihn noch in der „elften Stunde" in Seinen Weinberg berufen habe.

Es war gut, daß er die warnende Stimme der Predigt beachtet und nicht auf das Warnungszeichen einer jener Krankheiten gewartet hatte, die oft dem König der Schrecken vorausgehen. Ganz gesund ver-

ließ er eines Morgens das Haus, um einen Gang durch den Garten zu machen, und von diesem Gang kehrte er nicht mehr zurück. Ein Herzschlag machte seinem Leben plötzlich und völlig unerwartet ein Ende. Gott hatte ihn zu sich in den Himmel genommen, ohne daß er selbst wußte, wie.

Die Bekehrung eines Menschen ist in jedem Falle ein wunderbares göttliches Werk. Doch kann man wohl sagen, daß sie in einem so hohen Alter ein besonderes „Wunder der Gnade" ist. Wohl sind der Gnade Gottes keinerlei Schranken gesetzt, aber es ist eine ernste Wahrheit, daß die Menschen in den meisten Fällen so sterben, wie sie gelebt haben, weil das Herz durch die tiefeingewurzelte Gewohnheit der Sünde und des Unglaubens am Ende des Lebens verhärtet ist. Fälle von entschiedener Bekehrung im Alter sind nicht häufig. Möchte daher niemand seine Bekehrung aufschieben! Gottes Wort warnt so eindringlich davor.

„H e u t e, wenn ihr Seine Stimme höret, verhärtet eure Herzen nicht." — „Ein Mann, der, oft zurechtgewiesen, den Nacken verhärtet, wird plötzlich zerschmettert werden ohne Heilung." — „Siehe, j e t z t ist die wohlangenehme Zeit, siehe, j e t z t ist der Tag des Heils."

H e u t' noch ist der Herr in Gnaden
Für dich da, o säume nicht!
H e u t' noch heilt Er allen Schaden,
Führt aus Nacht zu ew'gem Licht.
Jesus beut' dir wahre Ruh',
Drum zu Jesu eil' auch du!

Wie Gott mir half

VIII.

Mit einem „ungläubigen Thomas", wie es deren heutzutage so viele gibt, im übrigen einem klugen und gebildeten Menschen, hatte ich mich lang über Natur und Schöpfung herumgestritten. Er suchte mir zu beweisen, daß der biblische Schöpfungsbericht nicht richtig sein könne, da es mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung nicht in Einklang zu bringen sei, daß Gott alles fix und fertig erschaffen habe. Mir fiel bei dem Wortgeplänkel, bei dem — nebenbei bemerkt — wohl kaum etwas herausgekommen ist, die bekannte, schon hie und da bei ähnlicher Gelegenheit gestellte Frage ein: „Wer war zuerst da, die Henne oder das Ei? Das Ei? Nein, das kommt von der Henne. Die Henne? Nein, die kommt aus dem Ei."

Trotz vielen Kopfzerbrechens konnte er mit der ganzen übrigen Gesellschaft die Frage nicht befriedigend beantworten.

Beim Auseinandergehen gingen wir zusammen die Treppe hinunter. Immer noch im eifrigen Gespräch mit dem klugen Zweifler, gab ich nicht genügend acht und trat fehl. Das war gefährlich, weil ich noch unter den Folgen eines bösen Unfalls litt, der mir einen doppelten Oberschenkelbruch und einen Bruch des rechten Handgelenks eingetragen hatte. Die beiden Bruchstellen waren schlecht verheilt und noch recht schmerzhaft. Ich ging noch am Stock. Ein Sturz die ziemlich steile und hohe Treppe hinunter hätte unter diesen Umständen ganz unberechenbare

Folgen nach sich ziehen können. Als ich den Halt verlor, überfiel mich eine lähmende Angst. O Gott, was wird werden?! Ich konnte nur noch einen Stoßseufzer zum Himmel emporsenden: „Vater, hilf!" Da fühlte ich mich plötzlich am Rock festgehalten. Es gelang mir, wieder festen Fuß zu fassen. Voll Dank wandte ich mich um, die Hand zu suchen und zu drücken, die mich vor dem gefährlichen Sturz bewahrt hatte. Doch sieh! Keine Menschenhand war es, die mich gehalten hatte. Mein Kleid war an einem Bildernagel hangen geblieben, der irgendwo in der Wand steckte, wo er nicht hingehörte. Wie die Pförtnersfrau hinterher scheltend sagte, hatte ihr dreizehnjähriger Malefizjunge das wieder angestellt.

„Hm! Ein merkwürdiger Zufall!" meinte der Spötter.

Ja, Zufall! Aber wie viele solcher „Zufälle" hatte ich bereits in meinem Leben verbuchen können, die sich immer gerade im Augenblick dringender Not oder Gefahr auf meinen Hilferuf hin ereignet hatten. Gott hatte wieder einmal gehört und wunderbar geholfen, und Ihm dankte ich für Seinen gnädigen Beistand. J. Z.

Der Gott des Elias

Es war in der Kriegszeit, wo in den meisten deutschen Haushalten Schmalhans Küchenmeister war. Da sagt eines Tages ein gläubiger Mann zu seiner Frau:

„Wie lang ist's jetzt her, Frau, daß wir kein Stückchen Fleisch mehr gehabt haben!?"

„Ja", seufzt die Frau, „das ist schon recht, recht lang her!"

„Wir wollen Gott einmal kindlich und einfältig darum bitten", fährt der Mann fort. „Er hat doch dem Propheten Elias einst Brot und Fleisch durch die Raben bringen lassen."

So bringen sie ihr Anliegen dem Herrn.

Am gleichen Tage muß die Frau zur Stadt. Mit einem leeren Korb kehrt sie des Abends zurück. Ihr Weg führt durch einen Wald. Plötzlich stutzt sie. Was liegt da im Grase? Behutsam tritt sie näher. Es ist ein prächtiger Hase. Sie erwartet, daß er aufspringe und davonlaufe. Aber er rührt sich nicht. Sie geht an das Tier heran. Es ist noch ganz warm, aber tot. Ohne sich lang zu besinnen, packt sie den Hasen in ihren Korb. Der Weg führt an der Lebensmittel-Prüfungsstelle vorbei. Sie denkt: „Du willst doch den Hasen eben der Vorsicht halber untersuchen lassen".

Sie tritt ein und erzählt dem Beamten, wie sie an den Hasen gekommen ist.

„Dann wollen wir mal sehen, woran das prächtige Tier so plötzlich verendet ist", sagt der Mann.

„Da haben wir's schon", ruft er, nachdem er den Hasen aufgeschnitten hat. „Der Kerl hat zu viel nassen Klee gefressen. Das hat ihm den Garaus gemacht. Ich gratuliere Ihnen zu dem schönen Braten."

Beglückt eilt die Frau nach Hause. Ihr Mann ist nicht weniger froh und dankbar. Um ein Stückchen Fleisch hatten sie Gott gebeten, und Er hatte ihnen gleich einen ganzen, fetten Hasen geschenkt.

„Der Herr sieht dich“

In einer Stadt im Westen der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika fand eines Sonntags, wie so oft, ein öffentliches Ballspiel statt. Dabei durfte Herr S. nicht fehlen. Er war ein sehr beliebter, tüchtiger Spieler, von dessen Teilnahme oft genug der günstige Ausgang des Spieles abhing. Fast immer begleitete Frau S. ihren Mann zu den Spielen, obwohl sie als gute und begehrte Tänzerin den Sonntag manchmal lieber anders zugebracht hätte. Aber sie hatte ihren Mann von Herzen lieb, und so trennte sie sich ungern von ihm. Auch fiel von den Ehrungen, die ihm zuteil wurden, stets ein Teil für sie ab. Es war schon ein Genuß, dabei zu sein, wenn ihr Mann beim Kommen mit lauten Zurufen und kräftigem Händeschütteln von seinen Mitspielern begrüßt wurde. Noch schöner war es, ihn spielen zu sehen, erhebend, Zeuge der Begeisterung der Zuschauer bei einem guten Ball zu sein, und ein angenehmes Gefühl, sich von mancher guten Freundin um diesen Mann beneidet zu wissen. Aus diesen Gründen konnte man schon auf ein Tanzvergnügen verzichten.

An dem Sonntag aber, von dem jetzt die Rede sein soll, wollte bei Frau S. die gewohnte Freude an dem Spiel und den oben erwähnten Begleitumständen nicht so recht aufkommen. Anfangs zwar war es

Samenkörner (Neue Folge 25) 1931

wie gewöhnlich. Mit innerer Anteilnahme verfolgte sie das Spiel. Plötzlich aber durchzuckte sie ein unangenehmer Gedanke, und der hieß: „Der Herr sieht dich!"

Das ernste Wort der Heiligen Schrift: „Die Welt vergeht und ihre Lust; wer aber den Willen Gottes tut, bleibt in Ewigkeit" (1. Joh. 2, 17), war Frau S. nicht unbekannt. Auch hatte noch vor einiger Zeit ihre gottesfürchtige Tante sie gebeten, die Frage ihres ewigen Seelenheils nicht länger gleichgültig zu behandeln, sondern sich eilends zu Jesu zu wenden, bei dem allein Rettung vor dem kommenden Gericht und wahre Ruhe der Seele zu finden sei. Frau S. hatte gegen diese Worte nichts einzuwenden gewußt. Sie war überzeugt, daß die Tante die Wahrheit sprach, und daß sie sich zum Herrn bekehren mußte. Sie wünschte auch selig zu sterben. Aber jetzt schon, in ihren besten Jahren, der Welt und ihren Freuden zu entsagen, das war doch zu schwer.

Wie schon gesagt, blitzartig durchzuckte sie während des Spieles der Gedanke: Der Herr sieht dich! Er ließ sie nicht mehr los. Von diesem Augenblick an konnte sie dem Spiel nicht mehr folgen. Das ganze Interesse war verschwunden. Ihre Unruhe nahm derart zu, daß sie kurz entschlossen ihren Platz verließ und ohne ihren Mann nach Hause zurückkehrte. Unterwegs begegnete ihr die Tante. Das war ihr recht unangenehm. Was sollte die von ihr denken, die sie noch kürzlich so ernst gewarnt hatte? Die Tante ließ sie auch nicht ohne weiteres vorbeigehen.

„Cedy", sagte sie traurig, „wie kannst du nur Sonntags auf den Sportplatz gehen, wo der Herr nicht ist!?"

Wo der Herr nicht ist! Dieses Wort traf sie bis ins innerste Herz. Nein, der Herr war nicht da, aber Er hatte sie dort gesehen! Tiefbewegt, ja, ganz erschüttert stand sie vor der treuen Mahnerin, und die Tränen traten ihr in die Augen. Liebevoll nahm die Tante sie an den Arm und begleitete sie nach Hause.

„Heute abend komme ich wieder, und dann nehme ich dich mit in die Versammlung."

Mit diesem Abschiedswort überließ sie die Nichte ihren eigenen Gedanken. Diese waren immer noch recht trüber Art. Niedergedrückt, unglücklich, seufzend verrichtete sie die notwendigen häuslichen Arbeiten. Ja, heute abend gehst du mit zur Versammlung, hieß es in ihr. Das wird dir helfen. Doch auch eine andere Stimme ließ sich vernehmen, und die fragte: Warum willst du denn in die Versammlung gehen? Tu das lieber nicht! Da wird man dich fragen: „Sind Sie bekehrt? Sind Sie schon errettet? Sind Sie auch ein Kind Gottes?"

Einige Zeit danach kam ihr Mann nach Hause und fand sie in Tränen. Als er bestürzt nach der Ursache forschte, teilte sie ihm mit, wie es ihr am Nachmittag ergangen sei. Schließlich kam die Tante, um die Nichte zur Versammlung abzuholen.

„Weshalb beunruhigst du meine Frau?" rief S. ihr unmutig entgegen. „Sie ist geradeso gut wie du. Warum soll sie denn nicht zu dem unschuldigen Ballspiel gehen? Ich mag sie nicht weinen sehen, und sie soll auch nicht weinen."

„Nein, nein", wehrte Frau S. fast erschrocken ab, „ich bin nicht gut. Und zum Ballspiel gehe ich nicht mehr. Ich gehöre nicht dahin."

Dann ging sie mit ihrer Tante zur Versammlung, um Gottes Wort zu hören; und was geschah? Noch an dem gleichen Abend konnte sie die gute Botschaft im Glauben aufnehmen. Der Herr Jesus ist auch für dich gestorben! hieß es in ihrem Innern. „Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben!" So steht geschrieben. Du glaubst an Ihn, und so bist du errettet.

Als sie nach der Versammlung einigen Bekannten mitteilte, wie Gott in dieser Stunde zu ihr geredet hatte, wurde ihre Freude noch größer, und alle nahmen herzlich teil an ihrem Glück. Aber ihr Gatte daheim konnte sich nicht mit ihr freuen. Im Gegenteil, der sonst so ruhige, liebenswürdige und gute Mann wurde ganz aufgeregt und rief:

„Nun bringst du Unfrieden in unsere Ehe. Du willst diesen Weg gehen, und ich soll den anderen Weg gehen!"

Ach! er hätte auch „diesen" Weg gehen sollen, und er war wohl auch im Herzen überzeugt, daß seine Frau den richtigen Weg eingeschlagen hatte. Aber er war ihm zu schmal. Da hätte er ja seine Freunde, sein Spiel, die Ehre bei den Menschen darangeben müssen, und das konnte und wollte er nicht.

Vier Jahre waren vergangen, vier Jahre heißen, anhaltenden Flehens für den geliebten Mann. Treu war die Frau den schmalen Pfad gewandelt, aber allein. Ihr Mann stand immer noch abseits. Da griff Gott ein. S. wurde schwer krank. Unerträgliche Schmerzen peinigten ihn. Er kam ins Krankenhaus, und die Ärzte rieten zur Operation. Doch dazu konnte er sich nicht entschließen, aus Angst, er möchte aus

der Betäubung nicht mehr zum Leben erwachen. Er wußte, daß seine Sachen mit Gott nicht geordnet waren. Trotz seiner Angst und Not aber fiel es ihm nicht ein, zu Gott zu beten und Sein Erbarmen anzurufen; so töricht und hart ist das menschliche Herz. Nach einiger Zeit nahmen die Schmerzen ab, und man entließ ihn aus dem Krankenhaus.

Von seinen Freunden erfuhr S. in seinen Krankheitstagen keinerlei Beweise ihrer Freundschaft. Keiner von denen, die dem tüchtigen Sportsmann nicht genug zu schmeicheln gewußt hatten, hatte daran gedacht, den Kranken zu besuchen. Da hatten es die neuen Bekannten seiner Frau, die sie „die Brüder" zu nennen pflegte, doch anders gemacht. Sie waren zu ihm gekommen und hatten ihm Freundlichkeiten erwiesen, und S. war nicht unempfänglich geblieben dieser praktischen christlichen Nächstenliebe gegenüber. Seine Meinung über „die Brüder" war seitdem eine etwas andere geworden.

Es war kurz nach seiner Rückkehr aus dem Krankenhause. Wieder war Sonntag, und wieder sollte an diesem Tage ein Ballspiel stattfinden. S. saß daheim. Er konnte noch nicht mitspielen. O nein, Gott hatte noch ernster mit ihm zu reden. Ganz plötzlich überfielen ihn aufs neue die furchtbaren Schmerzen, schlimmer denn je, und mittags war er schon wieder im Krankenhause. Diesmal gab es nur noch e i n e n Ausweg, wenn die Krankheit nicht zum sicheren Tode führen sollte: sofortige Operation, und trotz des Sonntags entschlossen sich die Ärzte, sie unverweilt vorzunehmen. S. sträubte sich nicht länger, aber seine Angst war unbeschreiblich. Mit Macht traten seine

Sünden vor ihn. Sein ganzes vergangenes Leben bildete eine einzige schwere Anklageschrift. Wie hatte er Gottes Gnade, die ihm durch seine treue Frau so oft vorgehalten worden war, mißachtet und verschmäht! Ja, er verdiente Gottes gerechtes Gericht, und aus der Not seiner Seele, die weit größer war als die schlimmen Schmerzen, rang sich unaufhörlich der flehentliche Ruf: „O Gott, erbarme Dich meiner! O Gott, erbarme Dich meiner!"

Und Gott erbarmte sich des unglücklichen Mannes. Er sah ihn in seiner Reue und bitteren Verzweiflung, wie Er einst seine Frau auf dem Sportplatz gesehen hatte, und Er selbst richtete seinen Blick auf Jesum, den Heiland der Verlorenen. Bevor S. auf den Operationstisch gelegt wurde und die Ärzte an ihre Arbeit gingen, deren Ergebnis mehr als zweifelhaft war, zog ein Gefühl des Friedens in das zerschlagene Herz ein, die Überzeugung, daß der barmherzige Gott seine Bitte erfüllt habe. Es war um die gleiche Zeit, als seine alten Freunde auf dem Spielplatz draußen ihre Kräfte und ihre Geschicklichkeit maßen.

Halb wieder ins Bewußtsein zurückgekehrt, flüsterte S. der Schwester, die an seinem Bett saß, zu:

„Der Herr war mit mir! Der Herr hat geholfen!"

Seiner Sinne wieder ganz mächtig, wußte er, daß seine Sünden vergeben waren. Jesu Blut hatte alles gut gemacht. Auch seine Gesundheit wurde wiederhergestellt, und fortan wandelten die beiden Gatten den schmalen Pfad des Glaubens glücklichen Herzens miteinander.

Ein Wiedersehen im Gefängnis

Lebhaftes Treiben und starkes Gedränge herrschten wie gewöhnlich in den Vormittagsstunden im Mittelpunkt einer im Talkessel gelegenen Großstadt. Auf dem Marktplatz, der unmittelbar an die Verkehrsstraßen grenzte, gab es viel Betrieb und Handel. Die Leute vom Lande riefen in ihren verschiedenen Dialekten, mit kräftiger Stimme einander überbietend, die frischen Erzeugnisse ihrer Gärten und Felder aus. In den mit Segeltuch überdeckten Verkaufsständen lagen mancherlei Sorten Obst schön geordnet aus, und ihre Güte, Vorzüglichkeit und Billigkeit wurden immer wieder den Vorübergehenden angepriesen.

Im Hintergrunde des Marktplatzes bot das stattliche, neuerbaute Rathaus einen prächtigen Anblick. Grell streifte ein Sonnenstrahl das große Zifferblatt der oben im Turm angebrachten, weithin sichtbaren Uhr. Es schlug gerade elf, als eine Schwester in eine besonders schmale Nebenstraße einbog. In der Mitte derselben lag ein großes, graues Gebäude, dessen Fenster bis hoch zum oberen Stockwerk mit starken Eisenstangen versehen waren. Vor ihm blieb sie stehen. Ein stiller Seufzer entstieg ihrer Brust. Sie gedachte derer, die im Kampf des Lebens versagt hatten, in Versuchungen gefallen waren und hier die Folgen tragen mußten.

Schwester Helene stand zum erstenmal vor dem Gefängnis ihrer Heimatstadt. Nach einigem Zögern zog sie an der Hausglocke, deren schrillen Ton sie draußen vernahm. Ein Beamter öffnete und bat sie höflich einzutreten. Sie gehörte zu den Frauen, die

ihre Kraft und Zeit einer „Fürsorge" zur freien Verfügung gestellt hatten. In dieser Eigenschaft brachte sie ihren Auftrag vor.

„Ist Frau Müller unterrichtet, daß sie heute frei wird?" fragte sie den Beamten, nachdem man den Fall der Gefangenen kurz besprochen hatte.

„Ja", entgegnete dieser, „sie weiß, daß sie heute abgeholt und dem Zufluchtshause zugewiesen wird. Vielleicht warten Sie hier im Zimmer; ich will sie holen!"

„Wenn es erlaubt ist, möchte ich gern mit hinaufgehen und Frau Müller selbst aus der Zelle führen", erwiderte Schwester Helene und sah den Beamten fragend an.

„Da steht nichts im Wege", antwortete der Mann im grauen Rock; „ich hatte nur Bedenken, ob die steinernen Treppen mit ihren hohen Stufen bis ins letzte Stockwerk nicht zu ermüdend für Sie sein würden."

Die Schwester wehrte dankend ab und folgte dann dem Führer. Der Aufstieg war in der Tat anstrengend, aber endlich war die Zelle erreicht. Der Gefängniswärter öffnete die Tür, und Schwester Helene trat mit freundlichem Gruß ein.

Auf einem niedrigen Bett saß eine etwa dreißigjährige Frau im grauen Gefängniskleid. Die Schuhe, die sie trug, waren offen, da die Schnürriemen fehlten, deren Tragen vorsichtshalber verboten war. Das Haar fiel ziemlich ungeordnet in ihr blasses Gesicht. Die großen, fragenden Augen starrten die Eintretende wie in unangenehmer Überraschung an. Eine leise Röte überflog das Gesicht der Gefangenen, so als ob Bilder aus der Vergangenheit plötzlich vor ihr Geistes-

. . . Auf einem niedrigen Bett ſaß eine etwa dreißigjährige Frau im grauen Gefängniskleid. Die großen, fragenden Augen ſtarrten die Eingetretene wie in unangenehmer Überraſchung an. Eine leiſe Röte überflog das Geſicht der Gefangenen, ſo als ob Bilder aus der Vergangenheit plötzlich vor ihr Geiſtesauge getreten wären . . .

auge getreten wären. Den Gruß hatte sie kaum erwidert. Die Zelle selbst mit ihrem hochgelegenen Fenster und der dürftigen Ausstattung machte einen sauberen Eindruck.

Der Wärter brachte die eigenen Kleidungsstücke der Gefangenen, und unter freundlichem Zureden der Schwester war Frau Müller bald umgekleidet. Ihr Gesicht hatte inzwischen einen zutraulicheren Ausdruck angenommen.

„Sehen Sie, liebe Frau Müller", sagte Schwester Helene, „es freut mich so sehr, daß ich zu Ihnen kommen durfte, um Sie der Freiheit wieder zuzuführen, und zwar in ein Haus, wo Sie in Liebe aufgenommen werden, und das Ihnen eine Heimat bieten will, bis Ihre häuslichen Verhältnisse sich geregelt haben."

Ein Leuchten glitt über das nicht häßliche Gesicht der Angeredeten. Jedoch der sich wiederholende fragende Blick der scheuen Augen entging der Schwester nicht. Eine Erklärung fand sie nicht dafür.

Unten im Büro nahm die Fürsorgerin noch einige Papiere in Empfang, und dann schloß sich die schwere Tür des Gefängnisses hinter beiden. Frau Müller blieb einen Augenblick stehen, atmete erleichtert auf und schlug dann ihre Augen wieder zu Boden.

Auf dem Wege bat Schwester Helene sie, ihr einiges aus ihrem Leben zu erzählen. Die Frau war, wenn auch erst etwas zögernd, bereit, diesen Wunsch zu erfüllen. Bald war das Band der Zunge gelöst, denn Schwester Helene verstand es meisterhaft, mit liebevollem Verständnis auf die Lage ihrer Begleiterin einzugehen, und ehe sie das Haus erreichten, wußte sie, daß Frau Müller bessere Tage gesehen, gegen

Ende des Krieges geheiratet hatte, Mutter von zwei lieben, aber kranken Kindern war, die von der Fürsorge irgendwo untergebracht waren, und daß ihr Mann nicht genügend für die Familie gesorgt hatte. Plötzlich blieb die Erzählerin stehen, streifte die Schwester wieder mit dem ihr eigenen, sonderbar fragenden Blick und fuhr fort:

„Dann kam der Tag, an dem meine Nachbarn mich anzeigten. Ich hatte Sachen veruntreut. Die Not hatte mich zur Diebin gemacht, und das Gefängnis wurde mein Lohn!"

Bei den letzten, leise gesprochenen Worten zitterte ihre Stimme.

„Scham und Gefühl sind noch nicht in ihr erstorben; es ist also noch Hoffnung vorhanden. Gott sei Dank!" dachte die Schwester, als Frau Müller schwieg. Sie hatte noch etwas anderes auf dem Herzen, das fühlte Schwester Helene. Aber sie wollte nicht drängen, denn die Liebe, die das Herz erweichen würde, sollte den Sieg davontragen.

Inzwischen war das Haus erreicht, in welchem Abgeirrte und Obdachlose eine Heimat fanden. Auf das Läuten öffnete eine Schwester. Sie begrüßte die neue Pflegebefohlene liebevoll und führte sie in ein einfaches, aber behagliches Zimmer. Der Mittagstisch wurde gedeckt, und es dauerte nicht lang, bis das einfache Essen dampfend auf dem Tisch stand. Die Hausbewohnerinnen nahmen ihre Plätze ein. Eine Schwester sprach das Dankgebet. Alle griffen hungrig zu, manche in fröhlicher, andere in gedrückter Stimmung. Sichtlich aber war die geregelte Tätigkeit im Hause ein Segen für alle. Frau Müller fand sich auch bald in die Ordnung des Hauses und in ihre Pflichten.

Am Sonntagnachmittag sollte eine Predigt in der Anstaltskapelle stattfinden. Zwei Schwestern übernahmen die Führung der Frauen dorthin. Frau Müller drängte sich an Schwester Helene heran und fragte sie in bescheidenem Ton:

„Schwester, darf ich auf dem Weg zur Kirche an Ihrer Seite gehen?"

„Gern", erwiderte diese.

Unterwegs flüsterte Frau Müller plötzlich:

„Ich kenne Sie, Schwester Helene. Erinnern Sie sich denn meiner garnicht mehr?"

Überrascht hemmte die Gefragte ihre Schritte, betrachtete forschend das Gesicht ihrer Schutzbefohlenen und erwiderte kopfschüttelnd:

„Nein, ich könnte mich wirklich nicht entsinnen, Frau Müller, Ihnen je im Leben begegnet zu sein. Das ist aber auch kein Wunder. In den Kriegsjahren war ich nämlich draußen im Westen tätig; da bin ich mit unendlich vielen Menschen zusammengetroffen, die ich unmöglich alle im Gedächtnis behalten kann. Vielleicht kommen Sie mir ein bißchen zu Hilfe."

Eine Weile antwortete Frau Müller nicht. Als sie sich aber vergewissert hatte, daß die übrigen Hausinsassen sie nicht beobachteten, begann sie zu erzählen:

„Es war anfangs 1918. Ein Zug lief im Bahnhof der Stadt B. ein. Die Abteile waren meist schon besetzt. Trotzdem stiegen noch viele ein, von denen die meisten sich mit einem Stehplatz begnügen mußten. Auch Sie kamen in Schwesterntracht herein und teilten das Los der Stehenden. Ihr suchender, müder Blick fand kein Verständnis. Jeder behielt seinen Platz. Wir fuhren weiter. An einer der nächsten Stationen öffnete der Schaffner wieder die Tür. Ein alter

gebrechlicher Herr in weißem Haar stieg ein, gefolgt von seiner Pflegerin. Hilfesuchend sah diese im Abteil von einem zum anderen, ob sich denn nicht jemand fände, der dem Greise seinen Platz anbot. Vergebens. Mühsam hielt er sich, durch seine Begleiterin gestützt, aufrecht. Plötzlich richteten Sie, über die Köpfe der anderen hinweg, ruhig und bestimmt die Frage an eine in Verbandstracht am Fenster sitzende Schwester: „Wollen Sie nicht dem alten kranken Herrn Ihren Platz überlassen? Es bedarf doch nur eines Blicks, um zu sehen, daß Hilfe hier nottut." Die Augen aller Mitreisenden richteten sich auf die also Angeredete. Zornesröte überflog ihr Gesicht, und eine gehässige Antwort wurde Ihnen zuteil. Ein Herr erhob sich dann und bot seinen Platz dem alten Manne an."

Die Erzählerin schwieg und maß ihre Begleiterin mit ängstlichem Blick.

„Schwester Helene", kam es dann leise und zitternd über ihre Lippen, „d i e s e S ch w e s t e r w a r i ch! Ich erkannte Sie sofort, als Sie in die Zelle traten, und war nicht wenig erschrocken und beschämt."

Die Stimme versagte ihr. Ergriffen von dem Bekenntnis legte Schwester Helene liebevoll die Hand auf die Schulter der Frau, die sich ihr ganz zu erkennen gegeben hatte, und sagte:

„Es ist schön von Ihnen, Frau Müller, daß Sie offen die Wahrheit gesagt haben. Ich habe selbst wiederholt an diese Begebenheit gedacht. Sie haben bisher unter dem Einfluß Satans, des Fürsten dieser Welt, gestanden. Er hat Sie auf Abwege und in grobe Sünden und damit in großes Leid gebracht, denn er fand bei Ihnen offene Türen zu Ihrem Herzen, weil

Sie den Retter der Seelen, den Sünderheiland Jesus Christus, nicht kannten. Nun darf ich Ihnen aber sagen, daß dieser Heiland selbst in Seinem Worte sagt: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben". Dieses freundliche Wort gilt auch Ihnen, und ich bitte Sie: Wenden Sie sich in Buße und Glauben zu diesem Retter! Sie dürfen es ruhig tun, denn Er stößt niemand von sich, der zu Ihm kommt."

Unterdessen war man in der Kapelle angelangt, und die Schwestern führten ihre Schutzbefohlenen an ihre Plätze. Die Orgel spielte einen Choral, und nach Gesang und Gebet betrat der Pfarrer in gebeugter Haltung und grauem Haar die Kanzel. Der Text, den er wählte, stand in Matth. 11, 28. Ruhig und fest klang seine Stimme, als er die Worte verlas:

„Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen!"

Überrascht, auch aus dem Munde des Pfarrers diese Worte zu vernehmen, suchte Frau Müller das Auge der Schwester. Der Prediger stellte den Verirrten und Gefallenen mit Wärme die Liebe des guten Hirten vor Augen. Er führte seine Zuhörerinnen in Wahrheit hinauf nach Golgatha, wo Gottes Sohn einst Sein teures Leben ließ für verlorene Sünder.

„Es liegt nun ganz in dem Willen jedes einzelnen Menschen", sagte er unter anderem, „ob er sich entschließt, diesen Heiland anzunehmen, um Ruhe und Frieden für Zeit und Ewigkeit zu finden."

Den Heimweg legte Frau Müller wieder mit Schwester Helene zurück. Diesmal ging sie still und in sich gekehrt einher. Die gehörten Worte hatten Eingang gefunden in ein Herz, das jetzt wirklich zer-

schlagen war. Gottes Geist hatte mit Seinem Licht ihr Gewissen erleuchtet!

Schwester Helene gewahrte es mit Freuden und unterstützte die suchende Seele in den folgenden Tagen mit ihrer Fürbitte, bis auch Frau Müller freudigen Herzens bekennen konnte:

Mir ist Erbarmung widerfahren,
Erbarmung, deren ich nicht wert.
Das zähl ich zu dem Wunderbaren,
Mein stolzes Herz hat's nie begehrt.
Nun weiß ich das und bin erfreut,
Und rühme die Barmherzigkeit.

Und der Gott, der reich ist an Erbarmen, sorgte auch für die äußeren Verhältnisse der Frau, sodaß ihr nur zu danken übrigblieb.

Die beiden verlorenen Söhne

II.

Das Bekenntnis des zurückgekehrten Sohnes: „Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir, ich bin nicht mehr würdig, dein Sohn zu heißen", ist das letzte Wort, das wir aus dem Munde des Sohnes vernehmen. Von da an sehen wir nur noch den Vater in Tätigkeit.

„Bringet das beste Kleid her", gebietet er seinen Knechten als Antwort auf des Sohnes Bekenntnis, „und ziehet es ihm an, und tut einen Ring an seine Hand und Sandalen an seine Füße!"

Hast du gehört, mein Leser? Das b e s t e Kleid! Der Vater im Himmel hat keine geringwertigen Kleider zu vergeben. Er gibt das Beste für den Schlechtesten. Es gibt Leute, die sind der Ansicht, man ver-

liere alles, wenn man zum Heiland gehe. Das ist ein Irrtum. Wohl wird man manches los, vor allem seine vielen, vielen Sünden, und gewiß gibt es auch dies und jenes aufzugeben, Dinge, die der Seele zum Schaden gereichen. Aber wieviel empfängt der, der als Verlorener dem Heiland-Gott naht! Empfängt er nicht das Herrlichste, das Gott zu geben hat? Er wird mit den Kleidern des ewigen Heils bekleidet, Christus selbst wird ihm zuteil, der dem Gläubigen geworden ist „Gerechtigkeit und Heiligkeit und Erlösung" (1. Kor. 1, 30). Als ein Mensch, der „Gottes Gerechtigkeit geworden ist in Ihm" (2. Kor. 5, 21), darf er in Gottes heiliger Gegenwart erscheinen und dort weilen. Hier ist fortan seine Heimat, und der Himmel sein ewiges Teil.

Neben dem besten Kleide hat der Vater auch noch einen Ring für den Sohn. Ein Ring ist ein Band ohne Ende. Er ist so ein schönes Symbol der Liebe. Die Liebe Gottes währt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Sie hat sich für verlorene Sünder geoffenbart in Christo Jesu.

Um die Kleidung vollständig zu machen, gibt es auch noch Sandalen für die Füße. Als seiner Zeit Moses dem brennenden Dornbusch in der Wüste nahte, rief Gott ihm mitten aus dem Dornbusch zu: „Nahe nicht hierher! Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, auf dem du stehst, ist heiliges Land." Damals war der Weg ins Heiligtum noch nicht geoffenbart, das Werk der Erlösung noch nicht vollbracht. Heute darf der Gläubige mit Freimütigkeit nahen ins Heiligtum. Hier heißt's: „Tut Sandalen an seine Füße! Fühl' dich daheim im Vaterhaus!"

Weiter befiehlt der Vater:

„Bringet das gemästete Kalb her und schlachtet es, und lasset uns essen und fröhlich sein; denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden, war verloren und ist gefunden worden. Und sie fingen an fröhlich zu sein."

Zum zweitenmal in diesem Gleichnis ist hier die Rede von „anfangen". Das erstemal hieß es: Er fing an, Mangel zu leiden. Bitterer Anfang! Aber so blieb es nicht. Dem Mangel wurde ein Ende gemacht. Wenn aber vom Fröhlichsein die Rede ist, hören wir von keinem Ende. Die Erkenntnis, daß man ganz arm, elend und verloren ist, ist bitter. Aber diese Bitterkeit verwandelt sich in Freude, wenn der Verlorene die Liebe des Vaters kennen lernt. Damit fängt die wahre Freude an. Alles andere war im Grunde genommen Täuschung und Selbstbetrug. Nur die Freude, die der Vater Seinen Kindern in Christo Jesu schenkt, ist Wirklichkeit. Denn anstatt abzunehmen, wird sie größer, bis sie in der ewigen Herrlichkeit zur schönsten Vollendung kommt.

Als man im Hause anfing, fröhlich zu sein, war der ältere Sohn auf dem Felde. Beim Nachhausekommen hörte er Musik und Reigen. Bei einem Knecht erkundigte er sich, was das wäre. „Der aber sprach zu ihm: Dein Bruder ist gekommen, und dein Vater hat das gemästete Kalb geschlachtet, weil er ihn gesund wieder erhalten hat."

Hätte man nicht erwarten sollen, daß diese Nachricht eine Freude für den älteren Bruder gewesen wäre? Hätte die Güte des Vaters dem zurückgekehrten Verlorenen gegenüber nicht auch sein Herz bewegen müssen? Aber das Gegenteil war der Fall. Er

wurde zornig. Die Gnade, die dem Sünder nachgeht, erzürnt den Pharisäer. Er beklagt sich bitter darüber, daß der Vater seine emsige Tätigkeit so wenig anerkannt habe, während er seinen schlechten Sohn, den Schlemmer und Prasser, mit seiner Liebe überschütte.

„Siehe, so viele Jahre diene ich dir", klagt er den Vater an, der selbst in ihn dringt, ins Haus zu kommen, „und niemals habe ich ein Gebot von dir übertreten; und mir hast du niemals ein Böcklein gegeben, auf daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre; da aber dieser dein Sohn gekommen ist, ... hast du ihm das gemästete Kalb geschlachtet."

Dieser dein Sohn, nicht: mein Bruder! Er will nichts zu tun haben mit jenem Verworfenen. Er ist ja der Ehrbare, der Fleißige, der gute Sohn. Aber wie ist ihm all seine Arbeit gelohnt worden! Nicht einmal ein Böcklein hat der reiche Vater für ihn übriggehabt. O du eigengerechter Mensch, der du auf deine Ehrbarkeit, deinen Fleiß, deine guten Taten so große Stücke setzest, hast du Gott wirklich nichts zu verdanken? Schuldest du Ihm, der Seine Sonne über Gerechte und Ungerechte aufgehen läßt, in Wahrheit nicht alles? Ist Er nicht der Geber alles Guten? Freilich, für dein Tun kann Er dir nichts geben. Nicht ein Böcklein hat der eigengerechte Pharisäer von dem Vater zu erwarten!

Eine Dame kam nach der Wortverkündigung zu einem Evangelisten. Dieser fragte sie, ob sie eine Christin sei.

„Das ist eine eigenartige Frage", versetzte die Dame, „aber Sie kennen mich eben nicht! Ist Ihnen vielleicht die Kirche in der und der Straße bekannt?"

„Nein", lautete die Antwort, „ich bin hier fremd."

„Nun, dann erkundigen Sie sich, bitte, einmal bei denen, welche diese Kirche zu besuchen pflegen. Dann werden Sie hören, daß ich schon ein Vierteljahrhundert regelmäßig den dort stattfindenden Gottesdiensten beiwohne. Ich mache es nicht wie so viele andere, die nur ab und zu kommen. Verstehen Sie jetzt, daß ich Ihre Frage eigenartig fand?"

„Schenken Sie mir, bitte, noch einen Augenblick Gehör", versetzte der Evangelist. „Wenn jemand fünfundzwanzig Jahre eine Schule besucht hat, sollte er doch imstande sein, ein Examen zu bestehen, nicht wahr? Wollen Sie mir erlauben, Ihnen nach Ihrem jahrelangen Kirchenbesuch einige Fragen zu stellen?"

„Gewiß, fragen Sie nur."

„Sind Sie errettet?"

Die Dame warf dem Fragenden einen verwunderten Blick zu. „Kann man das denn wissen?"

„Besitzen Sie das ewige Leben?"

„Jenun", antwortete die Dame, „wie soll man das verstehen? Ewiges Leben ist doch eigentlich nur ein Begriff."

„Haben Sie die Vergebung Ihrer Sünden?"

„Ich habe noch vor zwei Wochen am Abendmahl teilgenommen."

„Es tut mir leid, Ihnen sagen zu müssen", schloß der Evangelist, „daß Sie in jeder Hinsicht versagt und das Examen nicht bestanden haben."

Verstehst du den Sinn dieser Erzählung, mein Leser?

Diese drei Fragen sind das Abc des wahren Christentums. Aber es gibt unzählige Tausende

sogenannter Christen, die es in ihrem ganzen Leben nicht lernen. Sie meinen durch ihr Kirchengehen, ihre Bußübungen, ihre Gebete und durch ihre Tätigkeit auf christlichem Gebiet ihr Christentum beweisen und sich ein Anrecht auf das himmlische Vaterhaus erwerben zu können und gleichen darin dem älteren Sohne, der mit all seinem Dienen dem Vaterhause ferner war als der Verlorene, der in der Ferne zu sich selbst kam.

Der ältere Sohn *wollte* nicht hineingehen, weil er die Gnade des Vaters verurteilte, und blieb draußen. Furchtbare Verblendung! Denn Freude und Friede gibt es nur innerhalb des Vaterhauses, und der Eingang in dieses Haus ist allein auf dem Gnadenwege möglich. Wer keine Gnade will, geht ewig verloren. Niemand kann sich den Himmel *verdienen*.

„Denn es ist kein Unterschied, denn *alle* haben gesündigt und erreichen nicht die Herrlichkeit Gottes, und werden umsonst gerechtfertigt durch Seine Gnade, durch die Erlösung, die in Christo Jesu ist, welchen Gott dargestellt hat zu einem Gnadenstuhl durch den Glauben an Sein Blut." (Röm. 3, 23—25.)

Darum, mein Leser, magst du dem älteren oder dem jüngeren Sohn in der Erzählung des Herrn Jesus gleichen — nur die Zuflucht zu der *Gnade* des Heiland-Gottes kann dir helfen. In Christo Jesu ist sie heilbringend erschienen. Nur Gnade kann dich retten, du magst sein, was du willst, gut oder schlecht, ehrbar oder nichtswürdig. Es gibt nur *einen* Weg zum Vater, und dieser Weg ist Jesus. „Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben; wer aber dem Sohne nicht glaubt, wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt auf ihm." (Joh. 3, 36.)

Der kleine Überwinder

[Für kleine, aber auch für große Leute erzählt.]

Die Sommerferien waren gekommen. Da durften auch Johannes und Mariechen wie so viele andere Kinder ihre Sachen packen und mit der Mutter ins Gebirge fahren zu der lieben Großmama. Dort weilten sie für ihr Leben gern, denn bei der Großmama war's zu schön. Da gab es keine Langeweile. Bei Streifzügen durch Wiese, Wald und Berg, unter Pilze- und Beerensuchen flogen die Tage nur so dahin, und schon kam der Vater, um die Kinder wieder nach Hause zu holen. Das gefiel den beiden weit weniger, aber so ist's nun einmal auf Erden. Alles geht zu Ende, besonders schnell das Schöne.

Wichtiger aber als die Betrübnis der Kinder war der Umstand, daß der Vater seinen Jungen garnicht gut aussehend fand. Er erschrak geradezu, als er ihn wiedersah. Und seine Sorge wurde nicht geringer, als er zu Hause den Befund des Arztes vernahm. Johannes durfte nicht mehr zur Schule gehen. Er war ernstlich krank, und sein Zustand veränderte sich sichtlich zum Schlimmeren. Seine Backen wurden immer magerer; er wurde immer stiller und mußte sich manchmal tagsüber aufs Sofa legen. Ein häßlicher Husten erschütterte häufig die schmächtige Brust. Dazu trat Fieber auf.

Bald mußten die besorgten Eltern sich gestehen, daß sie ihr Söhnchen wohl nicht mehr lang behalten würden. Da sie beide den Herrn Jesus kannten, sagten sie Ihm oft ihren Kummer und baten Ihn um

Seine Hilfe, besonders in bezug auf das Seelenheil ihres lieben Kindes. Schonend machten sie Johannes auch selbst auf das aufmerksam, was sie befürchteten, und baten ihn, doch sein Herz dem Heiland zu schenken. Sooft sie aber davon sprachen, daß er vielleicht bald diese Erde würde verlassen müssen, huschte ein trauriger Zug über das blasse Gesicht.

Sein Vater betete viel mit ihm, so auch eines Abends wieder. Einige Zeit danach hörten die Eltern ihn weinen. Zuerst ließen sie ihn allein. Als das Schluchzen aber nicht nachließ, ging der Vater wieder zu ihm. Er fand den Knaben mit gefalteten Händen im Bett liegen. Deutlich war die Not seines Herzens wahrzunehmen.

„Weinst du über deine Sünden, mein Kind?" fragte er.

„Ja, Papa."

Da kniete der Vater zum zweitenmal an diesem Abend an dem Bettchen nieder und betete. Darauf sagte er:

„Nun, mein Johannes, im Himmel ist Freude über einen Sünder, der Buße tut. Der Herr Jesus freut sich, die Engel freuen sich, und wir freuen uns auch. Aber du darfst dich auch freuen."

Kaum waren diese Worte gesprochen, da nahm das Gesicht des Knaben einen ganz anderen Ausdruck an. Es wurde ganz glücklich, und die matten Augen strahlten. Dann sagte er:

„Nun laßt uns mal das Lied singen:

Welch Glück ist's, erlöst zu sein,
Herr, durch Dein Blut!
Du litteſt am Kreuze Pein
Auch mir zugut."

Dankbaren Herzens sangen die nicht weniger glücklichen Eltern das Lied mit ihrem Kind, aber mit dem einen Lied war es unserem Johannes nicht genug. Ein Lied um das andere mußten die Eltern mit ihm singen. So froh und dankbar war er geworden. Es ging auf Mitternacht, als endlich alle sich zu Bett begaben.

Als dann alles still war und Johannes dachte, es höre ihn niemand als der Herr Jesus allein, fing er an zu beten:

„Mein lieber Herr Jesus, ich danke Dir, daß Du mich von meinen vielen Sünden gewaschen hast in Deinem kostbaren Blut, weißer als Schnee. Ich danke Dir, daß Du mich zu einem Baustein in Deiner Kirche gemacht hast, und daß ich nun zu der kostbaren Perle gehören darf, derentwegen der reiche Kaufmann alles verkauft hat, um sie zu besitzen. Und ich danke Dir, mein lieber Herr Jesus, daß ich zu Deiner Braut gehören darf, und daß ich jetzt Dein Schäflein geworden bin, und Du mich auf Deine Schultern genommen hast und mich nun heimträgst mit Freuden."

Der kleine Beter wußte nicht, daß seine Mutter, die bei ihm im Zimmer schlief, alles verstanden hatte. Erst, als sie leise aufstand und die Tür zum Nebenzimmer öffnete, damit auch der Vater nebenan die Worte hören konnte, merkte er es.

Am nächsten Tage erzählte er seinem Schwesterchen, was geschehen war. Es machte einen tiefen Eindruck auf das kleine Mädchen, das bisher, mochte es auch von den Eltern gar manches über die Heilandsliebe des Herrn Jesus gehört haben, noch wenig über diese Dinge nachgedacht hatte. Es wurde

ihm ganz bänglich zumute, und es dachte: Wenn der Herr Jesus jetzt kommt, wie es in der Bibel steht, dann gehen alle, die mich liebhaben, die Eltern und jetzt auch dein Bruder, mit, und du allein bleibst einsam und verlassen zurück in dieser Welt. Dieser Gedanke machte der Kleinen so viel zu schaffen, daß den ganzen Tag nichts mit ihr anzufangen war. Sie war störrisch und ungehorsam. Das war wohl der Grund, daß der Vater am Abend zu ihr sagte:

„Heute bete ich nicht mit dir. Was soll das noch werden, wenn du nicht endlich dem Heiland dein Herz schenkst!"

Diese Worte waren ihr schrecklich. Wie, ihr Vater wollte nicht mehr mit ihr beten, wie er es bisher jeden Abend getan hatte? Der Boden brannte ihr unter den Füßen. Plötzlich erkannte sie, daß auch sie wie Johannes den Heiland nötig hatte, und nun rief sie zu Ihm, Er möge doch auch sie retten. Als der Vater das hörte, trat er noch einmal an ihr Bett, und jetzt konnte er glücklichen Herzens mit seinem Töchterchen beten. Und siehe da, nun dauerte es nicht mehr lange, da erging es ihr wie ihrem Bruder; sie bekam die Gewißheit, daß alle ihre Sünden vergeben waren, und fröhlich konnte sie jetzt singen:

„Weil ich Jesu Schäflein bin,
Freu' ich mich nur immerhin
Über meinen guten Hirten,
Der mich wohl weiß zu bewirten;
Der mich liebet, der mich kennt
Und bei meinem Namen nennt."

Als Johannes hörte, daß sein Schwesterchen auch den Herrn Jesus gefunden habe, mußten die Eltern die Tür seines Zimmers aufmachen, und dann

haben die beiden Kinder ein Lied nach dem anderen gesungen, bis die Eltern Halt geboten, weil Johannes sonst am nächsten Tage nicht mehr reden könne. Ohne es zu wissen, hatten sie die Wahrheit gesprochen. Am folgenden Morgen war der kleine Kranke ganz heiser und konnte fortan nur noch im Flüsterton reden. Dieser Umstand aber vermochte sein Glück nicht zu beeinträchtigen. Er wußte, daß er nicht mehr lang zu leben hatte, und wenn man jetzt mit ihm vom Sterben sprach, wurde er nicht mehr traurig wie früher.

Bald kam die Zeit, wo er nicht mehr aufstehen konnte. Zusehends wurde er schwächer. Eines Abends, als der Husten ihn wieder sehr quälte, betete sein Vater, der Herr möge ihn doch bald heimholen, damit er nicht mehr zu husten brauche. Er habe doch schon so manchen der lieben Kleinen zu sich genommen, wie Johannes R. und Arthur R.

„Papa", sagte Johannes, als der Vater sein Gebet beendet hatte, „von dem Johannes R. habe ich wohl schon oft gehört, kenne ihn aber garnicht."

Da zeigte der Vater ihm ein Bild des fremden Knaben. Er betrachtete es lange nachdenklich, als ob er sich die Züge fest einprägen wolle. Der Vater mußte wohl in der Seele seines Kindes zu lesen vermögen, denn er sagte:

„Nun, mein Junge, wenn du vergessen solltest, wie er aussieht, dann kannst du den Heiland droben selbst fragen. Er wird es dir gewiß sagen."

So redeten die Eltern in aller Einfalt von den himmlischen Dingen mit dem kleinen Kranken. Es waren unvergeßliche Stunden für sie.

Obwohl Johannes nun beständig zu Bett lag, wollte er sich doch gern noch nützlich machen. So

bat er ſeine Schweſter eines Tages, ihm von ſeinem Geld etwas Stoff zu kaufen. Da er nicht wiſſe, ob er Weihnachten noch hier ſei, wolle er der Mutter gern ſofort noch ein paar Betttaſchen ſticken, um ihr eine Freude zu machen. Er ſtickte zwei Taſchen und dann noch einen kleinen Wandſchoner — Stich für Stich mit ſeinen mageren, faſt durchſichtigen Fingern. Seine neuen Filzſchuhe ſchenkte er ſeiner Schweſter. Dann bat er einige Tage vor ſeinem Heimgang die Mutter, für Mariechen von ſeinem Gelde noch ein ſchönes Kleid zu kaufen, ein ſchwarzes — damit die Eltern keins zu kaufen brauchten, wenn er geſtorben wäre. Auch verſchenkte er alle ſeine Spielſachen. Es war ergreifend zu ſehen, wie der kleine zehnjährige Junge „ſein Haus beſtellte".

Am Abend vor ſeinem Heimgang, an dem das Eſſen dem jungen Kranken merkwürdigerweiſe ſo gut ſchmeckte, daß man hätte denken mögen: Jetzt gibt's eine Änderung zum Guten, wollte ſich ſeine Schweſter garnicht von ihm trennen. Man mußte ſie faſt mit Gewalt ins Bett bringen. Beim Nachhauſekommen am nächſten Vormittag war ihre erſte Frage: „Was macht Johannes?" Man führte ſie an ſein Bett. Da lag er mit roten Backen, wie man ſie lang nicht an ihm geſehen hatte, aber ſtill und ſtumm. Der gute Hirte hatte Sein Schäflein ſanft heimgetragen.

Wie die Eltern erzählten, hatte der Vater des Morgens zu Johannes geſagt: „Nun, mein Kind, ſei ſtark und mutig! Der Herr Jeſus kommt bald und holt dich heim." Er ſchaute immer von einem zum anderen. Dann blickte er ſich um, als ſuche er nach jemand. Plötzlich ſagte er:

„Papa, beten!"

Der Vater kniete nieder und betete mit ihm. Dann flüsterte er: „Lesen!" worauf der Vater sein Lieblingskapitel, Johannes 20, las, das er schon in frühester Jugend immer gelesen haben wollte, wenn man ihn fragte: „Was sollen wir lesen?" Auf einmal sagte er:

„O wie wird mir!"

Der Vater wollte ihm die Kissen etwas höher legen, während die Mutter beobachtete, wie ihr Kind freudig nach oben schaute. Dann noch zwei Atemzüge, und der kleine Johannes war für immer daheim.

Der alte Fingerhut

Auf dem Schreibtisch eines berühmten Gelehrten stand ein stählerner Fingerhut. Recht abgenutzt und stellenweise durchlöchert war er. Kein Mensch durfte das unscheinbare Ding berühren, und stand er je einmal nicht an seinem Platz, so konnte der Herr Professor ernstlich böse werden.

Der Gelehrte hatte die ganze Welt bereist; er war ein fleißiger Sammler. Seltene Kunstschätze barg sein Heim. Der König, ein kunstsinniger Fürst, hatte davon gehört, und eines Tages besuchte er den Professor. Mehrere Herren vom Hofe begleiteten ihn, darunter auch ein junger Leutnant.

„Was ist denn das für eine Rarität?" fragte der letztere, als er an den Schreibtisch des Gelehrten trat, spöttisch auf den Fingerhut deutend. Die Augen des Professors sprühten Blitze.

„Lassen Sie den Fingerhut stehen!" rief er. Dann in milderem Ton sich an den König wendend,

fügte er hinzu: „Ich besitze keinen größeren Schatz. Wenn dieser Fingerhut sprechen könnte, so würde er eine rührende Geschichte von Mutterliebe und Muttertreue berichten."

„Bitte, erzählen Sie!" sagte der König, worauf der Professor fortfuhr:

„Die Frau eines Dorfschulmeisters verlor ihren Mann frühzeitig durch den Tod. Schon bei Lebzeiten des Familienoberhauptes war es sehr knapp hergegangen, denn das Gehalt war gering. Es bestand größtenteils aus den von den Bauern gelieferten Lebensmitteln, und es waren drei Esser da, die nichts verdienten: zwei gesunde, kräftige Mädchen und ein schwächlicher Knabe, der häufig krank war. Nun hatte die Witwe kein Heim mehr. Sie mußte das Schulhaus verlassen. Die Pension, die sie erhielt, war gering. Da setzte sie sich hin und nähte Tag und Nacht, um Brot für sich und die Kinder zu schaffen. Sie ermöglichte es sogar, daß der Sohn studierte. Und diese Frau, die das fertigbrachte, war meine Mutter. Majestät, darum hüte ich den durchlöcherten Fingerhut wie ein Heiligtum."

Tränen standen in den Augen des Erzählers.

„Wir haben es ihr nie vergelten können, was sie an uns getan hat", schloß er mit bewegter Stimme. „Als ich soweit war, daß ich Geld verdiente, starb sie."

Einen Augenblick herrschte Totenstille im Gemach. Dann ergriff der König des Professors Hand und schüttelte sie herzlich.

„Ich habe Sie immer hochgeschätzt", sagte er, „jetzt habe ich Sie liebgewonnen."

(„Berner Brosamen" 4)

Hans Colbys Bekehrung*)

Im Herbst 1851 — es war das Jahr, bevor Daniel Webster starb — weilte ich einige Wochen zu Besuch bei ihm in Franklin. An einem schönen Morgen sagte er:

„Ich beabsichtige, nach Andover zu fahren, und möchte, daß Sie mich dorthin begleiten. Wir können, wenn wir gleich nach dem Frühstück aufbrechen, in anderthalb bis zwei Stunden dort sein, werden uns vielleicht eine Stunde aufhalten und sind zeitig am Nachmittag zurück."

Eine Ausfahrt an einem schönen Herbstmorgen hat immer etwas Verlockendes, und da ich nichts zu versäumen hatte, gab ich erfreut meine Zustimmung.

„Zunächst will ich Ihnen den Zweck dieses Ausflugs erklären", sagte Herr Webster, als wir eine Viertelstunde später nebeneinander im Wagen saßen. „Ich möchte einen gewissen Hans Colby besuchen. Er ist ein Schwager von mir, den ich wohl seit fünfundvierzig Jahren nicht mehr gesehen habe. Er war mit meiner ältesten Halbschwester verheiratet und ist natürlich viel älter als ich, so wie sie es war. Meine Schwester, seine Frau, ist schon lange gestorben. Mit ihrem Tode erlosch bei mir jedes persönliche Interesse

*) Aus Peter Harveys „Erinnerungen an Daniel Webster" (bekannter amerikanischer Staatsmann).

Samenkörner (Neue Folge 25) 1931

für den Mann. Aber kürzlich ist mir etwas über seine letzten Lebensjahre zu Ohren gekommen, was mich sehr interessiert. Deshalb möchte ich ihn besuchen. Zum besseren Verständnis muß ich Ihnen etwas aus seinem Leben mitteilen.

„Ich war noch ein kleiner Knabe, als Hans Colby Inspektor auf meines Vaters Gut war. Er war ein tüchtiger und kluger Geschäftsmann, auch fleißig auf seine Art. Leider aber war die Geldliebe stark ausgeprägt bei ihm. Auch konnte er schrecklich fluchen und war bis zur Rücksichtslosigkeit wild und verwegen. Nichtsdestoweniger hatte seine äußere Erscheinung viel Anziehendes. Ich selbst erinnere mich seiner mit einer Art leisen Grauens und werde nie vergessen, wie er mich manchmal, jung wie ich war, unversehens auf ein ungesatteltes Pferd hob und dann das Tier unter lautem Zuruf in den nahen Fluß trieb. Welche Ängste habe ich armer Kerl, der ich mich verzweifelt an die Mähne des Pferdes klammerte, da ausgestanden! Es ist ein Wunder, daß ich nicht öfters herab- und ins Wasser gefallen bin.

„Nun, dieser Hans Colby heiratete meine Schwester. Sie war ein liebes, christlich gesinntes Mädchen, und ich habe mich später oft gefragt, wie sie sich nur zu dieser Heirat hat entschließen können. Denn alles, was ich seitdem von Colby erfuhr, — ich ging um diese Zeit von Hause fort zur Universität — war, daß er in Andover, wo er ein kleines Gut gekauft hatte, und Umgegend als der gottloseste Mensch und größte Flucher bekannt war. Meine Schwester starb schon nach fünf- oder sechsjähriger Ehe. Damit hörte eigentlich jede Verbindung, die wir noch mit Hans Colby hatten, auf. Sie hinterließ ein Kind, eine Tochter, die

inzwischen auch schon gestorben ist und, soviel ich weiß, ebenfalls ein Kind hinterlassen hat.

„Was mich nun heute veranlaßt, meinen Schwager zu besuchen, ist das Gerücht, daß er seit einigen Jahren ein ganz anderer Mensch geworden sein soll. Er soll sich in Wahrheit zu Christo bekehrt haben. Das hat den Wunsch in mir geweckt, ihn persönlich zu sprechen, um aus seinem eigenen Munde zu hören, ob und wie eine solch große Umwandlung bei ihm zustande gekommen ist. Denn menschlich gesprochen war sein Fall hoffnungslos. — Wir werden Mühe haben", setzte der Erzähler hinzu, „einander wiederzuerkennen. Das ist mir indessen nicht unlieb, da ich mich fürs erste nicht zu erkennen geben möchte."

Als wir Andover erreichten — es war ein kleiner ruhiger Ort mit hie und da zerstreut liegenden Häusern, einem größeren Lebensmittelladen, einer Gastwirtschaft und einem kleinen Postgebäude, ein stilles, friedliches Dörfchen — rief Herr Webster einen Jungen auf der Straße an und fragte ihn, wo Hans Colby wohne.

„Das ist Herr Colbys Haus", sagte der Junge, auf ein etwas zurückliegendes hübsches, zweistöckiges Haus zeigend, vor dem eine Wiese sich bis zur Straße hinzog. Wir hielten, banden das Pferd irgendwo an und folgten dem Fußpfad, der auf das Haus zuführte. Das untere Geschoß lag ganz zu ebener Erde. Die Tür stand weit offen und gab den Blick in eine geräumige, behaglich eingerichtete Bauernstube frei.

Im Zimmer saß ein Mann von auffallendem Äußeren. Es war Hans Colby. Er saß, der Tür zugekehrt, an einem kleinen Tisch, auf dem eine große, altmodische Hausbibel aufgeschlagen lag, in der er

las. Als wir eintraten, nahm er die Brille ab, legte sie auf die aufgeschlagene Bibel und sah uns erwartungsvoll an. Schon im Sitzen erschien er als ein großer, stattlicher Mann, der trotz seiner fünfundachtzig Jahre eine bewunderungswürdig gerade Haltung bewahrt hatte. Sein Haupt deckte schweres, buschiges Haar, das weiß war wie Wolle und viel zu dem Malerischen seiner Erscheinung beitrug. Nie hatte ich eine auffallendere Gestalt gesehen. Nachdem er uns einen Augenblick gemustert hatte, erhob er sich, trat uns einige Schritte entgegen und lud uns mit freundlichem Gruß ein, näher zu treten. Dann forderte er seine Enkelin, die auch im Zimmer war, auf, Stühle herbeizubringen. Da wir dem alten Mann ganz unbekannt waren, hatte die Begegnung naturgemäß etwas Förmliches. Prüfend sah er uns an, als wollte er sagen: „Ihr seid hier, aber zu welchem Zweck, weiß ich nicht. Bitte, sagt mir doch, was ihr auf dem Herzen habt."

„Sie sind Herr Colby, Hans Colby, nicht wahr?" war Herrn Webſters erste Begrüßung, nachdem wir uns gesetzt hatten.

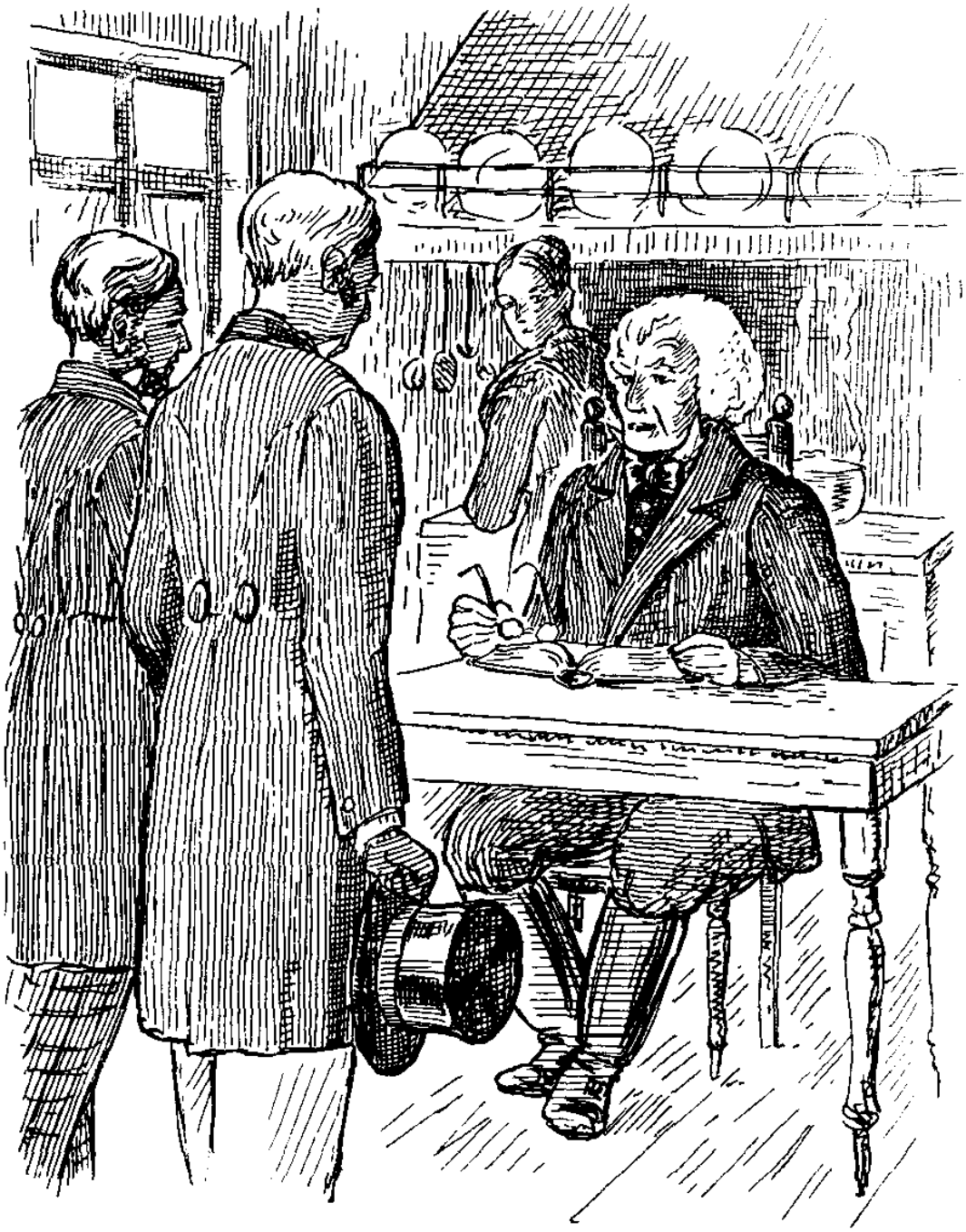
„Ganz recht, das ist mein Name", versetzte der Alte.

„Ich vermute, Sie kennen mich nicht", fuhr mein Begleiter fort.

„Nein, ich kenne Sie nicht, und ich würde mich freuen zu erfahren, woher Sie mich kennen."

„Ich habe Sie schon früher gesehen, Herr Colby."

„Mich schon früher gesehen?" entgegnete der alte Herr verwundert; „bitte, sagen Sie mir, wann und wo?"



. . . Im Zimmer saß ein Mann von auffallendem Äußeren. Es war Hans Colby. Er saß, der Tür zugekehrt, an einem kleinen Tisch, auf dem eine große, altmodische Hausbibel aufgeschlagen lag, in der er las. Als wir eintraten, nahm er die Brille ab, legte sie auf die aufgeschlagene Bibel und sah uns erwartungsvoll an. Schon im Sitzen erschien er als ein großer, stattlicher Mann, der trotz seiner fünfundachtzig Jahre eine bewunderungswürdig gerade Haltung bewahrt hatte . . .

„Erinnern Sie sich denn meiner garnicht mehr?“ fragte Herr Webster.

„Nicht im geringsten“, erwiderte er kopfschüttelnd, während sein Blick von Herrn Webster auf mich überglitt, forschend, ob er wohl in mir bekannte Züge zu entdecken vermöge.

„Diesen Herrn dürften Sie kaum schon einmal im Leben gesehen haben“, bemerkte Webster, „aber mich haben Sie früher oft gesehen.“

„Dann sagen Sie mir doch, bitte, wann und wo?“ wiederholte Colby.

„Sie waren mit meiner ältesten Schwester Susanna verheiratet.“

Wie ein Ruck ging es durch die aufrechte Gestalt vor uns.

„Was? Mit Ihrer Schwester war ich verheiratet?!“ rief der alte Mann. „Noch einmal: Wer sind Sie?“

„Ich bin „der kleine Dan“.“

Es wäre unmöglich, den Ausdruck ungläubigen Staunens auf Colbys Gesicht zu beschreiben.

„Sie Daniel Webster?“ rief er, sich von seinem Stuhl erhebend. „Sie sollten der kleine schwarze Junge sein, der mit mir in die Pferdeschwemme zu reiten pflegte? Ist das denn möglich?“

Auch Herr Webster war aufgesprungen und ging mit ausgebreiteten Armen auf seinen Schwager zu. Sie umarmten sich herzlich, und beide weinten.

„Ist es möglich?“ wiederholte der alte Mann, als sich die erste freudige Aufregung ein wenig gelegt hatte, „ist es möglich, daß du gekommen bist, um mich zu besuchen? Bist du es wirklich, Daniel? — Nein, nein“, rief er dann, das greise Haupt hin-

und herwiegend, „kaum kann ich meinen Sinnen trauen. Ich bin so froh, o so froh, dich zu sehen, Daniel! Wer hätte so etwas gedacht? Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Wie freue ich mich, daß mein Leben erhalten geblieben ist, um diesen Tag noch zu erleben. Ich habe von dir gelesen, Daniel, und viel von dir gehört. Freunde und Verwandte haben mir manches von dir berichtet, und die Zeitungen erwähnen ja deinen Namen auch oft, und sie erzählen, daß du ein großer Mann, ein berühmter Mann bist, und ich kann dir nicht sagen, wie ich mich jedesmal darüber freue, solches zu hören. Doch, Daniel, die Zeit ist kurz — du wirst nicht lange bei mir bleiben — und ich möchte nicht versäumen, dir eine wichtige Frage, ja, die wichtigste Frage vorzulegen, die hier auf Erden gestellt werden kann. Du magst ein g r o ß e r Mann sein, Daniel, aber bist du auch ein g u t e r Mann? Ich meine, bist du ein Christ? Liebst du den Herrn Jesus? Du weißt, Daniel, was für ein Mensch ich gewesen bin. Ich war der Bösesten einer. Deine arme Schwester, die jetzt im Himmel ist, weiß es. Aber Christus ist in mein Leben gekommen. Er hat mich wie ein Brandscheit aus dem Feuer gerissen, und jetzt stehe ich hier, ein Denkmal Seiner Gnade. O Daniel, was zwischen den Deckeln dieses Buches enthalten ist, nie würde ich es für irgend etwas, nicht für alle Ehre, nicht für allen Ruhm hingeben, die jemals Menschen seit Entstehung der Welt zuteil geworden sind. Was ist menschliche Ehre? Nichts, ja, weniger als nichts, wenn du kein Christ bist, wenn du unseren teuren Herrn Jesus Christus nicht in Aufrichtigkeit und Wahrheit liebst. Darum, Daniel, laß mich dich fragen: Bist du ein Christ? Liebst du Jesum?"

Wie ein starker Bergquell aus der Erde Schoß hervorsprudelt, so kamen diese Worte über die Lippen des Greises. Sie wirkten packend in ihrer drängenden Kraft; sie kamen von Herzen, und sie gingen zu Herzen.

„Hans Colby", entgegnete Herr Webster bewegt, „du hast mir eine wichtige Frage vorgelegt, die nicht leichthin beantwortet werden darf, und ich möchte dir eine wahrheitsgemäße Antwort geben. Ich bekenne ein Christ zu sein. Doch wenn ich das sage, muß ich hinzufügen, — und ich tue es mit Beschämung — daß ich nicht ein Christ bin, wie ich sein sollte. Ich habe in der Welt gelebt, von ihren Ehren und Versuchungen umgeben, und ich fürchte, Hans Colby, daß ich weder deinen frohen Glauben noch deine glückselige Zuversicht besitze. Aber daran halte ich fest, daß dieselbe Gnade, die dich errettet und zu einem Erben der ewigen Seligkeit gemacht, das gleiche auch für mich getan hat, und ich weiß, daß wir uns — und es wird nicht mehr lange dauern, bis unsere Abrufung erfolgt — in jener Welt wiedersehen werden, vereint mit allen, die derselben göttlich großen Gnade teilhaftig geworden und uns vorangegangen sind. Nicht lange mehr wird es währen. Du ahnst nicht, Hans Colby, wie ich mich gefreut habe, als ich von deiner Bekehrung hörte. Dieser Umstand hat mich hierhergeführt. Ich kam, um mich mit eigenen Augen und Ohren von der Veränderung zu überzeugen, die mit einem Manne vorgegangen sein sollte, der mir von meiner Jugend her bekannt war, und der mir stets in lebhafter Erinnerung geblieben ist."

„O Daniel", rief Hans Colby, „weißt du noch, welch ein böser und erbärmlicher Mensch ich war?

Ich dachte nicht an Gott. In einem christlichen Lande, in dem das Licht des Evangeliums um jedermann her scheint, lebte ich schlimmer als ein Heide. Ich war ein gewalttätiger Mensch, ein Lästerer und Flucher. Aber die Gnade hat mich nicht gelassen. Der gute Hirte hat Sein verlorenes Schaf gesucht, bis Er es fand. Gott hat mir meinen sündigen Zustand gezeigt und mich die Stimme meines Heilands vernehmen lassen. Jetzt warte ich nur noch darauf, abzuscheiden, um bei Ihm zu sein, wo ich deine Schwester, meine liebe Frau, wiederfinden werde. Gott hat mir heute die große Freude geschenkt, dich wiederzusehen, und ich zweifle nicht daran, Daniel, daß du ein überzeugter, ein betender Christ bist. Willst du", fügte er, ihn ernst anblickend, hinzu, „nicht einmal mit mir beten?"

Wir knieten alle drei nieder, und Herr Webster betete kurz, aber herzbewegend. Als er geendet hatte, folgte ein inbrünstiges Gebet vonseiten des alten Mannes. Hans Colby flehte für die Familie, für mich, für alle Menschen. Als wir uns von unseren Knieen erhoben, bemerkte ich, wie ein tiefes, seliges Glück seine ausdrucksvollen Züge verklärte. Dieses gemeinsame Gebet schien ihm eine große Ermunterung gewesen zu sein.

„Und nun", rief er, „was dürfte ich den Herren vorsetzen? Ich fürchte, ich habe kaum etwas, das ihren Beifall finden würde."

„Doch, du hast etwas", erwiderte Herr Webster, „und zwar gerade das, was wir uns wünschen."

„Und das ist?"

„Brot und frische Milch", erklärte Herr Webster. „Mein Freund und ich würden für eine Schale Milch recht dankbar sein."

Bald war der Tisch gedeckt, und wir setzten uns zu frohem Mahle nieder.

„Es hat mich lebhaft an längst vergangene Zeiten erinnert", bemerkte Herr Webster später auf dem Heimwege. „Hat es nicht vortrefflich geschmeckt?"

Wir mußten an den Aufbruch denken. Die beiden Schwäger nahmen herzlich Abschied voneinander, und Herr Webster konnte kaum die Tränen zurückhalten. Als wir wieder im Wagen saßen, sagte er:

„Ich möchte wissen, was die Gegner des Christentums zu Hans Colbys Bekehrung sagen würden. Da ist ein Mensch, dem Christentum so fern wie kaum ein anderer, sorglos, gewalttätig und gottlos, ein Mensch, der nie eine Kirche besucht hat, nie unter den Einfluß wahrer Christen gekommen ist. So hat dieser Mensch bis in sein hohes Alter dahingelebt, bis in eine Zeit, wo, menschlich gesprochen, eine Umkehr kaum mehr möglich ist, und — plötzlich ist er ein anderer geworden. Mit einemmal ist er in eine ganz neue Stellung versetzt, wie wir es heute gesehen haben, ist ein kindlich gläubiger, demütiger Christ geworden. Fürwahr, nichts, nichts als die Gnade Gottes vermag einen solchen Umschwung zu bewirken."

Als wir gegen Abend nach Franklin zurückkehrten, trat uns Johannes Taylor an der Tür entgegen, und Webster rief ihm zu:

„Es geschehen noch Zeichen und Wunder in unseren Tagen."

„Wieso, Herr Baron?" fragte Taylor.

„Hans Colby ist ein Christ geworden. Wenn das kein Wunder ist, dann weiß ich nicht, was ein Wunder ist."

„Steht es wohl mit dir?“

An einem Sonntagmorgen, einem sonnigschönen Frühlingstag, trat ein reicher Mann aus der Tür seines vornehmen Hauses. Er richtete aber, obgleich er ein Christ zu sein bekannte, seine Schritte nicht etwa zu einer der vielen Kirchen, von deren Türmen in dieser Stunde die Glocken riefen. Sein Ziel war ein anderes. Nicht eine Trinkstube. Das würde er für unter seiner Würde gehalten haben. Auch nicht ein Klubhaus oder eine Stätte des Vergnügens, das würde im Widerspruch zu seinem christlichen Bekenntnis gestanden haben. Nein, es zog ihn aus den Mauern der Stadt hinaus in den frischen grünen Wald. Dort wollte er in Gottes schöner Natur den lieblichen Sonntagmorgen in angemessener Weise verbringen.

Er war indes noch nicht weit gegangen, als sein Blick auf eine Anzahl Leute fiel, die sich um einen auf einer kleinen Erhöhung stehenden Mann gruppiert hatten, der anscheinend mit großem Ernst redete. Ein solcher Anblick war nichts Neues für den Spaziergänger. Er blieb deshalb nicht stehen. Doch als er vorüberging, stellte der Redner gerade die Frage an seine Zuhörer: „Steht es wohl mit dir?“ Weiter hörte er nichts. Aber merkwürdigerweise trafen diese einfachen Worte nicht nur sein Ohr, sondern auch sein Herz, und während er weiterschritt, fragte er sich: „Steht es wohl mit dir? Steht es wirklich wohl mit dir?“

„Ich bin reich“, setzte er in Gedanken hinzu, „habe ein gutes Geschäft, ein gemütliches, nein, ein

luxuriöses Heim, erfreue mich einer guten Gesundheit, ja, habe alles, was ich nur wünschen kann. Wenn irgend jemand, so kann doch wohl ich sagen, daß es wohl steht mit mir."

Aber obwohl er sich diese Rechenschaft gegeben hatte, klang die Frage unaufhörlich in seinen Ohren wider. Er versuchte, an anderes zu denken, und als ihm das nicht gelang, suchte er sich aufs neue einzureden, daß er die Frage doch voll und ganz mit Ja beantworten könne. Aber alles war vergeblich. Er wurde sie nicht los. Auch auf dem Heimwege verfolgte sie ihn unablässig, und als er zu Hause einige Freunde fand, die er zum Mittagessen eingeladen hatte, vermochte auch deren Unterhaltung ihn nicht zu zerstreuen. Er war schweigsam und geistesabwesend, und schneller als sonst verabschiedeten sich die Gäste, die sich seinen Tiefsinn nicht erklären konnten.

Als sie gegangen waren, trat er an sein Büchergestell, zog unter den vielen, schöngebundenen Bänden ein Buch, die Bibel, hervor, die er seit Monaten nicht mehr in der Hand gehabt hatte, und begann planlos darin zu blättern. Während er langsam Seite für Seite umschlug, blieb sein Blick plötzlich auf einer Stelle in Jesaja 3 haften: „Saget vom Gerechten, daß es ihm wohlgehen wird; denn die Frucht ihrer Handlungen werden sie genießen". Hier war von Menschen die Rede, denen es wohlging. Es waren „Gerechte", von denen das behauptet wurde. Wer waren diese Gerechten, und wo waren sie zu finden? In diesem Augenblick erinnerte er sich eines Spruches, den er, ein Kind gläubiger Eltern, in seiner Jugend gelernt hatte. Er lautete: „Da ist k e i n Gerechter, auch nicht einer". Dieser Spruch stand ebenfalls

in der Bibel. Aber wie war er mit dem anderen aus Jesaja in Einklang zu bringen? Und wer konnte da überhaupt von sich sagen, daß es wohl mit ihm stehe? Den ganzen Nachmittag blieb er, über diese Dinge sinnend und in der Bibel lesend, allein in seinem Zimmer. Doch seine Verwirrung wurde, je weiter er las, nur größer.

Er verlebte eine Woche voller Zweifel und Angste. Obwohl diese vor allem durch das Lesen der Bibel hervorgerufen worden waren, mußte er doch immer wieder zu diesem Buche greifen. Und die Bibel enthüllte ihm mit immer größerer Klarheit, daß der Mensch vor Gott völlig verderbt ist, und daß er selbst eine sündige Natur besaß, in der er vor dem heiligen Gott nicht zu bestehen vermochte.

Am folgenden Sonntag ging er zur Kirche. Der Pfarrer, zweifellos ein gläubiger Mann, sprach über Phil. 3, 9: „Indem ich nicht meine Gerechtigkeit habe, die aus dem Gesetz ist, sondern die durch den Glauben an Christum ist — die Gerechtigkeit aus Gott durch den Glauben". In seiner Ansprache zeigte der Redner, wie wertlos alles eigene Tun des Menschen ist, und wie er, wenn er sich auf seine eigenen Werke stützt, gerechterweise zu ewigem Tode verdammt werden muß. Dann aber lenkte er die Blicke seiner Zuhörer nach Golgatha auf das fleckenlose Lamm Gottes, welches kam, um die Sünde der Welt wegzunehmen. „Christus hat uns losgekauft von dem Fluche des Gesetzes, indem Er ein Fluch für uns geworden ist" (Gal. 3, 13), sagte er unter anderem, und: „Der Gerechte wird aus Glauben leben". Diese Worte wandten sich unmittelbar an das zerschlagene Herz des suchenden Zuhörers. Seine Frage

war beantwortet. Er wußte jetzt, wie die Gerechtigkeit, durch deren Besitz allein es ihm wohlgehen konnte, zu finden war: durch den Glauben an das ein für allemal geschehene Opfer des Leibes Jesu Christi. Am Kreuze hatte Jesus Christus für ihn „Gottes Gerechtigkeit" erworben, eine Gerechtigkeit, die jedem Glaubenden zuteil wird, o h n e Gesetzeswerke, d. h. ohne eigenes Hinzutun und Wirken des Menschen. Und er glaubte. Er nahm die frohe Botschaft von dem in Jesu gegründeten Heil mit einfältigem Herzen auf und fand Ruhe und Frieden durch Den, der für ihn gestorben und auferweckt worden war. Aller Tiefsinn schwand. Ein nie gekanntes Glück erfüllte seine Seele. Fortan war das Lesen des Wortes Gottes und das Gebet für ihn nicht länger eine Pflichtsache, sondern eine Freude und ein Bedürfnis. Gottes Wort und Gebet gereichten ihm zur Stärkung auf dem neuen, schmalen Pfade und erwiesen sich als eine immer sprudelnde Kraftquelle. Mochte Gott es für gut halten, ihn ferner in irdischen Dingen zu segnen oder nicht — mochte es ihm äußerlich gut gehen oder nicht, er wußte: im Vertrauen auf das allgenugsame Werk seines Erlösers und Herrn konnte er allezeit sagen: „Es steht wohl mit mir".

Mein Leser, wie steht es mit dir? Glaubst du etwa, bei glänzenden Zusammenkünften, wo berauschende Musik dich umfängt, sagen zu können: „Es steht wohl mit mir"? Es ist ein Trugschluß, denn die Bibel sagt: „Die in Üppigkeit lebt, ist lebendig tot". Oder du dort in der Gesellschaft, wo die Fröhlichkeit zu Hause ist, und wo Scherzreden sprühend hin und herfliegen, glaubst d u sagen zu können: „Es

steht wohl mit mir"? Nein, denn „auch beim Lachen hat das Herz Kummer, und ihr, der Freude, Ende ist Traurigkeit". Und wie steht es mit dir dort in der gefüllten Kirche, wo du den erhebenden Klängen der Orgel, dem schwellenden Gesang lauschest und dir eine fein durchdachte Predigt anhörst? O prüfe dich, ob du nicht zu denen gehörst, „die eine Form der Gottseligkeit haben, deren Kraft aber verleugnen"! Und du in deinem prächtigen Heim, wo alle Annehmlichkeiten dich umgeben, die irdischer Reichtum zu bieten vermag, steht es wohl mit dir? Ich kann es nicht entscheiden, doch der Herr Jesus sagte einst: „Wie schwerlich werden die, welche Güter haben, in das Reich Gottes eingehen!" Wie aber ist es mit dir, du einfältig gläubiger Christ, der du in dieser Welt vielleicht arm und verachtet bist? Steht es wohl mit dir? Ja. Du allein kannst, auch inmitten von Prüfungen und Bedrängnissen, dein Haupt erheben und, auf deinen gekreuzigten und auferstandenen Heiland weisend, freudig sagen:

„Es steht wohl mit mir für Zeit und Ewigkeit!"

Zeit und Ewigkeit

Die Zeit, in welcher wir leben, trägt den Stempel der Unwirklichkeit. Wirklich sind nur die Leiden, die nicht mehr aufhörenden Nöte, die furchtbaren Krankheiten, die wir um uns her sehen, nicht aber das, was die Menschen „Freuden" nennen. Die Freuden dieser Welt sind wie Träume, die so schnell vergessen sind, wie sie geträumt werden.

Was für wahre Freuden könnten auch in einer Welt sein, wo alles aus dem Geleise geraten ist, wo der Mensch Gott aus dem Auge verloren hat und mit allen Kräften danach strebt, von Ihm unabhängig zu sein? in einer Welt, wo Satan, Sünde und Tod herrschen? Was für Freuden können aus solchen Quellen hervorfließen?

Was sind all die Eitelkeiten und Fröhlichkeiten dieser Welt? Was ihre ehrgeizigen Bestrebungen, ihr Rennen und Hasten, ihre Festlichkeiten und Vergnügungen, aus denen Gott ausgeschaltet ist? Ihre Mühen, Leiden, Nöte und Traurigkeiten sind wirklicher, weil sie einem tatsächlichen Zustand entspringen, der durch die Sünde in die Welt gekommen ist. Sie sind wirklicher als der Hochmut und die Prahlerei, durch die der Mensch sich über sie hinwegzutäuschen sucht, indem er sie für eine kurze Weile mit dem Mantel leerer Fröhlichkeit verdeckt.

Geschlecht auf Geschlecht geht dahin und wird vergessen. Vielleicht hat diese Tatsache, die Unerbittlichkeit des Todes, auch dein Herz schon schmerzlich berührt. Die, die du liebtest, sind dahingegangen, eine Weile betrauert, dann aber, wenn nicht von dir, so doch von den Vielen v e r g e s s e n, und „ihre Stätte kennt sie nicht mehr". Sie sind, oft genug unter viel Weh und Ach, von diesem Schauplatz verschwunden, aber die Welt geht weiter und lächelt, und so wird sie es auch machen, wenn du einmal dahingegangen bist.

Was bleibt für einen Menschen, der sein Teil in dieser Welt hat, auf diesem Schauplatz, auf dem sich alle seine Gedanken, Pläne und Wünsche vereinigen, übrig, als vergessen zu werden? Die Zeit schreitet fort,

und hienieden verwischt sich die Erinnerung an ein fruchtloses Leben, das, ohne Gott in Erkenntnis zu haben, nur einem dahinsterbenden Ich geweiht war.

Aber damit ist dieses Leben nicht endgültig beendet. Es muß auf einem anderen Schauplatz wieder in Erscheinung treten. Denn ob die Menschen wollen oder nicht, sie haben es mit einem Gott zu tun, der, wie wir in Pred. 12, 14 lesen, „jedes Werk, es sei gut oder böse, in das Gericht über alles Verborgene bringen wird". In Luk. 8, 17 aber sagt der Herr: „Es ist n i c h t s verborgen, was nicht offenbar werden wird, noch geheim, was nicht kundwerden und ans Licht kommen soll".

Diejenigen, die ohne Christum in ihren Sünden sterben, werden dereinst vor dem großen weißen Thron des Gerichts stehen müssen, von dem wir in Offbg. 20, 12 lesen: „Und ich sah die Toten, die Großen und die Kleinen, vor dem Throne stehen, und Bücher wurden aufgetan; und ein anderes Buch ward aufgetan, welches das des Lebens ist. Und die Toten wurden gerichtet nach dem, was in den Büchern geschrieben war, nach ihren Werken." An diesem Tage des Gerichts kommt alles wieder zum Vorschein, was man längst verwischt und vergessen geglaubt hat. Das ganze Leben mit allen seinen Werken ist in „Bücher geschrieben". Und die Menschen werden gerichtet nach dem, was in den Büchern verzeichnet ist, „nach ihren Werken". Zugleich wird hier ein „anderes Buch" erwähnt, „welches d a s d e s L e b e n s ist". Doch dieses Buch wird nur geöffnet, um sogleich wieder geschlossen zu werden, denn die, deren W e r k e in den B ü c h e r n geschrieben sind, haben mit diesem Buche nichts zu tun. Ihre Namen sind nicht darin. Wenn

aber jemand nicht geschrieben gefunden wurde in dem Buche des Lebens, so wurde er in den Feuersee geworfen. (V. 15.) Vor dem Angesicht Dessen, der auf dem Throne sitzt, müssen selbst Himmel und Erde entfliehen. Wie könnte ein Mensch in seiner Sünde und in seinen durch die Sünde befleckten Werken in jenem unnahbaren Lichte bestehen?

Denke, ich bitte dich, mein Leser, einmal über diese Wirklichkeiten nach! Eitle, in wenigen Jahren getane Werke — so spricht der große Philosoph auf Davids Thron von seiner Weisheit und Herrlichkeit — ein flüchtiges, im Tode endigendes Leben voll Mühsal und Beschwerde — dann bist du hier vergessen. Die wenigen Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Dort aber wirst du auferstehen, um deine Vergangenheit wiederzufinden, sie in ihren wahren Farben zu sehen und dein Urteil darüber mit allen zu empfangen, die „die Liebe zur Wahrheit nicht annahmen, damit sie errettet würden".

Es ist eine Wirklichkeit, die nicht oft genug betont und den Herzen der Menschen nicht genug aufgedrängt werden kann, daß es „einen Tag gibt, an welchem Er (Jesus Christus) den Erdkreis richten wird in Gerechtigkeit". (Apstgsch. 17, 31.) Nur wer diese Wirklichkeit in ihrem ganzen Ernst erfaßt und sie in bezug auf sich selbst anerkannt hat, kann das einzige Heil- und Rettungsmittel finden.

Gott selbst hat dieses Mittel erfunden. „Einer ist Mittler zwischen Gott und Menschen, der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gab zum Lösegeld für alle." (1. Tim. 2, 5. 6.) In Seiner Menschenliebe gab Gott den eingeborenen, geliebten Sohn als Lösegeld. Das große Werk ist vollbracht. Der Gerechte

litt und starb für die Ungerechten und Sünder. Große Wasser vermochten nicht diese Liebe auszulöschen, und da, wo die Sünde überströmend geworden, ist die Gnade noch überschwenglicher geworden. (Hohel. 8, 7; Röm. 5, 20.)

Jesus weilt jetzt im Himmel droben, wo Er sich „gesetzt hat zur Rechten der Majestät", aber Seine Liebe ist unverändert, und noch immer erklingt Sein Ruf: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben". „Kommt, denn schon ist alles bereit!" „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen." „Wen da dürstet, der komme; wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst." Willst du nicht diese Wirklichkeit, eine herrliche Wirklichkeit, die für deine Rettung aus der Eitelkeit und Not der Zeit da ist, ins Auge fassen und dem Ruf des Heilands folgen, der dich zu Gott führen will?

In welch unermeßliche Tiefen mußte Er hinabsteigen, als Er zur Sünde gemacht wurde, und der ganze Zorn Gottes wider die Sünde sich über Sein unschuldiges Haupt ergoß! Auf dem Kreuze mußte Er den bittern Schrei ausstoßen: „Mein Gott, mein Gott! warum hast du mich verlassen?" Ja, warum war Jesus, Gottes- und Menschensohn, der Heilige und Reine, dort von Gott verlassen? Um deiner und meiner Sünden willen, mein Leser! Gott handelte mit Ihm, wie die Sünde es in Seinen heiligen Augen verdiente, und Jesus hat den Zorn Gottes gegen die Sünde restlos geschmeckt. Aber indem Er es tat, überbrückte Er den furchtbaren Abgrund, der den sündigen Menschen von dem Allmächtigen trennte, und führte den Menschen zu Gottes Thron. Das Werk

ist vollbracht. Gott hat es angenommen, weil es Ihn vollkommen verherrlicht hat, und nun sind die Schleusen Seiner Gnade weit geöffnet, um sich auf alle zu ergießen, die nach Heil und Frieden dürsten. Verlangt dich, mein Leser, nach Vergebung, Frieden und ewigem Heil? Dann höre und fasse die wunderbare Botschaft: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinigt uns von aller Sünde"!

Gott möchte dich zu sich ziehen. Er sucht dein Herz zu gewinnen, um dich von einem Schauplatz, wo außer Sünde, Leiden und Tod alles unwirklich ist, dahin zu versetzen, wo alles rein, wahr und ewig ist. Er möchte dich in die herrliche Lebensverbindung mit Seinem Sohne bringen, deren tiefe Freuden — wunderbare Wirklichkeiten — du schon auf Erden genießen sollst. O laß dich von den flüchtigen, nichtigen Freuden der Erde ziehen zu den vollkommenen, unvergänglichen des Himmels, zu einem Wandel mit Ihm, der dir durch Seinen Tod das Leben erwarb! Laß dich von Ihm in die Schatzkammern des Reichtums Seiner Herrlichkeit führen, in einen Bereich der Wirklichkeiten, die, schon hier beginnend, in alle Ewigkeit fortdauern werden, wenn die Erde und alle ihre Herrlichkeit verwelkt sein wird wie das Gras!

Erwäge, mein Leser, ich bitte dich noch einmal in allem Ernst, die Worte Zeit und Ewigkeit. Vergleiche deine gegenwärtige Lage als Kind dieser Welt mit dem, was Gott denen bereitet hat, die Ihn lieben, und entscheide dich für Jesum, der kam, „um zu suchen und zu erretten was verloren ist". Möchtest du doch in dieser suchenden Heilandsliebe das Herz Gottes sehen, wie es nach dir fragt, und möchte dein Herz das Vertrauen fassen, dessen Er so

wert ist! Gib Ihm dein Herz, und du wirst hier schon „mit unaussprechlicher und verherrlichter Freude frohlocken", bis dein Glaube sich in Schauen verwandeln, bis die Herrlichkeit das Werk krönen wird, das die Gnade begonnen hat.

Gottes Stimme

In einer Reihe kleiner, buchstäblich wahrer Erzählungen unter dem Titel „Wie Gott mir half" habe ich darzulegen versucht, wie richtig das Sprichwort ist: „Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten".

Die Leser werden sich vielleicht der Begebenheit entsinnen, wie ein einfacher Bahnarbeiter zu Hause, nach beendetem Tagewerk, innerlich gedrängt wurde, sein auf der Strecke liegen gebliebenes Handwerkszeug zu holen, und wie er so das Werkzeug zu meiner Rettung wurde, die ich in größter Gefahr stand, von einem Eisenbahnzug überfahren zu werden. Heute möchte ich erzählen, wie ich selbst eines Tages in ähnlicher Weise die Stimme des Herrn in meinem Innern vernahm.

An einem heißen Augusttage nahm ich in der Badeanstalt ein kaltes Bad. Zwei kleine Mädchen, Töchter einer Bekannten, beobachtete ich in der Abteilung für Nichtschwimmer, während ich selbst in der Schwimmer-Abteilung umherschwamm. Sie hopsten munter in dem nassen Element umher und kamen ab und zu auch an das trennende Gitter und riefen mir zu. Ich hörte ihre jubelnden Stimmen, und auf einmal, wie, weiß ich selber nicht, tauchte der Ge-

danke in mir auf, es sei doch eigentlich etwas leichtsinnig, zwei so kleine Mädchen allein ins Schwimmbad gehen zu lassen. Ich suchte den Gedanken loszuwerden. Viele andere Mädchen tummelten sich vergnügt im Bade, kreischten, haschten sich und spritzten einander das Wasser ins Gesicht. Was war denn Gefährliches dabei? Das Wasser ging ihnen doch nicht höher als bis zur Brust. Plötzlich überkam mich ein ganz sonderbares Angstgefühl.

„Du solltest zu den Kindern hinübergehen. Es könnte ihnen etwas zustoßen", hieß es in mir.

„Aber was sollte ihnen denn zustoßen? Es sind doch so viele Kinder im Bad", wehrte ich ab.

„Ganz gleich! Beim Baden sind schon genug Unglücke geschehen", sagte die Stimme wieder. „Geh, geh!"

Es ließ mir keine Ruhe. So stieg ich aus dem Wasser und ging zur anderen Abteilung hinüber. Noch während ich die etwas schlüpfrige Treppe hinabschritt, die in die Nichtschwimmer-Abteilung führte, hatte ich das merkwürdige Gefühl von irgendeiner dringenden Gefahr, die irgendwo lauerte. Ich ging quer durch das Bad hindurch auf die beiden mir bekannten Mädchen zu. Plötzlich streifte ich zu meinem Schrecken etwas Lebendiges unten am Boden. Zugleich krampfte sich eine Hand um meinen schreitenden Fuß. Eiligst tauchte ich unter, faßte und holte einen kleinen Körper empor. Es war ein Mädchen von ungefähr acht Jahren, bereits bläulich im Gesicht, aber noch bei Bewußtsein. Es zitterte am ganzen Leib, spie einen Strahl Wasser aus und stammelte, mit seinen kleinen Händen meinen Arm fest umklammernd, zähneklappernd: „Nicht loslassen! Bitte, nicht loslassen!"

Ich dachte nicht daran, das Kind loszulassen, sondern trug es aus dem Wasser ins Trockene, rieb es ab und half ihm beim Anziehen. Als es sich erholt hatte, erzählte es, es heiße Mariechen und gehe täglich allein zum Baden. Die Mutter sei garnicht ängstlich. Sie sei ja schon ein Schulmädchen, sage Mama immer. Aber heute hatten die anderen Mädchen sie in ihrem wilden Spiel umgestoßen. Sie lag auf dem Grunde des Bassins und hatte nicht wieder in die Höhe kommen können. Niemand hatte ihr Verschwinden bemerkt. „Lieber Gott, hilf mir doch!" hatte Mariechen noch gefleht. Dann sah sie grüne Ähren vor den Augen wogen. Im gleichen Augenblick streifte sie mein Fuß, und mit letzter Kraft hatte sie sich daran geklammert. Jetzt faltete sie die Hände und betete:

„Lieber Gott, ich danke Dir, daß Du mich nicht hast ertrinken lassen!"

In meinem Herzen sprach ich „Amen" zu der kindlichen Danksagung. Wie froh ich war, daß ich der Stimme in meinem Innern gefolgt und so dem kleinen Mädchen zur Retterin geworden war, werden meine Leser ohne weiteres begreifen.

F. Z.

Der Herr erhört Gebete

Zur Ermunterung und zum Beweise, daß der Herr auch in unseren Tagen noch große Werke und Wunder der Gnade tut, schreibe ich nachstehende Zeilen nieder. Mögen sie allen gläubigen Lesern, insbesondere gläubigen Eltern ein Ansporn sein,

nicht im Gebet zu ermüden und Ihm, unserem herrlichen Jesus, volles Vertrauen entgegenzubringen, daß Er, was Sein Wort verspricht, auch ausführt.

Wir waren sehr besorgt um das Heil unserer Kinder, da wir wohl wußten, wie bald der Gnadentag zu Ende geht. Die Kinder wuchsen heran. Der älteste Sohn war bereits siebzehn Jahre alt und noch nicht errettet. Öfter wohl war eine innere Unruhe über ihn gekommen, wenn Gläubige, die uns besuchten, mit ihm sprachen, oder wenn im Hause mit ihm über das Heil der Seele geredet wurde. Doch dabei war es geblieben. Außer einem fünfzehnjährigen Sohn war von unserer zahlreichen Kinderschar keins errettet. Wie viele Seufzer, Tränen und Gebete dieserhalb aus unseren Herzen zum Gnadenthron aufstiegen, weiß der Herr. Wie oft wir uns auch Vorwürfe machten, selbst nicht treu genug gewesen zu sein und so mit Schuld daran zu tragen, daß der Herr uns nicht erhöre, das weiß Er auch. Nun sandte Er nochmals einen Seiner Diener zur Verkündigung des großen Heils in unsere Gegend, und manche Kinder, auch Erwachsene, wurden errettet. Aber bei uns blieb alles still. Wie anhaltend haben wir in diesen Tagen gefleht: Herr, erbarme Dich unserer Kinder!

Da wurden einige der Kinder krank und konnten nicht mehr den Versammlungen zur Verkündigung des Evangeliums beiwohnen. Wir fragten: Herr, warum noch dieses? Am Sonntagmittag lasen wir gemeinsam aus dem 1. Brief des Johannes das dritte Kapitel. Anschließend daran wurden einige Gedanken über das Gelesene gesagt. Da füllt sich das Auge unseres elfjährigen Sohnes mit Tränen. Dann beginnen unsere Mädchen von neun und vierzehn Jah-

ren zu weinen, desgleichen unser siebzehn Jahre alter Sohn. Alle weinen, weinen. Sie erkennen sich als verloren. Der Elfjährige läuft in sein Schlafzimmer und ruft zum Herrn um Gnade. Nach ungefähr zehn Minuten kommt er glücklich wieder und fällt mir um den Hals. Er hat Frieden gefunden. Die Mutter war zu der Zeit in einem anderen Zimmer beschäftigt. Dorthin eilen im Fluge die Mädchen, und auch sie finden in kurzer Zeit den kostbaren Frieden. Nun läuft auch unser Siebzehnjähriger ins Schlafzimmer, aber er kann's nicht fassen. Weinend kommt er zurück. So gern möchte er das Heil ergreifen, aber es scheint so fern. Sich an den Tisch setzend, unter Tränen den Kopf in die Hand stützend, liest er Joh. 3, 16 wieder und wieder. An Stelle des Wortes „jeder" — „auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe" — setzt er seinen eigenen Namen. Aber noch fehlt der errettende Glaube. Plötzlich hat er's verstanden, springt auf und eilt zur Mutter, ein glückliches Schäflein Jesu. Ich hatte mich inzwischen zur Versammlung begeben. Als ich zurückkomme, tritt er mir leuchtenden Auges entgegen: „O Vater, ich bin ein Eigentum Jesu!"

Was das für uns war, kann nur der verstehen, der Ähnliches erlebt hat. Wir Eltern waren wie Träumende und konnten es kaum fassen: so viel Gnade, so viel Liebe, solch eine unerwartete Erhörung von seiten des Herrn, solch eine Antwort auf unsere Bitten! In einer Stunde vier unserer Kinder Himmelsbürger geworden! Fürwahr, unserem Hause war Heil widerfahren.

„Die Strafe zu unserem Frieden lag auf Ihm“

Bei einem Schwerkranken saß der Pfarrer.

„Herr Pfarrer“, sprach seufzend der Kranke, „ein langes, sündiges Leben liegt hinter mir, und vor mir ist alles so dunkel. Sagen Sie mir: Gibt es keine Hoffnung, kein Heil für einen Menschen, wie ich bin?“

Der Pfarrer wies den Kranken auf Gottes Erbarmen hin und las ihm etwas vor. Er verabschiedete sich mit dem Versprechen, noch einmal wiederkommen zu wollen.

Kaum einen Tag später wurde der Pfarrer wieder zu dem Kranken gebeten. Er kam sogleich.

„Ihr Zustand scheint sich verschlechtert zu haben“, sagte er teilnehmend, „daß Sie mich schon wieder haben rufen lassen.“

„Ach, Herr Pfarrer“, stöhnte der Kranke, „ich muß sterben, und das bald, und ich kann keine Ruhe finden für meine Seele. Ich fühle, daß ich rettungslos verloren bin. Sagen Sie mir noch einmal: Ist noch Hoffnung für mich?“

Der Pfarrer geriet in Verlegenheit dieser Not gegenüber. Wieder las er dem Kranken etwas vor, und wieder sprach er zu ihm über Gottes Langmut und Erbarmen. Er forderte ihn auf, weiter auf Gott zu vertrauen und nicht zu verzweifeln.

Der Kranke lauschte und lauschte, aber er fand nichts, woran er sich halten konnte. Endlich entfernte sich der „Seelsorger“, den armen Kranken in größerer Seelennot zurücklassend als zuvor.

Am folgenden Tage gelangte aufs neue eine Botschaft an den Pfarrer, er möge doch noch einmal zu dem Kranken kommen. Diesmal aber lehnte er ab, da er nichts weiter für ihn tun könne.

Es war Sonntag. Kurz bevor der Gottesdienst in der Kirche zu Ende war, sandte der fast verzweifelnde Kranke seine Tochter zu dem Pfarrer mit der wiederholten dringenden Bitte um seinen Besuch. Das Mädchen hatte sich lange gesträubt zu gehen, indem sie sich auf das Wort des Pfarrers berief, nichts weiter für den Kranken tun zu können. Aber schließlich hatte sie den flehentlichen Bitten des Vaters nachgegeben. Sie traf den Pfarrer in der Sakristei.

„Mein liebes Kind", sagte er, „ich kann wirklich nichts weiter für Ihren Vater tun." Er schaute sinnend vor sich. „Halt!" fuhr er dann fort, „vielleicht kann ich doch noch etwas tun. Ich will mit Ihnen gehen und ihm meine Predigt vorlesen."

So kam es, daß der Pfarrer bald wieder an dem Bett des Kranken saß, der ihn mit zagender Hoffnung empfing. Er las zunächst den Text — langsam und deutlich:

„Um unserer Übertretungen willen war Er verwundet, um unserer Missetaten willen zerschlagen. Die Strafe zu unserem Frieden lag auf Ihm, und durch Seine Striemen ist uns Heilung geworden."

Der Kranke lauschte mit weit geöffneten Augen. Ein unbeschreiblicher Ausdruck verbreitete sich während des Lesens über das abgezehrte Gesicht.

„Herr Pfarrer", rief er, als der Text zu Ende gelesen war, „es ist genug. Weiter brauchen Sie mir

nichts vorzulesen. Ich hab's. Alles ist mir klar geworden. Die Strafe, die Er erduldete, hat mir Frieden gebracht. Jetzt kann ich glücklich sterben. Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind."

Am Tage nach dem friedlichen Heimgang des Kranken erhielt der Pfarrer den Besuch eines Amtsbruders, und unter anderem kam das Gespräch auch auf das letzte glückliche Kranken- und Sterbebett.

„Was ist denn nur an dem Text aus dem Propheten Besonderes, daß er eine derartige Wirkung haben konnte?" fragte der Hausherr seinen Besucher.

„Was sagen Sie da, lieber Bruder?" lautete die Gegenfrage. „Was an dem Text Besonderes ist? Jedes einzelne Wort ist doch bedeutungsvoll. Von A bis Z ist der Text lauterstes Evangelium. Er spricht von Jesu Christo, wie Er zerschlagen worden ist. Er stellt uns das Kreuz und Gottes Gericht über den Gerechten vor, Seine Striemen, Sein Leiden zu unserem Heil, Sein Hingehen in den Tod, um uns das Leben zu bringen. Es ist fürwahr ein Text von allergrößter Bedeutung!"

Und jetzt war es der Pfarrer, der mit tiefer Andacht lauschte, als sein Besucher ihm Jes. 53 auslegte. Das Gespräch dauerte bis in die Nacht hinein, und sein Gegenstand war Christus und das Erlösungswerk.

Als der neue Tag anbrach, war auch unser Pfarrer ein neuer Mensch geworden. Stets hatte er sich bemüht, seinen Beruf treu auszuüben. Von jetzt ab aber predigte er Jesum Christum, der gestraft wurde, auf daß wir Frieden hätten.

Mächtig, zu erretten

Er war Berufsdieb und galt bei seinen Spießgesellen als Held. Zwanzig Jahre hatte er in verschiedenen Gefängnissen zugebracht. Er war groß und kräftig. Seine Züge trugen einen finsteren, harten Ausdruck, und nur harte Worte kamen über seine Lippen. Indes hat es noch nie einen Menschen gegeben, der für die Gnade Gottes ein zu großer Sünder gewesen wäre, und der Mann, von dem ich erzählen will, war das auch nicht.

In St. Louis sollte ein vielgenannter Evangelist predigen. Eins der größten Blätter teilte in einer Anzeige mit, daß die Predigten des überall bekannten Redners veröffentlicht werden sollten. Als dies der Evangelist selbst las, nahm er sich vor — um den Menschen auch durch den Zeitungsbericht zu dienen — in seinen Ansprachen so viel wie möglich wortgetreue Bibeltexte anzuführen. Und so geschah es. Allabendlich stand das, was der Redner gesagt hatte, in dem betreffenden Blatt zu lesen. Und wären die Berichte für die Tausende, die sie gelesen haben mögen, auch ohne Nutzen geblieben, einer Seele sind sie jedenfalls zum Segen geworden.

Diese Seele war der Berufsdieb, der wieder einmal in seiner Gefängniszelle in Untersuchungshaft saß. Große Langeweile quälte ihn, und als ein Abend-

Samenkörner (Neue Folge 25) 1931

blatt in die Zelle gereicht wurde, griff er begierig danach. Sein Blick fiel auf die Worte: „Wie der Kerkermeister zu Philippi gefangen wurde". Ha, das mußte etwas Interessantes sein! Also konnte es auch einem Gefangenaufseher einmal so ergehen, wie es ihm oft genug ergangen war. Er setzte sich hin, um die vielversprechende Neuigkeit mit Behagen zu lesen. Doch wie wurde er enttäuscht! Das war kein gewöhnlicher Zeitungsbericht, nicht die Bekanntgabe einer neuen, irgendwo verübten Schandtat. Da war von einem Erdbeben die Rede, von Menschen, die einmal im Kerker, und deren Füße im Stock befestigt gewesen waren. Dann kam eine ganz unglaublich klingende Befreiungsszene, aber ohne Bluttaten und kitzliche Vorgänge, und zum Schluß war gar vom Seligwerden die Rede! Was war denn nur mit der Zeitung geschehen, daß sie plötzlich eine solche Sprache führte?! Kopfschüttelnd sah der Gefangene nach dem Datum. Aber es hatte schon seine Richtigkeit; das Blatt war am gleichen Tage frisch aus der Presse gekommen. Mit einer Verwünschung schleuderte er es von sich, und eine Zeitlang wußte er nichts Besseres zu tun, als zu fluchen und über die Zeitungen zu schimpfen, die nichts Gescheites mehr zu lesen brächten.

Plötzlich änderte er seinen Sinn. Er entschloß sich, den Artikel ganz durchzulesen, und nahm das Blatt wieder zur Hand. Als er fertig war, begann er wieder von vorn, las den Aufsatz noch einmal langsam durch und dann noch einmal, und es wurde ihm ganz sonderbar dabei zumute. Es war ihm, als halte ihn eine ihm bis dahin unbekannte Macht gefangen.

„Was kann das sein?" fragte er sich. „Ein heruntergekommener Mensch wie ich, seit zwanzig Jahren und länger ein Auswurf der menschlichen Gesellschaft — und auf einmal derartige Gefühle!? So etwas habe ich nie verspürt. Errettet werden — was ist das? — O errettet! Welch ein wunderbares Wort! Mein Dasein fängt an, mir zum Ekel zu werden. Wenn es wirklich einen Gott gibt, wie der Prediger behauptet, dann m u ß ich Ihn haben. — Ich m u ß Ihn haben, und sollte ich umkommen, wenn ich Ihn suche!"

„W e n n ich Ihn suche —"

Wo ist der Mensch, der in Aufrichtigkeit seines Herzens Gott gesucht und nicht gefunden hätte? „Der Suchende findet", sagte einst Gottes Sohn während Seines Lebens hienieden. Und der Mann suchte Gott, den Gott, von welchem er gelesen hatte. Es war ein Suchen unter Tränen, unter bitteren Selbstvorwürfen, ein Suchen in aufrichtiger Reue über das vergangene Leben, ein Suchen unter stammelnden Bitten. Und er fand. Der Gefangene durfte es erleben, ein Finden unter großer Freude; denn er erfuhr, daß der Gott, den er gesucht, und der sich von ihm hatte finden lassen, ein vergebender Gott war, der in einem Augenblick seine ganze große und furchtbare Schuld hinwegnahm und ihm einen Frieden schenkte, der höher ist als alle Vernunft. Unter Tränen, sowohl tiefen Schmerzes als auch jubelnder Freude, erwartete er den neuen Tag, und Preis- und Danksagungen quollen aus seinem überglücklichen Herzen.

Der Aufseher war nicht wenig erstaunt, als ihm am folgenden Morgen ein freundlicher Gruß aus dieser Zelle entgegenklang; und als auch ein anderer

herbeikommender Beamter ein gleich freundliches Wort empfing, sahen sich die Männer verwundert an. Sie wechselten ein paar Worte mit dem Gefangenen, der bisher für sie im besten Falle ein finsteres Schweigen gehabt hatte, und ihre Verwunderung nahm zu. Sie wußten nicht, was sie von dem allen denken sollten, vor allem nicht von dem, was der Gefangene über „Errettung" gesagt hatte.

„Seien Sie nur auf Ihrer Hut, jetzt doppelt, wo er den Frommen spielen will", mahnte der Gefängnisdirektor den Aufseher. „Er sucht ohne Frage nur eine Gelegenheit, um zu entwischen."

Aber der glückliche Gefangene dachte nicht an Flucht. Als seine „Sache" zur Verhandlung kam, und er mangels genügender Beweise freigesprochen wurde, verließ er das Gefängnis als ein neuer Mensch und trat mit neuen Hoffnungen und neuen Entschlüssen in das so gefahrvolle, versuchungsreiche Leben zurück. Damit begann eine Zeit äußerer Not für ihn. Von allen gefürchtet und gemieden, überall, wohin er kam, schärfstem Mißtrauen begegnend — das war sein Los, als er wieder unter die Menschen trat. Er beschloß nach New York zu gehen, wo ihn niemand kannte. Dort hoffte er eher eine Arbeit zu finden, die ihn ehrlich ernährte. Aber auch in New York sollten sich seine Hoffnungen nicht erfüllen. Nirgends fand er Arbeit, und sechs Monate später war er wieder in St. Louis. Aber dem Gott, den er im Kerker gefunden hatte, war er treu geblieben, trotz aller Enttäuschungen.

Kurz nachdem er in seine Heimatstadt zurückgekehrt war, empfing er zu seinem Erstaunen eine Aufforderung, vor Gericht zu erscheinen.

„Vielleicht ist noch etwas über mein früheres Leben bekannt geworden", sagte er sich; „aber wenn ich schuldig bin, sage ich die volle Wahrheit, sollte ich auch nochmals ins Gefängnis kommen. Mit dem Lügen ist es ein für allemal vorbei."

Er wurde freundlich empfangen.

„Wo haben Sie sich nach Ihrer Entlassung aufgehalten?" lautete die erste Frage.

„In New York, wo ich Arbeit suchte, aber keine fand."

„Und Sie halten noch fest an Ihrer christlichen Überzeugung?"

„Ich habe schlimme Tage hinter mir. Aber der Herr Jesus hat mich nicht verlassen noch versäumt, und Er hat mich standhaft erhalten."

„Nun, ich wollte Ihnen sagen, daß ich Sie habe beobachten lassen. Beauftragte sind Ihnen wie ein Schatten gefolgt. Ich hegte Mißtrauen gegen Ihr Bekenntnis, daß Sie ein Christ geworden seien. Aber ich habe gute Berichte über Sie erhalten. Sie haben Ihr Christentum bewiesen. Und nun hören Sie meinen Vorschlag: Sie können, wenn Sie wollen, bei mir in Dienst treten. Was sagen Sie dazu?"

Was sollte er wohl anders sagen, als daß er das freundliche Anerbieten von Herzen dankbar annehme? Er erhielt die Stelle, die er mit Eifer und Treue ausfüllte. Jeder Tag bewies, welch eine Veränderung in Wahrheit mit ihm vorgegangen war. Die, welche am meisten mit ihm zu tun hatten und ihn am besten beobachten konnten, zollten ihm die größte Achtung.

Der Evangelist, der seiner Zeit jene Vorträge in St. Louis gehalten hatte, hat später den einst-

maligen Dieb besucht. Zu jener Zeit war ihm ein Betrag von über einer Million Mark zur Verwaltung anvertraut. Welch ein Wechsel!

Noch jahrelang hat unser Freund den Verhärtetsten und Tiefstgesunkenen seiner Stadt das herrliche Evangelium von Christo und Seiner Liebe verkündigen dürfen, und viele sind, von ihm überredet, seinem Beispiel gefolgt, haben den Pfad der Sünde und des Elends verlassen und sind noch Zierden der menschlichen Gesellschaft geworden. Als sein Werk vollbracht war, entschlief dieser Zeuge Christi, der als Dieb zu Jesu gekommen war, in hohem Alter und als allgemein geehrter Mann.

„Also ist jetzt keine Verdammnis . . .“

Von früher Jugend an war ich mir bewußt, daß meine Sünden vergeben werden mußten, und wenn ich in Wort oder Tat gesündigt hatte, betete ich oft knieend in der Stille und bekannte Gott meine Schuld. Aber ich bekam dadurch keine wahre innere Ruhe. Ich blieb der Schuldige, dem einmal ein ernstes Gericht bevorstand. Es war auch niemand da, der sich meiner angenommen und mir die gute Botschaft vom Heil in Christo verkündigt hätte. Wohl gab es, wie ich glaube, wahre Christen in unserem Ort, aber ich wagte nicht, mich ihnen zu nähern. In der Hoffnung, dadurch mehr über Gott und die Ewigkeit erfahren zu können, besuchte ich häufig alte kranke Männer und war glücklich, wenn man mich als Jüngling nicht zurückwies. Aber von dem, was ich erhofft hatte, fand ich auch bei den Alten und Kranken nichts.

Im Gegenteil, oft genug kehrte ich, erschrocken über ihren armen und gleichgültigen Seelenzustand, enttäuscht heim. Wo sollte ich nur Vergebung meiner Sünden und Frieden für mein friedeloses Herz finden?

Meine Eltern waren gottesfürchtige Leute. Wir Kinder wurden angehalten, ehrlich und fleißig zu sein, weder zu lügen, noch zu fluchen, noch zu stehlen. Aber wiedergeboren waren meine Eltern damals ebensowenig wie ich selber. Man wußte überhaupt bei uns so gut wie nichts von dem Wesen der Wiedergeburt oder einer klaren Bekehrung. Auch unser Pfarrer stand in geistlicher Hinsicht wie alle anderen im Ort.

Bald nach meiner Soldatenzeit heiratete ich. Aber ich erfuhr, daß der Ehestand auch ein Wehestand ist. Von ernsten Krankheiten und Nöten bekamen wir unser voll abgemessenes Teil mit ab. Die schwere Zeit aber wurde ein Segen für mich. Sie trieb mich in ernstes Gebet. Es war Gottes Erbarmen, das mir in diesen Tagen durch das Wirken Seines Heiligen Geistes die Gewißheit schenkte, daß Er mir um Jesu willen alle Sünden vergeben habe. Ich wurde sehr glücklich. Da ich nun auch den Wunsch hatte, mit Überzeugung an der Feier des heiligen Abendmahls teilzunehmen, begab ich mich zu einem Kirchenältesten und fragte ihn, ob nach seiner Meinung wohl jemand im Ort sei, der etwas gegen mich habe. Ich wollte doch nicht das Brot essen und den Kelch des Herrn trinken, wenn nicht a l l e s geordnet war. Der Kirchenälteste sah mich recht erstaunt an. Eine solche Frage hatte wohl noch keiner vorher an ihn gerichtet. Er wußte mir aber niemand zu nennen.

Zu meiner großen Enttäuschung und bitteren Betrübnis gelang es dem Feind der Seelen nicht viel später, mir alle Freude über meine Errettung wieder zu rauben. Das lag daran, daß ich noch immer manches Verkehrte in mir entdeckte. Anderen mochte das nicht auffallen, aber ich selbst mußte feststellen, daß ich noch durchaus kein Heiliger war. Die Sünde war immer noch da und machte mir zu schaffen. Durfte das bei einem Menschen sein, der sich ein Kind des heiligen Gottes und ein Eigentum Jesu Christi nannte? Ganz besonders unglücklich machte mich ein Zerwürfnis mit meinem damaligen Arbeitgeber. Er war ein wohlhabender Mann, und ich arbeitete bei ihm im Akkord. Da ich mich fleißig an der Arbeit hielt, und infolgedessen mein Lohn über den allgemeinen Satz stieg, meinte mein Herr, ich verdiene zu viel, und suchte Mittel, mich geringer zu entlohnen. Es gab verschiedentlich Auseinandersetzungen. Bei der letzten wurde ich recht erregt und wandte mich schließlich unmutig von dem Manne ab mit den Worten: „Sie wissen ja selber nicht, was Sie eigentlich wollen!" Als ich kurz darauf in meiner Bibel die Worte las: „So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind, die nicht nach dem Fleisch wandeln, sondern nach dem Geist" (lutherische Übersetzung), geriet ich in tiefe Seelennot. War ich überhaupt bekehrt? War ich nicht, statt nach dem Geist, meinem Chef in durchaus fleischlicher Weise begegnet? Daß er mich nicht schön behandelt hatte, änderte nichts an dieser Tatsache. Er war kein Christ, aber ich wollte einer sein. Ich mußte mich selbst ernst verurteilen, der beste Beweis, daß wohl noch Verdammliches an mir war. Wie stand es also mit mir?

Wie konnte ich in diesem Zustand vor dem heiligen Gott bestehen? Ich hatte gemeint, daß alles neu geworden sei, und siehe da, Sünde und Böses! „Wehe mir! denn ich bin verloren; denn ich bin ein Mann von unreinen Lippen!" so lautete mein Verzweiflungsschrei.

Ich rief zu Gott um Erbarmen, flehte um Erleuchtung und Hilfe in meiner Not und las das Wort unter ernstem, anhaltendem Gebet. Und Gott half. Er zeigte mir, daß ich nicht verloren, sondern in Wahrheit errettet war. Mir fehlte nur die rechte Belehrung. Ich war mir damals noch nicht klar über die Vollgültigkeit des Werkes Jesu Christi und über die Tatsache, daß Er am Kreuze nicht nur all meine Sünden getragen hatte, sondern daß Er auch im Blick auf die in mir wohnende Sünde von Gott gerichtet, und daß durch Sein Opfer dieser Zustand für immer vor Gott richterlich beseitigt worden war. Wohl war er noch vorhanden; die Sünde war noch in mir, aber als ein „Mensch in Christo" durfte ich trotzdem Gott allezeit mit Freimütigkeit nahen. Mein persönlicher Zustand bildete keinen Hinderungsgrund mehr, weil mein geliebter Heiland für alles Sühnung getan und den heiligen Gott in bezug auf die Frage der Sünde vollkommen befriedigt hatte. In Ihm war ich „eine neue Schöpfung" geworden. Alles war neu geworden.

Mit dieser Entdeckung zogen eine Freude und ein Friede in mein Herz ein, wie ich sie bis dahin noch nicht gekannt hatte. Wie sicher stand mein Fuß jetzt auf dem unerschütterlichen Felsen Jesus Christus! Wie herrlich und groß ist doch Sein Werk! Anbetend sann ich nach über die Unauflöslichkeit meiner Verbindung mit dem Vater als Sein geliebtes Kind.

Sie war ja nur möglich, weil allen Seinen heiligen Anforderungen durch den Tod Seines geliebten Sohnes völlig entsprochen worden war. Und dieser Sohn war mein Heiland. So konnte ich glücklich mitsingen:

Auf dem Lamm ruht meine Seele,
Betet voll Bewundrung an.
Alle, alle meine Sünden
Hat Sein Blut hinweggetan.

Sel'ger Ruhort! — Süßer Friede
Füllet meine Seele jetzt.
Da, wo Gott mit Wonne ruhet,
Bin auch ich in Ruh' gesetzt.

Mit tiefer Befriedigung las ich auch in einer genaueren Bibelübersetzung die Stelle, die mich so sehr beunruhigt hatte, so ganz anders. Es heißt nicht: „So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind, die nicht usw.", sondern: „Also ist jetzt keine Verdammnis für die, welche in Christo Jesu sind", und damit Schluß. Diese Tatsache ist bedingungslos und deshalb so köstlich für jedes zagende Herz. Daß noch manch Verkehrtes in mir war und ist, mußte und muß ich bis zur heutigen Stunde mit Betrübnis immer wieder feststellen, und es gibt Anlaß genug zu mancher Beschämung und zu ernstem Verurteilen und Bekennen vor Dem, der da „treu und gerecht ist, daß Er uns die Sünden vergibt und uns reinigt von aller Ungerechtigkeit". (1. Joh. 1, 9.) Aber daß dieser Umstand nichts an der Tatsache zu ändern vermag, daß ich Gottes geliebtes Kind bin, das habe ich bis zu diesem Augenblick glücklichen Herzens festhalten dürfen, und Gottes Heiliger Geist und Sein Wort bezeugen es mir.

In der Hoffnung, daß obige Erfahrungen vielleicht der einen und anderen Seele nützlich sein möchten, schreibe ich sie am Ende eines wechselvollen Lebens nieder, eines Lebens voll guter und böser Tage, voll von Freuden und Kämpfen, voll harter Arbeit, aber auch äußeren Wohlergehens am Ende. (Ps. 103, 5.) Ich habe heute mehr Zeit denn je, über Gottes Liebe und Jesu Hirtentreue nachzusinnen. Bald ist das Ziel erreicht, und im Gedanken daran darf ich froh und dankbar singen:

Ich gehe heim!
Wie süß sind diese Klänge!
O sel'ge Heimat, wo der Brüder Menge
Ich find' und nimmer wieder scheiden seh'!
Ich gehe heim!

Belohnte Barmherzigkeit

Das Schiff „Severn" aus Sydney in Australien war als vermißt gemeldet worden. Das Letzte, was von ihm bekannt wurde, hatte ein Kapitän berichtet, der das Schiff Wochen vorher auf seiner Fahrt nach Sydney in kaum manövrierfähigem Zustand auf hoher See getroffen hatte. Der Kapitän der „Severn" hatte ihn gebeten, in seiner Nähe zu bleiben, da sein Schiff stark Wasser ziehe und voraussichtlich aufgegeben werden müsse. Sehr bald aber waren die Boote durch einen heftigen Sturm wieder voneinander getrennt worden. Das eine hatte nach kurzer Zeit seinen Bestimmungsort erreicht. Als aber Wochen vergangen waren und von der „Severn" nichts mehr gehört wurde, nahmen seine Eigentümer an, daß das Schiff mit Mann und Maus gesunken sei.

Als Frau Graham, die Gattin des Kapitäns, diese niederschmetternde Nachricht empfing, konnte und wollte sie lange nicht daran glauben. Sie hoffte wider Hoffnung. Aber weitere Wochen verstrichen. Die Hoffnung, den geliebten Gatten wiederzusehen, wurde immer geringer, und es mußte gelernt werden, sich darin zu schicken, daß Gottes Gedanken andere waren als die ihrigen. Es war nicht so einfach, still das Haupt zu neigen und ergeben zu sprechen: „Herr, Dein Wille geschehe!"

An einem Sonntagnachmittag — sie fühlte sich zu elend, um auszugehen und mit ihren Kindern Gottes Wort zu hören; die Wochen des Wartens und der sorgenden Angst hatten sie zu sehr angegriffen — zog sie sich mit ihren Kleinen in ihr Zimmer zurück, kniete hier mit ihnen nieder und schüttete noch einmal ihr Herz in ernstem Flehen vor Dem aus, der gesagt hat, daß Er der Waisen Vater und der Witwen Helfer und Berater sein wolle. Sie betete um Kraft und Gnade, ihr herbes Leid zu tragen.

Nachdem sie sich von den Knieen erhoben hatten, nahm Frau Graham die Bibel zur Hand, um ihren Kindern daraus vorzulesen. Aber Tränen umflorten ihre Augen, als ihr Blick beim Öffnen auf die Schriftzüge des geliebten Gatten fiel, und sie reichte das Buch ihrer kleinen Tochter, damit diese vorlese.

Das Fenster stand weit offen. Es war ein schwüler Hochsommertag, und die Blenden waren zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen heruntergelassen. Ein sanfter Wind bewegte sie leicht hin und her.

Sie hörten beim Lesen nicht, wie sich das Gartentörchen öffnete, und bemerkten nicht die sich nä-

hernde Gestalt eines Mannes, der, sobald er die Kinderstimme vernahm, leise an das offene Fenster trat. Eine tiefe Bewegung malte sich in den Zügen des Mannes, während er dort stand und lauschte, und das braune Antlitz färbte sich höher, als sich jetzt auch die Stimme der Frau vernehmen ließ. Da stieß ein Windstoß die Blenden zurück. Ein dreifacher Schrei ertönte von innen, und in wenigen Augenblicken lag Frau Graham in den Armen des geliebten Gatten, während die Kinder laut jubelten.

Als sich der Sturm der ersten Wiedersehensfreude gelegt hatte, und die kleine Familie glücklich und dankerfüllt beisammensaß, erzählte Kapitän Graham seinen Lieben, was sein langes Ausbleiben veranlaßt, und wie wunderbar Gott ihn in allen Stürmen und Gefahren bewahrt und über ihn gewacht hatte.

Seine Erlebnisse waren in der Tat wunderbar genug.

In San Francisco hatte er das Unglück gehabt, daß ihn sieben seiner aus dreizehn Leuten bestehenden Mannschaft ohne weiteres verließen. Ohne genügende Besatzung hatte er nach Panama fahren müssen, wo es ihm gelang, sechs andere Matrosen, sowie einen neuen Steuermann und Schiffsschreiner zu bekommen. Es waren keineswegs die Leute, die er sich gewünscht hätte, doch blieb ihm keine Wahl. Sehr bald aber sollte er merken, daß er besser ohne diese Leute daran gewesen wäre. Sie waren von Anfang an zuchtlos. Das war umso schlimmer, als das Schiff aus unerklärlicher Ursache, kurz, nachdem sie Panama verlassen hatten, ein Leck bekam, das sich stetig zu vergrößern schien. Der Zimmermann, der einzige von

der neuen Besatzung, der sich gut betrug und sein Bestes tat, um die anderen zu Ordnung und Ruhe anzuhalten, bemühte sich vergeblich, das Leck zu finden. Das Wasser stand schließlich sechs Fuß hoch im Schiffsraum, und ihre Lage wurde immer verzweifelter. Um diese Zeit trafen sie mit dem oben erwähnten Schiff zusammen, das aber, wie sein Kapitän bereits berichtet hatte, durch den Sturm ihrem Gesichtskreis bald wieder entrückt wurde. Graham glaubte nun nicht anders, als daß sein Schiff dem Untergang verfallen sei. Zu seiner großen Freude und Überraschung schafften die Pumpen jedoch das Wasser wieder bis auf fast drei Fuß hinaus. Mit dem Nachlassen des Sturmes nahm aber merkwürdigerweise das Eindringen des Wassers wieder zu. Das Schiff füllte sich wieder wie vordem, worauf die meisten Leute erklärten, sie seien das dauernde Pumpen satt. Sie wollten das Schiff nur noch so lange über Wasser halten, bis es gelänge, sich mittelst der Boote an die Paumotu-Inseln zu retten, die jetzt nur noch einige Tage entfernt wären.

Der Tag hatte eben gegraut, und das Meer war immer noch unruhig, da bemerkten sie in nicht allzu großer Entfernung vom Schiff einen Gegenstand auf dem Wasser, in dem sie bei näherem Zusehen einen Kahn mit einem einzelnen Insassen erkannten. Der Ärmste, der ohne Zweifel vom Sturm ins Meer hinausgetrieben worden war, bemühte sich aus allen Kräften, an das Schiff heranzukommen. Doch obgleich sie den Kurs verlangsamten, flogen sie doch schneller dahin, als er zu rudern vermochte. Ohne das energische Auftreten des Kapitäns wäre der Mann wohl verloren gewesen, denn die Leute, be-

sonders die neu angeworbenen, brachen in offene Meuterei aus, als sie sahen, daß der Kapitän Anstalten zu einem Rettungsversuch machte. Sie hätten in ihrer verzweifelten Lage gerade genug mit sich selbst zu tun, erklärten sie, ohne sich um das Leben eines Kanaken zu bemühen. Was liege daran, ob er lebe oder sterbe? Sollte der Kapitän ein Boot hinablassen, so werde keiner von ihnen es besteigen, noch einen Finger um den Fremden rühren.

Graham aber war entschlossen, die Rettung zu versuchen, und es gab glücklicherweise noch Mittel dazu. Durch einen kleinen Anker am Ende eines langen Kabels, den er vom Hinterschiff auswerfen ließ, wurde eine Bodenscharre gebildet, welche die Fahrt des Schiffes so stark verminderte, daß der Ruderer es nach und nach einholen konnte. Nach Stunden äußerster Anstrengung kam er endlich nahe genug, um das Tau, das Graham ihm zuwarf, erfassen zu können. Das Werk gelang. Der Mann wurde gerettet. Es war ein kräftiger, intelligent aussehender Insulaner, dessen Sprache, kanakisch, niemand an Bord verstand. Er selbst verstand und sprach ein wenig Englisch, aber doch so unvollkommen, daß man nur mit Mühe von ihm erfahren konnte, es seien zwei Tage und drei Nächte vergangen, seitdem er ins Meer hinausgetrieben worden war.

„Das Rettungswerk war wirklich nicht ohne Gefahren möglich", fuhr Graham in seiner Erzählung fort. „Doch der Anblick des armen, um sein Leben ringenden Menschen bewegte mich merkwürdig. Vielleicht, dachte ich, wirst auch du bald den Wellen zum Spielball dienen und in gleicher Weise um dein Leben ringen, und was wolltest du dann Gott antwor-

ten, wenn du diesen Mann, ohne eine Anstrengung zu machen, hättest umkommen lassen? Ich war durch die Unbotmäßigkeit meiner Leute und die Sorge um das Schiff derart mitgenommen, daß ich beinahe alle Energie verloren hatte. Mein erster Steuermann lag krank zu Bett. Der zweite war zu jung und unerfahren, um die neuen Matrosen bei ihrem wilden Charakter und ihrer offenbar schlechten Gesinnung in Schach zu halten. Als diese jedoch versuchten, mich an meiner Pflicht einem in Not geratenen Mitmenschen gegenüber zu hindern, belebten sich noch einmal alle Geister des Mutes und der Entschlossenheit in mir, und, meinen jungen Steuermann und alle Matrosen, von denen ich wußte, daß ich mich auf sie verlassen konnte, zu mir rufend, drohte ich, jeden niederzuschießen, der es wagen würde, uns an der Ausführung unseres Vorhabens zu hindern. Ich hatte gefürchtet, auf tätlichen Widerstand zu stoßen. Doch auf ein beruhigendes Wort des Zimmermanns gaben sich die Aufbegehrenden knurrend und murrend zufrieden und sahen mit düsterer Miene zu, wie wir uns um die Rettung bemühten, die bei der noch immer hochgehenden See und mit so geringen Kräften schwer und gefahrvoll war. Den Anker mußten wir, als das Werk endlich mit Gottes Hilfe gelungen war, preisgeben, da wir ihn nicht wieder heben konnten.

„Auch in den folgenden beiden Tagen blieb es stürmisch, sodaß bis dahin keine Möglichkeit gewesen war, das große Rettungsboot, das uns alle aufnehmen konnte, ins Meer hinabzulassen. Außer der Mannschaft hatte ich nur einen Fahrgast an Bord, einen Herrn, der im Auftrag einiger Banken in Panama nach Tahiti reiste.

„Es war zwei Uhr nachts. Ich war eben in meine Kajüte gegangen, um ein wenig zu schlafen, da klopfte unser Fahrgast an meine Tür und fragte, ob er mich einen Augenblick sprechen könne. Ich ging zu ihm hinaus. Leise teilte er mir mit, daß er eine Menge Bargeld bei sich habe, das ihm zur Überbringung an den Gouverneur von Tahiti anvertraut worden sei. Seine Sorge war, das Geld, wenn irgend möglich, zu retten. Ich begab mich mit ihm in den Salon, um dort über die Angelegenheit mit ihm zu reden, als ich, zufällig aufblickend, gewahrte, wie der unter so großen Schwierigkeiten gerettete Kanake sich sachte in meine Kajüte schlich. Ich beobachtete ihn voller Staunen und wollte ihn gerade laut zur Rede stellen, als eine gebieterische Handbewegung des Mannes mich schweigen ließ. Ich muß hier einschalten, daß der Eingeborene sich während der Fahrt sehr anstellig gezeigt hatte. Merkwürdig rasch hatte er sich von den erlittenen Strapazen erholt. Ein ordentlicher Schlaf schien ihm seine ganze Kraft wiedergegeben zu haben. Seitdem wechselte er sich mit den Matrosen an den Pumpen ab und arbeitete den ganzen Tag so fröhlich und tatkräftig, daß selbst die, welche so heftigen Einspruch gegen seine Rettung erhoben hatten, ganz von ihm eingenommen wurden und darauf bestanden, daß er mit an ihrem Tische esse, was sie sonst bei ihrer Abneigung gegen die Farbigen sicher nicht getan hätten.

„Wie eine Schlange über den Boden kriechend und sich so viel wie möglich aus dem Gesichtsbereich der Wache draußen haltend, kam er bis dahin, wo wir saßen, und erklärte mit geheimnisvollen Gebärden in seinem gebrochenen Englisch:

„„Ich erst hier drunter verstecken! Dann werden sprechen!“

„Damit kroch er unter den Salontisch, indem er, den Finger auf den Mund legend, flüsterte: „Vorsichtig, Männer nichts merken!“

„Bei diesen Worten begann ein Verdacht, der mich schon seit Tagen beschäftigte, feste Form in mir anzunehmen, und ich war nicht allzusehr überrascht, als der Kanake, zwischen unseren Sitzen hervorlugend, im Flüsterton sagte:

„„Warum nicht schärfer achtgeben? Männer Eure Hälse abschneiden, Schiff verlieren, Kasten mit Dollar verlieren, alles verlieren!“

„Die Bestürzung meines Fahrgastes, der in dieser Weise und von solcher Seite darauf aufmerksam gemacht wurde, was seiner wartete, kann man sich vorstellen. Er war ein handfester Schotte, und sein erstes war, sich in seine Kajüte zu begeben, um sich zu bewaffnen. Inzwischen erzählte mir der Insulaner seine Geschichte. Er hatte mehrere Reisen auf einem amerikanischen Walfischfänger gemacht und war ein gewitzter, scharfsichtiger Geselle. So hatte er, als sein Kahn nahe an das stampfende und schlingernde Schiff gekommen war, bemerkt, daß mehrere Löcher in die Schiffswand gebohrt waren. Als er dann sah, wie die Pumpen in Gang waren, hatte er sogleich einen Schurkenstreich vermutet, aber beschlossen, vorerst, ohne etwas zu sagen, seine Beobachtungen zu machen, um zu sehen, wie sich die Sache verhalte. Seine List hatte vollen Erfolg. Kein Mensch schöpfte Verdacht, und er entdeckte bald die Wahrheit. Die Meuterer hatten, wenn sie allein waren, rückhaltlos in seiner Gegenwart von ihren Plänen gesprochen. Zuerst hat-

. . . Wie eine Schlange über den Boden kriechend und sich so viel wie möglich aus dem Gesichtsbereich der Wache draußen haltend, kam er bis dahin, wo wir saßen, und erklärte mit geheimnisvollen Gebärden in seinem gebrochenen Englisch:

„„Ich erst hier drunter verstecken! Dann werden sprechen!"

ten sie sich große Mühe gegeben, durch Zeichen aus ihm herauszubekommen, ob er Löcher am Schiffe bemerkt habe. Er hatte sich aber völlig harmlos gestellt, so getan, als verstehe er nichts von dem, was sie sagten, und nur umso eifriger an den Pumpen gearbeitet. In dieser Nacht, als bis auf die Wache alle schliefen, hatte er dann die Gelegenheit benutzt, sich zu mir zu schleichen und mir Mitteilung zu machen von seinen Beobachtungen.

„Soviel er hatte verstehen können, war es die Absicht der Leute gewesen, die wenigen von uns, die von der ersten Besatzung noch übrig waren, samt unserem Fahrgast in dem Augenblick, wo wir das Boot herablassen würden, zu überfallen und zu töten, dann die Löcher, die von des Zimmermanns Kabine aus gemacht worden waren, zu verstopfen, das Schiff trocken zu pumpen und es in irgend einen Hafen zu steuern, wo sie es jedenfalls zu verkaufen hofften. Der listige Schiffsschreiner sowie der erste Steuermann waren die Rädelsführer. Der erstere hatte länger in Panama gewohnt und war unbeobachtet Zeuge einer Unterhaltung zwischen zwei spanischen Handlungsgehilfen gewesen, die über die Verschiffung des Bargeldes nach Tahiti gesprochen hatten.

„Nachdem das ganze Komplott aufgedeckt war, war es bei der Ahnungslosigkeit der Verbrecher nicht schwierig, die nötigen Gegenmaßregeln zu treffen. Zunächst machten wir die beiden Rädelsführer, die in ihrer Kabine in festem Schlaf lagen, unschädlich. Sie wurden, ohne daß die anderen es merkten, überwältigt und in Eisen gelegt. Auch die sechs übrigen Spießgesellen wurden auf diese Weise gesichert. Vier Tage später konnten wir die ganze Gesellschaft den fran-

zösischen Behörden auf Tahiti übergeben, wo ihrer schwere Strafe harrte.

„Matamo oder Mat, wie die Matrosen den wakkeren Kanaken nannten, aber segelte bald von dort in einem neuen Walfischboot heim nach Paumotu, von der französischen Behörde mit wertvollen Geschenken und einem Beutel voll Dollar versehen.

„War es nicht seltsam", schloß der Kapitän seine Erzählung, die Locken seines Töchterleins streichelnd, während sein Auge auf dem Gesicht seiner Gattin ruhte, das von Glück und tiefer Dankbarkeit gegen Gott strahlte, „war es nicht ein schöner Zufall, daß der erste Vers, den ich Lizzie lesen hörte, lautete: „Glückselig die Barmherzigen, denn ihnen wird Barmherzigkeit widerfahren"? Denn ohne die an dem armen Insulaner geübte Barmherzigkeit würde wohl keiner von uns Familie und Freunde wiedergesehen haben. Gewiß, schon hier auf Erden segnet Gott den Barmherzigen, der, Seinem Wort folgend, an seinem Nächsten Barmherzigkeit übt!"

Man sieht es ja nicht

Ein gewesener Soldat erzählt aus seiner Dienstzeit das folgende Erlebnis:

An einem Sonntagvormittag war Stubenrevision durch den Herrn Oberst angesagt. Die Korporalschaftsführer sahen allenthalben bei ihren Mannschaften nach, damit alles in Ordnung sei, wenn der gestrenge Oberst zur Besichtigung käme. Gegen elf Uhr stand alles in Reih und Glied vor den Betten aufgestellt und harrte der Ankunft des Gefürchteten.

Mir schlug das Herz rascher, je näher er auf mich zukam. Warum? War mein Spind nicht in schönster Ordnung? Waren Knöpfe und Stiefel nicht blitzblank? Das wohl, aber es war uns gesagt worden, der Oberst sehe besonders auf reine Leibwäsche, und ich Unseliger hatte kein frisches Hemd an, weil mir die Wäsche ausgegangen war. Wie habe ich da gebebt! Wird es gut vorübergehen? Wird er nichts merken?

Näher und näher kam der gestrenge Herr, mit prüfenden Blicken die Mannschaft musternd. Dann stand er vor mir. Ob er mir wohl mein schlechtes Gewissen vom Gesicht abgelesen hat? Denn — schon wollte er weitergehen — da warf er noch einen Blick auf meinen Hals. Ein rascher Griff — und zum Vorschein kam mein schmutziger Hemdkragen.

„Du bist ein Schmierkerl, mein Sohn", sagte er in strafendem Ton, „du bekommst zur Strafe drei Tage Stubendienst."

Ich stand wie versteinert. Was nützten mir nun meine blanken Stiefel, meine geputzten Knöpfe und mein wohlgeordnetes Spind? Gar nichts nützte mir's. Ich mußte die Strafe tragen, und wie schämte ich mich noch obendrein, vor allen meinen Stubengenossen so bloßgestellt zu sein.

Immerhin hätte ich diesen Vorgang gewiß wie vieles andere bald vergessen, wenn mir nicht kurze Zeit danach der Geist Gottes klar gemacht hätte, daß auch mein Kleid für die Ewigkeit nicht in Ordnung war, worauf ich die Stunde erlebte, daß mich Jesus, der sich mit meinem Sündenkleide am Kreuzesstamm hat bekleiden lassen, angezogen hat mit den Kleidern des dem Glaubenden durch Sein Leiden und Sterben erworbenen Heils.

Die Welt ist mit wenig Ausnahmen voll solcher Leute, die unserem Soldaten gleichen, der sich mit der trügerischen Hoffnung vor seinen Oberst hinstellte: Er sieht es vielleicht nicht! Äußerlich ist alles in schönster Ordnung. Aber wie steht's mit dem inneren Menschen? O dieses: Man sieht und merkt es vielleicht nicht! spielt im Menschenleben, in Beruf und Geschäft und überall, eine viel größere Rolle, als man denkt. Und Menschenaugen sehen auch wirklich vieles nicht, mögen sie noch so scharf zusehen und beobachten. Trägt einer ein vornehmes Kleid zur Schau oder einen eleganten Mantel, so können die Kleidungsstücke darunter unrein und zerrissen sein — niemand sieht es.

Sieh dir die strahlend erleuchteten und prunkvoll dekorierten Schaufenster jenes großen Geschäftes an! Lies die ganze Zeitungsseiten füllenden Anpreisungen all der zum Verkauf stehenden Waren — morgen schon ist es geschlossen, und die überall zu sehenden Gerichtssiegel bekunden, daß das Konkursverfahren über das schöne Geschäft eröffnet wurde. Schon lang gab es Zahlungsschwierigkeiten; aber niemand, außer dem Inhaber und einigen eingeweihten Angestellten, ahnte es. Niemand sah es.

Täglich melden die Zeitungen große und kleine Unterschlagungen untreuer Kassierer, Unterschlagungen, die sich oft auf eine ganze Reihe von Jahren zurückerstrecken. Alle diese Leute haben ihr sündiges Treiben fortgesetzt, immer gestützt auf die trügerische Hoffnung: Es sieht und merkt es ja niemand. Bis zuletzt doch einmal der Tag anbrach, an dem ihre Verfehlungen offenbar wurden und nie Geahntes ans Licht kam.

Gleicherweise kommt auch einmal für jedes Menschenkind ein Tag, an dem alles Verborgene, was Menschenaugen nie sahen, ans Licht kommen wird, der Tag nämlich, an welchem wir alle offenbar werden müssen vor dem Richterstuhle Christi. Darum laßt uns beizeiten dem trügerischen: „Niemand sieht und merkt es", das Wort entgegensetzen: Gott sieht und merkt alles. Seinen heiligen Augen, die wie Feuerflammen sind, entgeht nichts, auch das für Menschenaugen Verborgene nicht. Und wenn einer auch lebenslang seinen Mitmenschen gegenüber das Kleid der Wohlanständigkeit und des soliden, ehrbaren Lebens getragen hätte, an dem alles blitzblank und sauber war, so ist doch in Gottes Augen solch ein Kleid der eigenen Gerechtigkeit ein „unflätiges Kleid" (Jes. 64, 6), das an der Hochzeitstafel in der Herrlichkeit droben nicht bestehen kann. Er schaut durch das Kleid, schaut bis tief ins Herz. Und wenn dort Sein Heiliger Geist keine Wohnstätte gefunden, wenn darinnen nicht alles gereinigt ist durch das am Kreuze für Sünder vergossene Blut Jesu Christi, ja, wenn an jenem Tage nicht das allein in Gottes Augen gültige Kleid jener Gerechtigkeit deine Blöße deckt, die Christus dem an Ihn Glaubenden erworben hat, dann — ja, dann wärest du besser nie geboren, denn dann bist du für ewig verloren. Aber noch ist es Zeit zum Kleiderwechsel. Nur laß dich ganz neu einkleiden. Laß dich vom Kopf bis zu den Füßen einhüllen in das „beste Kleid", das der Vater dem in Reue und Buße zu Ihm Zurückkehrenden gibt! Nur dann kannst du ohne Furcht und Beben dem Tage der großen Besichtigung entgegengehen. G. H.

Wege Gottes

Vor mehreren Jahren standen einige Krankenschwestern in Nonnentracht im Hafen von Porto-Alegre bei einer deutschen Dame, die im Begriff war, in ihre Heimat zurückzukehren. Die Unterhaltung drehte sich um die Wege Gottes mit der Reisenden, welche nicht lange vorher nach Brasilien gekommen war, um hier ihren dauernden Wohnsitz zu nehmen. Sie hatte wenig Angenehmes in der neuen Heimat erfahren. Schon bald nach der Landung hatte sie sich, ernstlich erkrankt, zur Behandlung in das Krankenhaus begeben müssen, in welchem jene Schwestern Gott an Kranken und Elenden zu dienen suchten. Es war ein schwerer Weg für die Fremde gewesen, der sehr niederdrückend auf sie gewirkt und die ernste Frage in ihr geweckt hatte: War dein Weg verkehrt? Oder weshalb läßt Gott dir dies begegnen? Sie war eine entschieden gläubige Christin, die alle Fragen mit ihrem Gott zu bereden pflegte. Natürlich suchte sie Ihn vor allem in ihrer Bedrängnis, und ihr Rufen zu Gott hatte zunächst die Folge, daß Ruhe und Friede in ihr Herz zurückkehrten. Zugleich wurde es ihr klar, daß das Klima des Landes ihrer Gesundheit nicht zuträglich war. Auch von den Ärzten wurde ihr der Rat erteilt, nach Wiederherstellung ihrer Gesundheit unverzüglich nach Deutschland zurückzukehren.

In dem Saal, in welchem sie lag, befand sich eine Kranke, ebenfalls eine Deutsche, die vor einer Operation wegen schweren Krebsleidens stand. Sie wußte, daß der chirurgische Eingriff so gut wie aus-

sichtslos war, und der Gedanke, daß die Operation am Ende nichts anderes sein würde als das Tor in eine dunkle, hoffnungslose Ewigkeit, erfüllte ihre Seele mit tiefer Angst. Da hörte sie von der neuhinzugekommenen Landsmännin Worte, wie sie sie nie vorher gehört hatte. Die Fremde schämte sich nicht, in ihrer Muttersprache denen, die sie verstanden, von ihrem Glauben an den Herrn Jesus und von dem Glück, das sie in Ihm gefunden hatte, Zeugnis abzulegen. So wurde sie auch mit der Schwerkranken bekannt. In ihrer Not bat diese die Landsmännin eindringlich, ihr zu sagen, wie sie es anzufangen habe, um auch selig sterben zu können. Sie fürchte sich so sehr vor dem Tode, da sie fühle, daß sie mit ihren Sünden nicht vor Gott bestehen könne.

Jetzt wußte die Gläubige, weshalb Gott sie zu so ungelegener Zeit hatte krank werden lassen, und mit Freuden verkündigte sie der bangen, heilsverlangenden Seele das köstliche Evangelium von Jesu Christo, diese frohe Botschaft, deren Annahme jeder glaubenden Seele die Pforte zum Paradiese und den Weg zu Gottes Vaterherzen öffnet. Mit beredten Worten schilderte sie ihr die Liebe Gottes, die sich darin am herrlichsten erwiesen hat, „daß Christus, da wir noch Sünder waren, für uns gestorben ist". (Röm. 5, 8.) Als sie schwieg, erzählte die Kranke, daß sie schon seit etlichen Jahren auf der Suche nach Frieden sei. Kirchen und Kapellen habe sie besucht, sogar spiritistische Versammlungen. Aber das was sie suchte, habe sie nirgends gefunden; vor allem habe der Besuch der Versammlungen der Spiritisten dazu beigetragen, die Unruhe ihrer Seele zu vermehren und die Zukunft ihr immer dunkler erscheinen zu lassen. Mit

Schrecken sei sie ins Krankenhaus gegangen, da sie wohl wisse, wie schlecht es um ihre Gesundheit bestellt sei.

Wo eine Seele wirklich dürstet, da weigert sie sich nicht zu trinken. Das bewahrheitete sich auch in diesem Fall. Wie Balsam wirkten die Worte der Gnade, welche die Gläubige der Kranken vorlas, auf das wunde Herz. Mit Begierde lauschte sie und trank von dem Wasser des Lebens, das aus einem gestorbenen und auferstandenen Heilande quillt. Es dauerte nicht lang, da empfing sie die Gewißheit der Vergebung ihrer Sünden im Glauben an Jesu Erlösungswerk. Statt Angst und Not erfüllten jetzt Freude und Glück ihre Seele. Alle Todesfurcht wich. Einige der Krankenschwestern, die auf ihre Weise, freilich umsonst, gesucht hatten, der Kranken zu helfen — sie solle fleißig beten, gute Gedanken fassen und sich bemühen, ein göttliches Leben zu führen — bemerkten mit Verwunderung, wie das Wesen der kranken Frau fast mit einem Schlage so ganz anders wurde. Auf ihre Erkundigungen erzählte ihnen diese leuchtenden Auges, was ihr widerfahren war, und wie sie die Gewißheit der Vergebung ihrer Sünden gefunden habe in Jesu Blut. Das fröhliche, bestimmte Zeugnis, verbunden mit dem Umstand, daß die Kranke einen Tag nach der Operation glücklich und getrost, ohne jede Angst und Todesfurcht starb, machte tiefen Eindruck auf die Schwestern. Sie kamen zur Erkenntnis, daß ihre Mühe, Gott durch gute Werke zu versöhnen, vergeblich war, und einige von ihnen bekehrten sich von Herzen zum Herrn.

Mit Bedauern sahen die Schwestern die Fremde, die sie zum Schiff begleiteten, scheiden, und doch

wieder voll Dank gegen Gott, der diese, wie sie überzeugt waren, eigens zu dem Zweck die weite Reise in das ferne Brasilien hatte machen lassen, um die Heilsbotschaft ins Krankenhaus zu bringen. Sie, die Gesunde, mußte krank werden, um zunächst einer Sterbenden und dann auch ihnen zum ewigen Leben behilflich zu sein.

Das Danken nicht vergessen!

Der kleine Paul hat lange Zeit, viele Tage und Nächte hindurch, große Schmerzen gelitten. Ohne daß er es wollte und wußte, sind ihm da oft die Tränen über die Backen gelaufen. Nun endlich sind die Schmerzen vorüber. Noch liegt er todesmatt in seinem Bett, und der langentbehrte Schlaf wartet auf ihn. Aber Paul kann nicht einschlafen, er will es auch nicht. Und seine Mutter schläft schon?! Die vergißt ja etwas! Aber das geht doch nicht!

„Liebe Mutter!" ruft er sie aus dem Schlaf.

„Hast du wieder Schmerzen, mein Kind?"

Geängstigt fährt sie in die Höhe.

„Nein, Mutter — aber komm doch mal schnell!"

Und er flüstert ihr ins Ohr:

„Liebe Mutter, ich denke eben daran — als ich die schlimmen Schmerzen hatte, da haben wir den lieben Gott so oft angerufen. Meinst du nicht, wir müßten Ihm nun auch gleich sagen, daß es besser ist, und daß wir Ihm jetzt vielmals — danken?"

Aus den Kriegserinnerungen einer Krankenschwester

Es war im letzten Jahre des großen Krieges. Oft genug war der Kanonendonner der gewaltigen Schlachten wie ein dumpfes Grollen in der Etappe hörbar, wo Schwester Edith eine Fürsorgearbeit leitete und in ihren freien Stunden die Lazarette besuchte. Eines Tages schritt sie wieder in einem der Krankensäle von Lager zu Lager, um den armen Verwundeten ein tröstendes Wort zu sagen oder ihnen eine gute christliche Schrift zu geben. In einem Bett lag ein bärtiger Landsturmmann, der etwa vierzig Jahre zählen mochte. Sein Gesicht trug einen verbitterten Ausdruck, und den freundlichen Gruß der Schwester erwiderte er nicht. Auf die Frage: „Wie geht es Ihnen, Kamerad?" schloß er, wie in stiller Abwehr, die dunklen Augen.

Was war hier zu tun? Wie konnte die Eisrinde dieses Herzens zum Schmelzen gebracht werden? Schwester Edith kannte die unversiegbare Quelle der Hilfe in solcher Verlegenheit. Sie nahm sie auch dieses Mal nicht vergeblich in Anspruch. Nach einer Pause wagte sie, sich nach des Verwundeten Frau und Kindern zu erkundigen. Das wirkte. Die dunklen Augen öffneten sich und sahen die Schwester fragend an.

Samenkörner (Neue Folge 25) 1931

„Haben Sie gute Nachricht von Hause?" forschte sie weiter.

Mit einem tiefen Seufzer und wehmütigen Blick auf seine beiden schwerverwundeten Arme erwiderte er:

„Meine Frau und Kinder wissen nicht, wo ich bin. Seit vierzehn Tagen liege ich hier, und wie Sie sehen, kann ich nicht schreiben!"

„Darf ich es dann für Sie tun? Papier und Bleistift habe ich bei mir. Wenn Sie mir nur sagen wollen, was Sie Ihren Lieben mitzuteilen wünschen! Ich hoffe, alles so zu Papier zu bringen, daß Sie hernach einverstanden sind."

Da brach das Eis. Dicke Tränen rollten in den struppigen Bart. Die Rührung verhinderte den Mann, zu sprechen. Behutsam trocknete die Schwester ihm die Augen. Dann schrieb sie nach seinen Angaben einen Brief in die ferne Heimat. Ein einfacher, aber ehrlicher Dank kam über seine Lippen. Nun war die Möglichkeit gegeben, dem Schwergeprüften selbst ein Wort zu sagen, und Schwester Edith benutzte die Gelegenheit, um ihm von der Liebe Gottes zu den Mühseligen zu erzählen. Zum Abschied sagte sie ihm noch den bekannten Spruch Joh. 3, 16: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe". Die herrliche Botschaft schien das Herz des Verwundeten tief im Innern zu berühren. Der Mann war wie umgewandelt. Ob er die Gabe Gottes in Wahrheit angenommen hat, wird die Ewigkeit zeigen.

Die Schwester setzte ihren Rundgang fort. Sie war vielen bekannt. Ihr freundlicher Gruß wurde

meist ebenso freundlich erwidert, und manch rauhe Hand streckte sich aus, um den angebotenen Lesestoff dankbar entgegenzunehmen. So kam sie an das letzte Bett in dem großen Saal, das in der Ecke und in der Nähe des Fensters stand. Da reckte keine Hand sich ihr entgegen, um das Blättlein in Empfang zu nehmen. Der helle Schein, der durch das Fenster auf des Verwundeten bleiches, schmerzverzerrtes Gesicht fiel, ließ es noch umso bleicher erscheinen. Schwester Edith trat an das Lager des Schwerverwundeten, zog sich einen Stuhl herbei und knüpfte ein Gespräch mit dem Manne an. Sie fand trotz der großen Schwäche bereitwilliges Entgegenkommen. Der Verwundete begann, wenn auch mit Anstrengung, von seinen Eltern daheim zu erzählen, dann aus seinem eigenen Leben und schließlich von seinen Erlebnissen in den letzten Kämpfen.

„Ich bin Schreiner von Beruf", sagte er unter anderem. „Seit dreieinhalb Jahren kämpfe ich hier im Westen. In der letzten Woche wurde mein rechtes Bein bös zugerichtet. Die Ärzte wollen es abnehmen, doch das erlaube ich nicht."

Erschöpft hielt er ein.

„Es ist doch etwas Furchtbares draußen im Kampf", fuhr er nach einer Pause fort. „Als ich meine Heimat und meine gottesfürchtigen Eltern verließ, gaben sie mir eine Taschenbibel mit, denn sie wußten, daß es mir ein Bedürfnis war, täglich darin zu lesen. So habe ich es auch lange Zeit gehalten. In den schrecklichen Versuchungen waren Gebet und Gottes Wort mein Halt. Als aber die Greuel und das Morden kein Ende nahmen, konnte ich nicht mehr beten und habe meinen Glauben verloren. Wenn Gott

wirklich ein Gott der Liebe wäre, so könnte Er doch all das Entsetzliche nicht zulassen." Innere Erregung klang durch seine Worte. „Was meinen Sie dazu, Schwester?"

Schwester Edith hatte ihn ruhig ausreden lassen. Dann aber nahm sie die fieberheiße Hand in die ihrige und sagte:

„Ich verstehe so gut, daß all das Schwere, das Sie durchgemacht haben, körperlich und seelisch, wie ein Alp auf Ihnen lastet. Trotzdem aber dürfen Sie nicht an Gottes Liebe zweifeln und sich des Frevels gegen Ihn schuldig machen. Was hat denn von jeher Kummer und Elend über die Menschheit gebracht? Ist es nicht die eigene Bosheit des Menschen, die Sünde, wie Neid, Zorn, Zwietracht, Ehebruch usw. usw.? Sie ist die eigentliche Ursache all der Tränen und des vielen Herzeleids. Und heute, wo die Völker gegeneinander entbrannt sind in ihrer Mißgunst und ihren ungerechten Forderungen — wer ist denn schuld daran? Etwa Gott? Ist es recht, Gott verantwortlich zu machen für all das verdammungswürdige Wesen und Treiben der Menschen? Ich will Ihnen einmal vorlesen, was Jakobus über die Entstehung von Kriegen usw. schreibt! Hören Sie: „Woher kommen Kriege und woher Streitigkeiten unter euch? Nicht daher, aus euren Lüsten, die in euren Gliedern streiten? Ihr gelüstet und habt nichts; ihr tötet und neidet und könnet nichts erlangen; ihr streitet und krieget; ihr habt nichts, weil ihr nicht bittet usw." (Jak. 4, 1. 2.) Da liegt die Ursache von allem Bösen. Die S ü n d e ist der Leute Verderben, im großen wie im kleinen. Die Sünde ist auch die Grundursache dieses fürchterlichsten aller Kriege. Nicht Gott, sondern der

Mensch selbst ist an seinem Unglück schuld. Und weil die Menschen nicht nach Gott gefragt haben, läßt Er sie ihren selbstgewählten Weg gehen. Dürfen wir Ihn deshalb tadeln? Aber Gott tut noch etwas anderes. Sein Wunsch ist, den Menschen aus der Macht der Sünde und von den Folgen seines selbstgewählten Weges, dem ewigen Gericht, zu befreien. Dazu sandte Er einst Seinen Sohn, damit Er durch das Werk von Golgatha die Grundlage lege zu des Menschen ewigem Glück und Heil, und Er läßt heute all die Nöte und Schwierigkeiten dazu dienen, um sein Gewissen aufzuwecken und ihn zur Besinnung zu bringen über sich selbst und über seine Beziehungen zu dem heiligen Gott. Gott will den Menschen retten; und um ihn zu sich zu ziehen, benutzt Er auch diesen fürchterlichen Krieg."

Der Kranke hörte still zu, erwiderte aber zunächst nichts.

„Ein Testament haben Sie wohl nicht mehr?" fuhr Schwester Edith nach einer Pause fort. „Ich könnte mir denken, daß Sie hier in der Ruhe vielleicht gern nochmals in dem Buche lesen würden, das Sie früher liebten."

Der Verwundete nickte.

„Dann will ich Ihnen mein Testament hier lassen."

Damit entnahm sie das Büchlein ihrer Handtasche.

„Einen Vers will ich Ihnen noch vorlesen. Er steht Matth. 15, 22."

Sie schlug die bezeichnete Stelle auf und las:

„„Erbarme dich meiner, Herr, Sohn Davids! meine Tochter ist schlimm besessen." So flehte ein

kananäisches Weib zu dem Herrn Jesus in ihrer Not. Das Weib war an die richtige Stelle gekommen. Sie begehrte einen göttlichen Helfer, der in Liebe, Macht und Gnade handeln würde. Und solch ein machtvoller, gütiger Herr und Helfer ist Jesus Christus. Zu Ihm kommt niemand vergeblich, der in Lauterkeit Seine Hilfe begehrt!"

Damit legte die Schwester das Testament in des Kranken Hand. Ein Lächeln flog über das bleiche Antlitz, und dankend sagte er:

„Ich werde darin lesen."

Schwester Edith erhob und verabschiedete sich mit dem Versprechen, bald wiederzukommen. Im Fortgehen wandte sie sich noch einmal zurück und sagte:

„„Niemand wird sie aus meiner Hand rauben." Sie wissen sicher, wer dieses Wort gesagt hat. Es ist unser Heiland Jesus Christus selbst."

Damit schritt sie mit einem letzten freundlichen Gruß dem Ausgang zu.

Am nächsten Tage zog der Verwundete das Testament unter seinem Kissen hervor und las. Er legte das Buch wieder an seinen Platz und dachte lange über das Gelesene nach. Dann kam es leise über seine Lippen:

„Vergib mir, o Gott!"

Am Abend griff er wieder zu dem Büchlein. Diesmal vertiefte er sich in die Leidensgeschichte des Herrn Jesus. Tränen glänzten in seinen Augen. Es waren Tränen der Reue darüber, daß er seinem Heiland den Rücken gewandt hatte. Einer, der am Glauben Schiffbruch gelitten hatte, kehrte in dieser Stunde zu Dem zurück, der nichts vorwirft, und der so gern den Bußfertigen aufnimmt. Schmerzen und Fieber

nahmen zu, die körperlichen Kräfte nahmen ab, aber der Friede mit Gott war ihm wiedergekehrt.

Mittlerweile steigerten sich die Leiden zur Unerträglichkeit, und so entschloß der Verwundete sich, dem Rat der Ärzte doch zu folgen und das Bein abnehmen zu lassen. Die Operation verlief gut, aber die übergroße Herzschwäche behielt die Oberhand. Und während die Seele leise entfloh, führte der Todesüberwinder und Lebensfürst Jesus Christus Sein Schäflein heim ins Paradies.

An dem gleichen Tage drängte es Schwester Edith, die von den letzten Vorgängen noch nichts wußte, ihren Besuch im Lazarett zu wiederholen. Am Eingang des Saales traf sie die diensttuende Schwester.

„Wie geht's Herrn Peters?" war die erste Frage der Besucherin.

„Er ist heute morgen in Frieden entschlafen", lautete die Antwort. „Aber er hat mir noch eine Botschaft für Sie hinterlassen. Er bat mich, seinen Eltern und Ihnen mitzuteilen, daß er den Glauben an seinen Heiland wiedergefunden habe. Er läßt Sie herzlich grüßen und Ihnen nochmals für das Testament danken, dessen Inhalt ihm Trost und Frieden gegeben hätte. Ich will Ihnen das Buch holen."

Schwester Edith steckte ihr Testament wieder zu sich und verließ still das Lazarett. Wieder hatte der grausame Krieg ein Opfer gefordert, aber der Entschlafene war nicht zu bedauern. Er hatte den blutigen Schauplatz mit den Wohnungen des ewigen Friedens vertauschen dürfen, jener seligen Stätte, wo alle Rätsel des Lebens ihre ewig befriedigende Lösung finden.

Der Schatz

Schon mehrmals war ich bei dem gütigen alten Herrn gewesen, der sich so freundlich erboten hatte, mir in der fremden Stadt und dem neuen Wirkungskreise mit seinem Rat zur Seite zu stehen. Jedesmal, wenn ich ihn aufsuchte und ihm in dem behaglichen Arbeitszimmer gegenübersaß, war mir auf seinem Schreibtisch ein großes altes Buch aufgefallen, dessen abgegriffener Einband auf fleißigen Gebrauch schließen ließ. Als ich wieder einmal zu ihm kam, traf ich ihn gerade beim Lesen an. Bei meinem Eintritt legte er das Buch aufgeschlagen zur Seite, und ich erkannte, daß es eine Bibel war, deren große, altmodische Buchstaben verrieten, daß sie schon sehr alt sein mußte.

Während unserer Unterredung streiften meine Augen mehrmals die aufgeschlagenen Seiten, und ich sah, daß es ein Kapitel aus dem Propheten Jesajas war. Der alte Herr hatte meine Blicke wohl bemerkt, denn als wir mit unserer Beratung fertig waren, sagte er:

„Mein liebes Kind, Sie wundern sich gewiß, was für eine alte Bibel ich da im Gebrauch habe, aber ich möchte Ihnen sagen, daß ich dieses alte, abgegriffene Buch um keinen Preis missen möchte, denn in ihm habe ich einen köstlichen Schatz gefunden. Wenn Sie Zeit und Lust haben, mir zuzuhören, will ich Ihnen gern etwas darüber erzählen."

Ich erklärte mich mit Freuden bereit, und mein alter Freund begann:

„Die alte Bibel ist ein Geschenk meiner Patin,

einer lieben Freundin meiner Mutter. Sie überreichte mir das Buch, als ich ihr meinen Abschiedsbesuch machte, ehe ich zur Universität ging. Als ich die Bibel entgegennahm, sagte sie mir, daß ich das alte Buch in Ehren halten und liebgewinnen solle. Es sei ein Schatz darin enthalten, und sie hoffe, daß ich ihn bald und zur rechten Stunde finden werde.

„Ich lächelte ein wenig überlegen, denn was sollte mir, dem die Wissenschaft der größte Schatz bedeutete, das alte, damals schon unscheinbare Buch geben? Auch meine gute Mutter schien ein wenig enttäuscht, als ich mit der alten Bibel ankam. Sie hatte wohl im stillen gehofft, die wohlhabende Patin würde mir eine kleine Beihilfe zum Studium gewähren. Aber sie sagte nichts darüber und legte die Bibel still beiseite, als ich erklärte, ich könne das große, schwere Buch unmöglich noch zu meinen anderen Büchern in den Koffer legen. So fuhr ich denn in die Universitätsstadt, ohne die Bibel mitzunehmen, und ohne überhaupt mit einem Gedanken an sie zurückzudenken. Mein Studium und alle die neuen Eindrücke meines jetzigen Lebens nahmen mich ganz in Anspruch. Schnell flog die Zeit dahin, und das Leben erschien mir wie ein schöner Traum. Es bekümmerte mich auch wenig, als meine Mutter mir schrieb, daß meine Patin gestorben sei und ihr Vermögen milden Stiftungen vermacht habe. Wenn ich auch bedauerte, daß ich die freundliche alte Frau nicht mehr wiedersehen würde, so lag mir an ihrem Gelde doch wenig, denn meine gute Mutter schickte mir pünktlich, was ich brauchte. Wenn ihr Witweneinkommen auch nicht groß war, so reichte es bei einiger Sparsamkeit doch gut für unser beider Auskommen.

„Da, eines Tages, kurz vor Semesterschluß, erhielt ich eine Nachricht, die mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf. Man schrieb mir, daß meine Mutter schwer erkrankt und wenig Hoffnung für ihre Genesung vorhanden sei. Vor nicht allzu langer Zeit hatte sie selbst noch die Patin in ihrer Krankheit gepflegt und ihr die letzten Liebesdienste erwiesen. Hatte sie sich hierbei überanstrengt, oder hatte sie in dem Bestreben, mir möglichst reichliche Geldmittel zu senden, sich selbst zu wenig Pflege gegönnt? Genug, ich fand sie erschreckend verändert, als ich nach der langen Bahnfahrt an ihr Lager trat. Sie erkannte mich sofort, und ein glückliches Lächeln verklärte ihr abgezehrtes Gesicht. Viel sprechen konnte sie nicht, aber das wenige, was sie sagte, waren Segenswünsche für mich. Am dritten Tage nach meiner Ankunft schlief sie still ein und ließ mich in fassungslosem Schmerz zurück.

„Wie im Traum verlebte ich die nächsten Tage und hörte die teilnehmenden Worte an, die man zu mir sprach. Als mein Vormund nach der Beerdigung sagte, daß er mit mir über meine weitere Zukunft reden müsse, blickte ich ihn zunächst ganz verständnislos an. Jetzt erst kam mir zum Bewußtsein, daß ich nicht nur die gütigste, treueste Mutter verloren hatte, sondern mit ihr auch die sicherste Grundlage für mein Studium, denn mit ihrem Tode fiel ja das Witwengeld fort. Glücklicherweise hatte die Verstorbene sich ein kleines Kapital erspart. Außerdem waren gute Möbel vorhanden, mit denen ich ja doch nichts anfangen, und die ich deshalb verkaufen konnte. Im übrigen mußte ich versuchen, mir durch Stundengeben Geld zu verdienen. Auf diese Weise hoffte ich

imstande zu sein, meine Studien zu vollenden. Mein Vormund war mit allem einverstanden und übernahm selbst den Verkauf der Möbel.

„Als ich mir von dem Nachlaß noch einige Sachen zum Andenken heraussuchen wollte, fiel mir die alte Bibel in die Hände. Schon wollte ich sie achtlos beiseite schieben, als die alte Dienerin, die meine Mutter gepflegt hatte und auch mir jetzt noch hilfreich zur Seite stand, mir erzählte, daß meine Mutter nach meiner Abreise zur Universität täglich in der Bibel gelesen habe. Da bekam das alte Buch Wert für mich, und ich beschloß, es mitzunehmen.

„Endlich war alles geregelt. Es war zwar keine große Summe, die mir zur Verfügung stand, aber ich hoffte doch, damit auszukommen. So reiste ich denn wieder in die Universitätsstadt zurück, aber mit wie ganz anderen Gefühlen und wieviel schwererem Herzen als vor einem halben Jahre! Zuerst schien alles gut zu gehen. Ich fand einige Schüler und hatte auch Aussicht auf ein Stipendium. Aber allmählich fand ich doch, daß das Geld, mochte ich auch noch so sparsam leben, schneller zusammenschmolz, als ich gedacht hatte. Oft genug streifte mein Blick die alte Bibel, die auf meinem Bücherbrett stand. Nicht, daß ich daran gedacht hätte, darin zu lesen, aber mir kam zuweilen der Gedanke, daß es doch ganz schön gewesen wäre, wenn die Patin mir statt des alten Buches eine kleine Geldsumme hinterlassen hätte. So verging Monat auf Monat. Ich lebte äußerst bescheiden und arbeitete mit dem größten Fleiß. Wenn nichts Besonderes eintrat, hoffte ich mit meinen Mitteln doch bis zum Ende der Studienzeit zu reichen. Da traf mich ein neues Unglück.

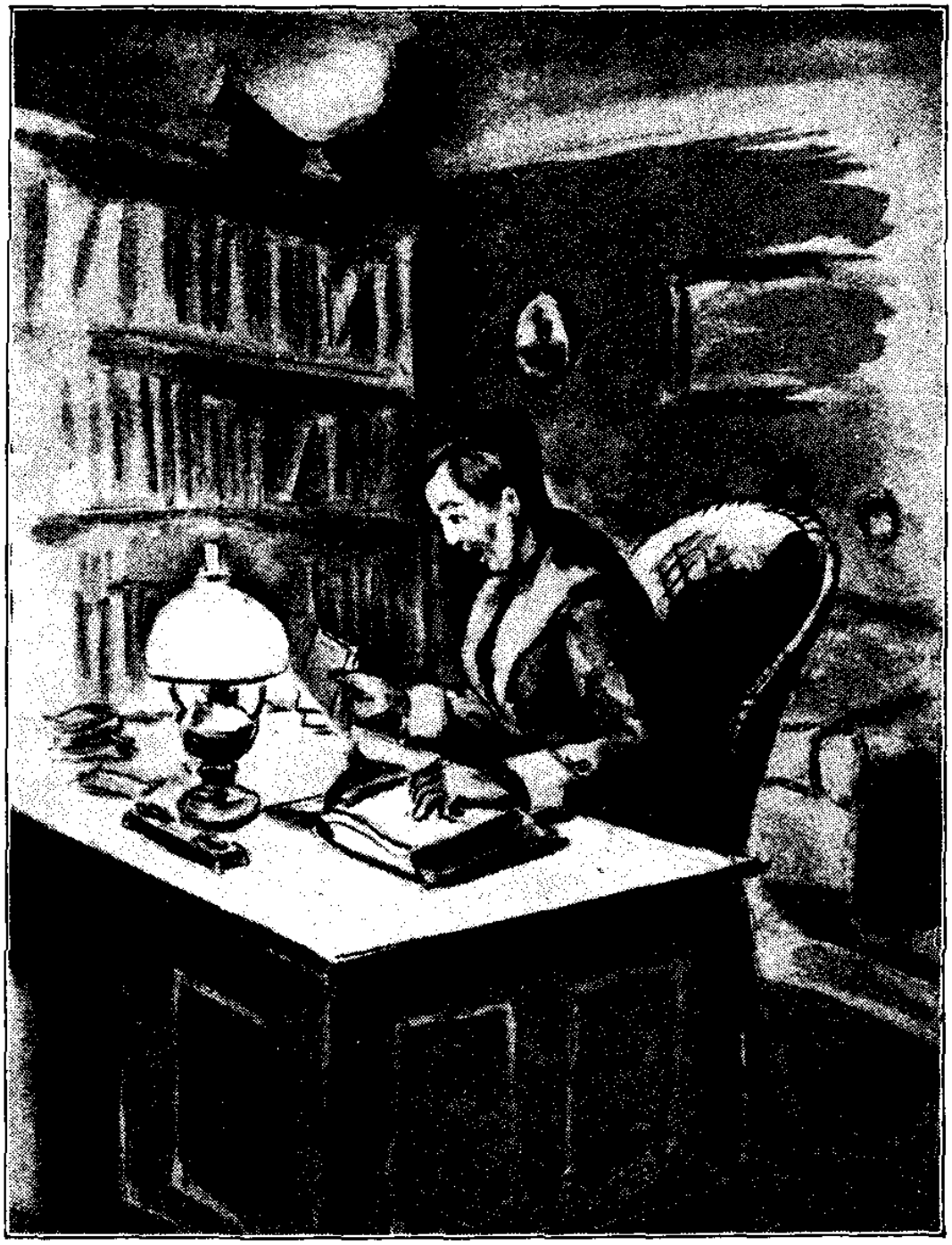
„Vielleicht hatte ich meinen Kräften zu viel zugemutet und mir zu wenig Ruhe und Erholung gegönnt, denn eines Tages, als ich von meinen täglichen Unterrichtsstunden heimkehrte, brach ich in meinem Zimmer zusammen. Der Arzt, den meine erschrockene Wirtin holte, stellte Nervenfieber fest und ordnete meine Überführung ins Krankenhaus an. Dort lag ich wochenlang, und als ich endlich entlassen werden konnte, war ich vollständig entkräftet und unfähig zu arbeiten. Da saß ich nun wieder in meinem Stübchen und überdachte verzweifelt meine Lage. Mein kleines Kapital war durch die Krankheit fast ganz aufgezehrt, und an Geldverdienen konnte ich vorläufig nicht denken, da ich noch dringend der Ruhe und Schonung bedurfte. Ich hatte keinen Menschen auf der Erde, an den ich mich um Hilfe hätte wenden können. Mein bisheriger Vormund — ich war inzwischen mündig geworden —, der vielleicht etwas für mich getan hätte, war vor kurzem gestorben. Was sollte ich beginnen? Selbst wenn ich mein Studium aufgeben und irgend eine Stelle annehmen wollte, so wäre das bei meinem Gesundheitszustand unmöglich gewesen, und ach, ich hing so sehr an meinen Büchern! Unwillkürlich hob ich den Blick und ließ meine Augen über die Bücherreihen hingleiten, die auf dem Regal standen. Da stand auch die alte Bibel, und es durchzuckte mich eigentümlich bei ihrem Anblick. Meine gute Mutter hatte in ihrer letzten Lebenszeit viel darin gelesen. Sie hatte auch früher manchmal von Gottes Hilfe gesprochen. Aber wo war Gott? Ich hatte noch nie daran gedacht, Seine Hilfe anzurufen, und würde Er denn überhaupt helfen? Da kamen mir die Worte der Patin in den Sinn, daß die Bibel einen Schatz

für mich bedeuten solle. Ich wollte mich selber töricht schelten, aber es war, als ob mich etwas trieb, mir diesen Schatz doch etwas näher anzusehen, und schon griffen meine Hände nach dem alten Buch. Ich schlug es aufs Geratewohl auf und las die Stelle, auf die mein Auge fiel. Zuerst las ich flüchtig, aber dann langsam, Wort für Wort. Was da stand, erschien mir wie eine wunderbare Botschaft. Es war der 31. Vers des 40. Kapitels aus Jesajas: „Aber die auf den Herrn harren, gewinnen neue Kraft: sie heben die Schwingen empor wie die Adler; sie laufen und ermatten nicht, sie gehen und ermüden nicht". Mir schien, als könne ich von diesen Worten nicht mehr loskommen. Neue Kraft! Das war es ja, was mir fehlte, und was ich so notwendig brauchte. Wie schön mußte es sein, zu gehen und nicht müde zu werden! Aber wie war das möglich? Mir, der ich so müde und matt war, und dem der Weg so mühsam und beschwerlich erschien, kam es wie etwas Wunderbares vor. Für wen sollte es möglich sein? Für die, welche auf den Herrn harren. Auf den Herrn! Eben hatte ich noch an Gott und Seiner Güte gezweifelt, und nun stand hier dieses Wort so sicher und zuversichtlich. Welch eine Kraft ging von ihm aus! O es mußte schön sein, solch einen Glauben zu haben. Wer ihn besaß, der mochte wohl einen Schatz besitzen. Da war es wieder — das Wort, das meine Patin gebraucht hatte, und plötzlich kam mir ein Verständnis darüber, was sie gemeint haben mochte, als sie von dem Schatz in dem Buche sprach. Ich hatte bisher nicht danach gesucht, aber vielleicht war es doch der Mühe wert, dies zu tun. So begann ich in der Bibel zu blättern, und da traf ich auf manche

Stelle, die mir von früher her bekannt war. Damals hatten die Worte freilich wenig Eindruck auf mich gemacht, aber heute, in meiner Not und Einsamkeit, redeten sie eine andere Sprache. Jedenfalls wurde mir in dieser Stunde eins klar: die alte Bibel sollte fortan nicht mehr so unbeachtet bleiben wie früher. Ich nahm mir vor, täglich darin zu lesen, um mehr von diesem Gott zu hören, der Kraft geben wollte. Noch einmal las ich die Stelle im Jesajas, und je länger ich darüber nachsann, desto stärker wurde in mir die Sehnsucht, diesen Gott als m e i n e n Gott kennen zu lernen.

„Es war spät geworden über dem Lesen. Ich war müde und wollte das Buch schließen. Da bemerkte ich, daß auf der Innenseite des hinteren Deckels eine Art Tasche war, aus der ein Briefumschlag hervorsah. Ich glaubte zuerst, es sei ein Schreiben meiner Mutter. Dann aber erkannte ich die Schriftzüge meiner Patin und sah, daß der Brief an mich gerichtet war. Mein Herz begann heftiger zu klopfen, als ich den Umschlag öffnete, und im nächsten Augenblick hätte ich fast einen lauten Schrei ausgestoßen. Ich hielt eine beträchtliche Summe in Wertpapieren in den Händen! Dabei lag ein kurzes Schreiben meiner Patin, worin sie mir mitteilte, daß es mein mir zugedachtes Erbteil sei, das sie mit der Bibel in meine Hände lege. Sie habe die feste Zuversicht, daß es nicht verloren gehen, sondern daß Gott es mich zur rechten Stunde finden lassen werde.

„Ich war zuerst vollständig unfähig, klar zu denken. War es denn wirklich möglich, daß ich rechtmäßiger Besitzer einer Geldsumme war, die mich aus aller Not befreite, es mir möglich machte, meine Ge-



. . . Mein Herz begann heftiger zu klopfen, als ich den Umschlag öffnete, und im nächsten Augenblick hätte ich fast einen lauten Schrei ausgestoßen. Ich hielt eine beträchtliche Summe in Wertpapieren in den Händen! Dabei lag ein kurzes Schreiben meiner Patin, worin sie mir mitteilte, daß es mein mir zugedachtes Erbteil sei, das sie mit der Bibel in meine Hände lege.

183

sundheit zu kräftigen und mein Studium zu vollenden? Hatte denn meine Mutter nichts von dem Briefe gewußt? Hatte sie ihn, trotzdem sie so manches Mal in der alten Bibel gelesen hatte, nicht gefunden? Oder war sie durch die plötzliche Krankheit verhindert worden, mir etwas darüber zu sagen? Nun, die Frage war nicht mehr zu klären. Sie war ja auch nicht so wichtig. Viel wichtiger war, daß Gott auf meine Zweifel in einer Weise geantwortet hatte, die mich erstaunte und zugleich tief beschämte. Ich hatte nicht an Ihn gedacht, und Er half mir so wunderbar, und Er tat es zu der gerade passenden Stunde! Hätte ich die Papiere früher gefunden, wer weiß, ob die Entdeckung einen nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht hätte? Wer weiß auch, ob ich dann den richtigen Gebrauch von ihnen gemacht hätte? Wunderbar hatte Gott das Gebet meiner gläubigen Patin beantwortet. Zur rechten Zeit, sowohl was meine äußere Lage als auch was meine Herzensstellung betraf, ließ Er mich finden.

„Was soll ich noch weiter hinzufügen? Mit glücklichem Herzen darf ich heute sagen, daß ich in meiner Bibel nicht nur einen äußeren Schatz gefunden habe, sondern daß sie mir eine unerschöpfliche Quelle seelischer Güter geworden ist. Daß sich dank meines neuen Besitzes mein Leben verhältnismäßig sorgenfrei gestaltete, bis ich eine Lebensstellung erhielt, ist noch das Geringste. Viel wichtiger ist, daß ich in dem teuren Gotteswort meinen Heiland fand, der für mich gelitten hat und gestorben ist, und dessen Eigentum ich mich seit vielen Jahren nennen darf. Aber die alte Bibel ist bis zur Stunde auch meine treueste Freundin und Beraterin geblieben, die mir Gottes Vater-

treue immer mehr erschließt, die mich die Liebe meines Heilandes täglich besser erkennen läßt, und die mir zeigt, auf welchem Wege ich mehr und mehr in Sein Bild verwandelt werden kann. Schon mancher hat, gleich Ihnen, sich wohl über das alte Buch auf meinem Schreibtisch gewundert und gar gelächelt, wenn ich es für einen Schatz erklärte. Sie aber, mein liebes Kind, werden, denke ich, die Wahrheit meiner Worte verstehen."

Ich hatte teilnahmsvoll zugehört und dankte dem alten Herrn herzlich für das Vertrauen, das er mir mit seiner Erzählung bewiesen hatte. Noch lange dachte ich über das Gehörte nach, und zu Hause angekommen, öffnete ich meine Bibel und suchte die Stelle auf, die in dem Leben meines alten Freundes eine solche Rolle gespielt hatte. Ja, die Bibel ist ein kostbarer Schatz. Es gibt keinen größeren auf Erden. Daß das Berichtete der einen und anderen Seele eine Hilfe sein möge, diese Wahrheit für sich selbst zu erfassen, ist mein herzlicher Wunsch, und dazu gebe Gott Seinen Segen! E. L. H.

Wo wirst du die Ewigkeit zubringen?

Unzählige Male ist die Frage:

Wo wirst du die Ewigkeit zubringen?

gestellt worden. Der Evangelist stellt sie seinen Zuhörern. In tausend und abertausend Traktaten ist sie zu finden, und in den Läden mancher gläubigen Geschäftsleute kann man sie an der Wand lesen. Weshalb die Frage nun immer wiederholen? Weil, nun

weil ihre Nichtbeachtung solch entsetzliche Folgen nach sich zieht. Weil der, welcher sich bei der Beantwortung dieser Frage nicht auf Jesum Christum berufen kann, ewig verloren ist. Weil die Stunde, wo die Gnadentür sich schließt, so erschreckend schnell näherrückt.

Wo wirst du die Ewigkeit zubringen?

Es ist stets unklug, gutgemeinte Warnungen in den Wind zu schlagen. Was würden wir z. B. von einem Kaufmann sagen, der, wenn ihm eine große Umwälzung in der Geschäftswelt, deren Nichtbeachtung ihn völlig ruinieren würde, zu Ohren käme, nicht alsbald seine Maßnahmen träfe? Nicht wahr? wir würden keine Worte finden, um seine Torheit zu bezeichnen. Wir würden uns an die Stirn fassen und fragen: Ist der Mann noch bei Sinnen, oder hat er seinen Verstand verloren? Ein solcher Fall ist in der Tat kaum denkbar. Beständig werden wir ja daran erinnert, wie sehr die tagtäglichen Ereignisse den Menschen beschäftigen, wie sie ihn nicht zur Ruhe kommen lassen, ja, wie sie sein ganzes Sinnen und Denken ausfüllen. Dagegen aber die Warnungen in bezug auf die großen Wirklichkeiten der Ewigkeit — ach, sie lassen die meisten Menschen völlig kalt. Warum sich auch dadurch stören lassen — handelt es sich doch um so fernliegende Dinge?! Es gibt gerade in unseren Tagen Geschäftsleute genug, die kaum noch eine Nacht ruhig schlafen wegen ihrer geschäftlichen Nöte. Aber wie wenige haben auch nur fünf Minuten Zeit, um an ihre unsterbliche Seele zu denken!

Wo wirst du die Ewigkeit zubringen?

In seinem zweiten Brief an die Korinther gebraucht der Apostel im Hinblick auf das Irdische den Ausdruck: „Das, was man sieht, ist zeitlich". Alles, was unsere Augen täglich sehen: Die Städte, in denen wir leben, die Natur, deren Schönheit wir bewundern, die Häuser, in denen wir wohnen — alles dies wird vergehen. „Die Erde und die Werke auf ihr werden verbrannt werden." (2. Petr. 3, 10.) „Das aber, was man nicht sieht", fährt der Apostel fort, das was nach diesem Leben kommt, „ist ewig."

Und wo wirst du die Ewigkeit zubringen?

Die Erledigung dieser Frage hinauszuschieben, ist gefährlich. Denn sie muß geklärt werden, solange der Mensch auf Erden lebt. Es ist ihr also eine ganz bestimmte Frist gesetzt. In dem Augenblick, in dem eine Seele den Todesfluß kreuzt, ist ihr Schicksal auf immer besiegelt. In dieser Zeit, liebe Seele, entscheidet es sich, ob du auf ewig errettet bist, oder ob du ewig verloren gehst. Das ist wahrlich ernst. Der Apostel spricht daher in dem gleichen Briefe von „dem Schrecken des Herrn", und davon, daß sie, die Apostel, weil sie eben diesen „Schrecken" kennen, die Menschen überreden, dem kommenden Zorn zu entfliehen, und sie gleichsam an Gottes Statt ermahnen, sich mit Gott versöhnen zu lassen.

Wo wirst du die Ewigkeit zubringen?

O liebe Seele, noch in diesem Augenblick kannst du Gewißheit über diese wichtigste aller Fragen erlangen. Gott hat es sich viel kosten lassen, dir diese Gewißheit schenken zu können. „Er hat Den, der Sünde nicht kannte, für uns zur Sünde gemacht, auf

daß wir Gottes Gerechtigkeit würden in Ihm." Um uns unsere Übertretungen nicht selbst zurechnen zu müssen, hat Er den geliebten Sohn ans Kreuz gesandt. „Das Wort ist gewiß und aller Annahme wert, daß Christus Jesus in die Welt gekommen ist, Sünder zu erretten." (1. Tim. 1, 15.) Wer Ihn als seinen Heiland annimmt, wer an Ihn glaubt, den gestorbenen und auferstandenen Gottes- und Menschensohn, der ist errettet, ist vom Tode zum Leben übergegangen, der weiß, wo er die Ewigkeit zubringen wird, der kann mit den Aposteln in aller Zuversicht des Glaubens sprechen: „Wir wissen, daß wir ewiges Leben haben, die wir glauben an den Namen des Sohnes Gottes"; „wir wissen, daß wir Ihm (Jesu) gleich sein werden, denn wir werden Ihn sehen, wie Er ist"; „wir wissen, daß, wenn unser irdisches Haus, die Hütte, zerstört wird, wir einen Bau von Gott haben, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, ein ewiges, in den Himmeln."

Mein Leser, wo wirst **du deine** Ewigkeit zubringen?

Im Eisenbahnwagen

Es war im vollbesetzten Wagen 4. Klasse auf einer vielbenutzten Eisenbahnstrecke am Rande des Industriegebiets. Unter den Reisenden befand sich eine Gruppe stämmiger Maschinenschlosser und Monteure. Kurz vor Abgang des Zuges kam noch ein älterer Heilsarmee-Soldat hinzu, ein stiller Mann, der keinen Sitzplatz mehr fand und bescheiden im Wagen stand, sich an einem der von der Decke

herabhangenden Riemen festhaltend. Sein Verhalten machte einen angenehmen, würdigen Eindruck. Trotzdem zog er durch seine Uniform die Aufmerksamkeit der übrigen Reisenden auf sich, und die Monteure, in deren Nähe er stand, machten ihn zur Zielscheibe ihres Spottes und anzüglicher Redensarten.

Der Angegriffene erwiderte kein Wort, vielleicht aus einem gewissen ängstlichen Gefühl heraus, vielleicht aber auch (wenn er wirklich ein Soldat Jesu Christi war) im Gedanken an das Wort des Herrn Jesus, das alle die glückselig preist, die um Seinetwillen Schmach und Verfolgung über sich ergehen lassen. (Vergl. Matth. 5, 11.)

Als das Spotten garnicht aufhören wollte, stand ein Mann mit grauem Bart auf und bot dem Heilsarmee-Soldat seinen Platz an. Dankend machte dieser von dem freundlichen Anerbieten Gebrauch. Mit diesem Augenblick änderte sich das Bild, und die Angriffe richteten sich gegen den Mann im grauen Bart.

„Sie sind wohl auch ein Bruder in Christo?" wandte sich der Hauptsprecher der spottenden Monteure an seinen neuen Nachbar.

„Wohl möglich", lautete die kurze Antwort.

„Nun, ihr müßt euch doch kennen, denn Sie haben ja dem da" — mit bezeichnender Gebärde auf den Heilsarmee-Mann — „Platz gemacht. Ich denke also, ihr beide seid Brüder in Christo."

„Das kann ich vorläufig nicht sagen, denn ich kenne den Mann nicht. Ich nehme aber an, daß Sie ihn besser kennen als ich."

„Wieso? Woher sollte ich den Mann kennen?"

„Nun, man beschimpft oder verdächtigt doch keinen Menschen, den man überhaupt nicht kennt. Da-

bei macht jener Mann einen durchaus guten Eindruck, was ich leider von Ihnen nicht gerade behaupten kann."

Der Monteur räusperte sich. Mit einer solchen Zurechtweisung hatte er wohl nicht gerechnet. Etwas kleinlauter erwiderte er:

„Gegen das Verhalten des Mannes will ich nichts sagen, aber wenn ich solche Faulenzer sehe, die dauernd fromme Reden im Munde führen und dabei auf anderer Leute Kosten leben, während ich für Frau und drei Kinder schwer arbeiten muß, dann kann ich mich nicht halten. Übrigens", fuhr er, wieder in seinen alten Ton zurückfallend, fort, „Sie scheinen mir auch so ein Stück Prediger zu sein, denn nach Ihren Händen und Ihrer Kleidung zu urteilen arbeiten Sie auch nicht viel."

„So, meinen Sie? Wie lange arbeiten Sie denn täglich?"

„Nicht unter acht Stunden, und je nach Art der Montage auch neun und zehn."

„Soso. Nun, ich kann Ihnen sagen, daß ich mehr als doppelt so viele Kinder habe als Sie. Eine Arbeitszeit von acht bis zehn Stunden kenne ich seit Jahren nicht mehr. Gewöhnlich sind's zwölf bis vierzehn am Tage, manchmal aber auch noch mehr."

„Wirklich? Das ist in der Tat viel. Ihren Händen sieht man das nicht an. Was haben Sie denn für einen Beruf?"

Der Graubart gab die gewünschte Auskunft und setzte hinzu: „Übrigens haben Sie mich nicht ganz falsch beurteilt. In meiner freien Zeit diene ich ab und zu als unbesoldeter, nicht angestellter Prediger des Wortes Gottes."

„Mag sein, daß es einzelne rühmliche Ausnahmen von der Regel gibt", versetzte der Monteur. „Aber im allgemeinen sind die Frommen Heuchler und leben von der Dummheit der Menschen. Was mich betrifft, so glaube ich weder an Gott noch an einen Teufel. Stirbt man, so ist es aus."

„Sollten Sie wirklich nicht an einen Gott glauben?" fragte der andere. „Ich möchte annehmen, daß Sie es doch tun. Daß Sie so reden, wird seine Gründe haben."

„Was meinen Sie damit?" fragte der Monteur, während sein Gesicht einen drohenden Ausdruck annahm.

„Ich meine Ihr Leben und Ihre Sünden. Ihr Gewissen redet anders als Ihr Mund."

Die Züge des Mannes verzerrten sich. Er schwang ein eisernes Maß in der Hand.

„Was meinen Sie damit?" wiederholte er zornig.

„Ich würde es Ihnen sagen, wenn wir unter vier Augen miteinander reden könnten", lautete die ruhige Antwort. „Hier ist nicht der Platz dafür. Wir wollen daher lieber abbrechen."

Nach und nach beruhigte der aufgeregte Mann sich. Nach einer Pause wandte er sich an seine Begleiter und sagte:

„Hört mal, was die Frommen vor fünfzig Jahren für einen Unsinn aufgebracht haben. Da hieß es: Christus kommt bald wieder! Dann fliegen wir alle zusammen in den Himmel."

Schallendes Gelächter ertönte, und einer fragte, wie das denn zugehen solle.

„Nun", erwiderte der Spötter, „es hieß eben:

Christus wird wieder auf die Erde kommen." Dabei bewegte er die Arme, wie ein Vogel die Flügel. „In demselben Augenblick sollten alle oben in den Himmel fliegen. Und das Tollste ist: Die Leute glaubten den Unsinn."

Wieder schallendes Gelächter.

Hierdurch angestachelt, wandte sich der Monteur aufs neue an den Fremden und fragte spöttisch:

„Nun, stimmt's nicht? Ich möchte wetten, daß Sie das auch glauben."

„Ja, ich glaube an die Wiederkunft des Herrn Jesus", bekannte der Gefragte mutig. „Die Bibel bezeugt diese Wahrheit. Aber ich möchte Ihnen jetzt eine Stelle vorlesen, die in Verbindung mit dieser Tatsache ganz besonders von Ihnen redet. Hören Sie zu!"

Mit diesen Worten zog er eine Taschenbibel hervor und las laut und deutlich:

„In den letzten Tagen werden Spötter mit Spötterei kommen, die nach ihren eigenen Lüsten wandeln und sagen: Wo ist die Verheißung Seiner Ankunft? Denn seitdem die Väter entschlafen sind, bleibt alles so von Anfang der Schöpfung an. Denn nach ihrem eigenen Willen ist ihnen dies verborgen usw." (2. Petr. 3, 3—7.)

„Nun, ich glaube nicht daran", murrte der Monteur, als der Vorleser schwieg.

„Und ich wiederhole Ihnen: Sie glauben schon. Ihr Gewissen gibt mir recht. Doch wir wollen abbrechen. Ich halte es unter diesen Umständen für zwecklos, weiter mit Ihnen zu reden."

Nach und nach leerte sich das Abteil. Auch der Heilsarmee-Soldat stieg, sich freundlich von seinem

Fürsprecher verabschiedend, aus. Nur wenige Reisende waren noch übrig, unter ihnen der Monteur und der graubärtige Mann. Ersterer war ganz still geworden. Plötzlich wandte er sich wieder an seinen Nachbar und bat ihn in ganz anderem Ton als bisher um eine weitere kurze Unterhaltung.

Und jetzt begann der Monteur wieder zu reden, aber seine Sprache lautete diesmal ganz, ganz anders. Er bekannte dem Fremden, daß er mit seiner Meinung über ihn durchaus recht gehabt habe. Darauf erzählte er, seine Mutter sei eine entschiedene Christin gewesen, er selbst habe in seiner Jugend die Sonntagschule besucht und sich sogar mit siebzehn Jahren zum Herrn bekehrt. Er habe auch mit anderen Gläubigen den schmalen Pfad der Absonderung von der Welt gehen wollen, aber infolge eines Verhältnisses mit einem ungläubigen Mädchen habe sich alles zerschlagen, und am Ende habe er sich erzürnt der Welt zugewandt und später auch das Mädchen geheiratet.

„Ach, die arme Frau!" entfuhr es bei diesem Bekenntnis unwillkürlich dem Munde des Zuhörers. „Welch ein Leben muß sie führen an der Seite eines so aufgeregten, gewalttätigen Mannes! Müssen Sie nicht selbst zugeben, daß Sie sich noch eben als ein böser Mensch aufgeführt haben? Was hatte Ihnen der harmlose Heilsarmee-Soldat zuleide getan, den Sie so beschimpft und lächerlich gemacht haben? Und wie haben Sie sich mir gegenüber benommen! Es fehlte nicht viel, und Sie hätten mich mit dem eisernen Ding da über den Kopf geschlagen. Wie haben Sie geflucht und gelästert, trotzdem Ihr eigenes Gewissen anders redete und Sie anklagte! Es ist eine sehr ernste Sache!"

Der Monteur schien bewegt.

„Sie haben recht", bestätigte er. „Doch was soll ich machen, daß es anders wird? Wenn ich damals bekehrt war, bin ich es dann heute noch? Oder muß ich —?"

„Gottes Wort sagt: „Wenn wir unsere Sünden bekennen, so ist Er treu und gerecht, daß Er uns die Sünden vergibt und uns reinigt von aller Ungerechtigkeit". (1. Joh. 1, 9.) Ob bekehrt oder nicht, es handelt sich für Sie darum, Buße zu tun und Gott und Menschen gegenüber Ihre Schuld zu bekennen. Ein Kind Gottes bleibt ein Kind Gottes. Aber waren Sie wirklich ein Eigentum Jesu? Ihr vergangenes Leben hat es nicht bewiesen."

Dem Manne kamen die Tränen.

„Wird Gott mich denn annehmen, wenn ich mich heute wieder zu Ihm wende?" fragte er, und man merkte, daß es ihm ernst mit seiner Frage war.

„Das wird Gott gewiß tun, denn Er liebt den Sünder und schenkt dem Demütigen Gnade. Er vergibt um Jesu willen. Sicher hat Er es so geführt, daß wir auf dieser Reise einander begegnen mußten. Was meinen Sie: Sollte Ihr nächster Schritt nicht der sein, daß Sie Ihrer armen Frau ein Bekenntnis ablegen und sie um Vergebung bitten?"

„Ja, das muß ich tun. Meine Frau ist gut und sanft, aber ich bin ein böser Mensch. Ich habe viel in Ordnung zu bringen."

„Und dann vergessen Sie nicht, Gottes Wort für sich selbst und auch mit Frau und Kindern zu lesen. Es ist noch Gnadenzeit, und daher kann noch alles gut werden. Bei Gott ist Vergebung für Sie und Ihre ganze Familie."

Der Mann war wie umgewandelt. Die Tränen rollten ihm über die Backen. Tiefbewegt, mit dankbarem Herzen gegen Gott, sah es sein Nachbar. Noch manches gute Wort konnte er dem Manne sagen. Zum Schluß gab er ihm einige christliche Schriften, die er bei sich trug, mit auf den Weg. Ihre Namen tauschten sie nicht aus. Als der Monteur an seinem Bestimmungsort ankam, stieg er rasch aus und entfernte sich, und der andere hat ihn nie wieder gesehen.

Es ist in der Tat ernst, dem Heiland, nachdem man Ihn einmal bekannt hat, wieder den Rücken zu kehren. Erinnert sei in Verbindung hiermit an das Schriftwort, das vom sich „zurückziehen zum Verderben" redet (vergl. Hebr. 10, 39), und an das andere: „Wer für sein Fleisch sät, wird von dem Fleische Verderben ernten". (Gal. 6, 8.) Das sind beachtenswerte Warnungen für jedermann, besonders auch für die heranwachsende Jugend. Bei Gott ist ja viel Vergebung. Aber sollte Er auch zurechtbringen, so bleibt doch der Verlust in jedem Falle groß.

Ein Gottesgericht

Bei einem Götzenfest in Indien erschien ein Priester mit einem weißen Elefanten, den die Hindus für ein heiliges Tier halten, und dem sie ihre Opfer bringen. Plötzlich fiel ihm auf, daß die Leute nach einer Seite blickten, von wo eine laute Stimme erscholl. Es war der Missionar Hebich, der da stand und das Evangelium verkündigte. Erboßt hetzt der Priester den Elefanten auf den Missionar. Das Tier trabt wirklich mit einem dicken Ast,

den es unterwegs abbricht, auf Hebich zu, legt denselben aber zum allgemeinen Erstaunen ruhig zu den Füßen des Redners nieder und kehrt wieder um. Wütend will der Priester abermals das Ungetüm gegen ihn treiben, doch der Elefant gehorcht nicht. Da erhebt der Missionar warnend seinen Finger und ruft: „Hüte dich, daß der gerechte Gott die Wut des Tieres nicht auf dich lenkt!" Jetzt kennt der Zorn des Priesters keine Grenzen mehr. Er schreit das Tier an und schlägt auf dasselbe ein. Mit einemmal wendet der Elefant sich um, wirft den Priester zu Boden und tritt ihn mit seinen breiten Füßen tot.

Kennst du Ihn?

Und flattert heut des Lenzes Laub
Noch bunt an Strauch und Baum —
Es wird des nächsten Sturmes Raub,
Dann ist verrauscht der Traum.

Und strahlt der Herbstessonnenschein
Noch heut in goldner Pracht —
Vielleicht schon morgen bricht herein
Des Winters finstre Macht.

Und bist du heut noch frisch und froh —
Sag' an, worauf du traust?
Weißt nicht, ob du noch morgen so
Aus hellen Augen schaust.

O kennst du Ihn, der hehr und licht
Ob allem Dunkel schwebt,
Und doch voll Lieb' Sein Angesicht
Auch auf den Ärmsten hebt?

Kennst du des Heilands Liebesmacht,
Bebst du vor Stürmen nicht,
Schaust jenseit aller Todesnacht
Des ew'gen Frühlings Licht!

P. D.

Zwei Richter

I.

Der Negerprediger J. in M. war ebenso arm wie treu und gottesfürchtig. Er bewies sein Christentum mit der Tat. Auch war er ein demütiger Mann, der dem sanftmütigen Jesus von Nazareth nachzueifern trachtete, und so kam es, daß die meisten seiner Gemeindeglieder sehr an ihm hingen. Freilich fehlte es auch nicht an solchen, die ihn, vielleicht gerade wegen seiner demütigen Gesinnung, nicht leiden konnten und ihm seine Liebe mit Neid und üblem Nachreden vergalten. Unter den letzteren war es besonders sein schwarzer Mitbruder C., der ihm für empfangenes Gutes Böses erwies. C. ging so weit, den Prediger öffentlich vor der Gemeinde anzugreifen und zu verdächtigen, und trotz mancher Versuche, den Widersacher zu gewinnen, wurde es nur schlimmer.

Eines Tages beschloß der Prediger, noch einmal seinen unbrüderlichen Bruder in seiner Wohnung aufzusuchen und zu seinem Herzen zu reden. Die Art, wie er empfangen wurde, verhieß nichts Gutes. C. öffnete selbst die Tür. Sobald er aber sah, wer Einlaß begehrte, verfinsterte sich sein Gesicht, und er erklärte unwirsch, auf diesen Besuch verzichte er. Der Prediger gab gute Worte und bat so freundlich um eine Aussprache, daß C. schließlich nachgab und ihn einließ.

Samenkörner (Neue Folge 25) 1931

Leider führte die Unterredung nicht zum Ziel. Im Gegenteil, C. wurde immer aufgeregter. Schließlich sprang er auf und machte Miene, seinen Besucher tätlich anzugreifen. Und nun tat unser Prediger etwas, das ihm nachher viel Kummer und Herzeleid bereitete. Er vergaß für einen Augenblick, daß sein Herr und Meister, dem er ähnlich zu sein begehrte, nicht wiederschalt, wenn Er gescholten wurde, und auch nicht wiederschlug, wenn Er geschlagen wurde. Anstatt einfach fortzugehen, setzte er sich zur Wehr und schlug den wütenden C. mit einem Stock heftig über den Kopf. Eine stark blutende Wunde zeugte von der Wucht des Schlages. Wie ein Tiger sprang C. daraufhin auf seinen Besucher zu, packte ihn und warf ihn zur Tür hinaus. Tieferschüttert und beschämt stand der arme Prediger draußen. Sein Gewissen verurteilte ihn. Wie hatte er sich nur so fortreißen lassen können?

C. machte sich alsbald auf den Weg zum Richter, um Anklage zu erheben. Er sorgte auch dafür, daß der Prediger Kunde davon bekam. Doch dauerte es ungewöhnlich lang, bis J. eine Vorladung erhielt. Das lag daran, daß der Richter, ein freundlicher und gerechter Mann, sich zunächst eingehend nach dem Hirten der armen Negergemeinde erkundigte. Eines Tages kam aber doch die gefürchtete Vorladung, und zitternd und zagend machte unser Prediger sich auf den Weg.

In der Verhandlung schilderte J. die Vorgeschichte des unglücklichen, von ihm nicht gewollten Zusammenstoßes, erzählte, wie er, um Frieden zu stiften, in das Haus seines Gemeindegliedes gegangen, und wie kläglich der Versuch gescheitert sei.

„Ich habe von allem Kenntnis erhalten", versetzte der Richter, „weiß auch, daß deine Darstellung der Wahrheit entspricht. Trotzdem aber muß ich als Richter, so leid es mir tut, dich nach dem Gesetz, das nicht gebrochen werden darf, verurteilen; denn du durftest dem C. deinen Besuch nicht in der Weise aufdrängen, wie du es getan hast, und vor allem durftest du ihn nicht mit dem Stock blutig schlagen. Bestrafen muß ich dich, doch will ich es in Anbetracht der Umstände bei der niedrigsten zulässigen Strafe bewenden lassen, und das sind fünf Dollar."

„Ach, Herr Richter", versetzte der arme Prediger, „ich besitze nicht einmal zehn Cents. Wie soll ich da eine so hohe Summe bezahlen können? Es ist mir ganz unmöglich."

Der Richter schaute einen Augenblick sinnend vor sich hin.

„Ich glaube dir", sagte er dann, „aber es vermag die Forderungen des Gesetzes nicht umzustoßen. Sie bleiben bestehen und müssen erfüllt werden. Aber, wenn ich auch an dem Gesetz nichts ändern kann — etwas kann ich doch für dich tun, und das will ich auch." Damit griff der Richter in die Tasche und holte einen Fünfdollarschein hervor. „Nimm dies von mir und bezahle deine Schuld. Dann ist uns beiden geholfen: dir, als dem Schuldigen, und mir, als dem Vertreter des Gesetzes."

Tiefbewegt nahm der Verurteilte den Betrag aus des Richters Hand und tat damit, wie ihm gesagt war. Ruhigen Gewissens und dankbaren Herzens kehrte er dann nach Hause zurück. Dem Gesetz war Genüge geschehen, und seine Schuld war getilgt. Der Richter selbst hatte für ihn bezahlt.

Die regelmäßigen Leser unserer Zeitschrift wissen, daß es nicht unsere Absicht ist, nur unterhaltende Erzählungen zu bringen, sondern daß wir einen ganz bestimmten Zweck verfolgen. So auch mit der vorliegenden Erzählung. Gewiß ist es erfreulich zu vernehmen, wie freundlich Gott auf die Gebete des armen Predigers, die sicherlich oft und dringend in seiner Not zu Ihm emporgestiegen sind, geantwortet hat. Aber, mein Leser, die Erzählung möchte dir mehr sagen. Der arme Negerprediger hatte die Gnade Gottes, die, heilbringend für alle Menschen, in Christo Jesu erschienen ist, geschmeckt, lange bevor er vor den irdischen Richter gerufen wurde. Aber wird nicht seine Erfahrung, die so schmerzlich für ihn begann, ihn aufs neue zu Lob und Dank gestimmt haben in der Erinnerung an Den, der einst in weit ernsterer Angelegenheit für ihn im Gericht gestanden und seine ganze Schuld bezahlt hatte? „Die Forderungen des Gesetzes bleiben bestehen und müssen erfüllt werden", hatte der Richter gesagt. Ernste Tatsache! Aber wenn es schon so ist mit einem irdischen Gesetz, das von irrenden Menschen aufgestellt worden ist, wie muß es da erst um das Gesetz bestellt sein, das einst der heilige Gott den Menschen gab, und das seine Forderungen an jedermann stellt!

Sicherlich sind unserem Negerpastor diese und ähnliche Gedanken gekommen, als er aus dem Gerichtsgebäude nach Hause eilte. Aber, mein Leser, laß mich fragen: Hast du schon über diese ernste Tatsache nachgedacht? Sind dir schon die Augen darüber aufgegangen, und hast du erkannt, daß du es mit einem heiligen und gerechten Gott zu tun hast, der nach Seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit mit jedem Men-

schen ins Gericht gehen muß, der wider Sein heiliges Gesetz verstößt? Hast du schon einmal das niederschmetternde Wort gelesen: „Wer irgend das ganze Gesetz halten, aber in einem straucheln wird, ist aller Gebote schuldig geworden"?

Vielleicht bist du noch nie in deinem Leben vor einen irdischen Richter gestellt worden, wirst es auch vielleicht nie werden. Aber die Stunde kommt sicher und gewiß, in welcher du vor dem göttlichen Richter erscheinen mußt. „Denn wir müssen alle", sagt das untrügliche Wort Gottes, „vor dem Richterstuhl des Christus offenbar werden, auf daß ein jeder empfange, was er in dem Leibe getan, nach dem er gehandelt hat, es sei Gutes oder Böses." (2. Kor. 5, 10). Hörst du: Alle? Also auch du. Du antwortest vielleicht: „Gut, ich beuge mich vor dem Worte Gottes. Aber darf ich nicht darauf rechnen, daß mir vor diesem Richterstuhl Gnade zuteil werden wird? Wenn jener irdische Richter so gnädig war und dem armen Prediger aus seiner Not half, sollte dann nicht Christus, von dessen Liebe und Erbarmen ich schon so manches gehört habe, nicht noch weit gnädiger sein? Ich verlasse mich auf Seine Barmherzigkeit."

Freund, das ist ein gefährlicher Trugschluß. Zweifellos ist das Erbarmen Dessen, der einst auf dem göttlichen Richterstuhl sitzen wird, unendlich viel größer als das Erbarmen des barmherzigsten Menschen. Diese Tatsache steht fest. Aber ebenso fest steht die andere, daß alle Ansprüche des Gesetzes Gottes an den Menschen befriedigt werden müssen, und zwar göttlich befriedigt gemäß Seiner unbeugsamen Heiligkeit und Gerechtigkeit. Der irdische Richter mochte in seine Tasche greifen und dem armen Neger den

Betrag schenken, mit dem er seine Schuld bezahlen konnte. Der Mensch kann aber nicht „mit Gold oder Silber" erlöst werden von seinen Sünden, die Gottes Gericht über ihn bringen. Zu seiner Errettung ist nach Gottes Wort etwas unendlich Kostbareres nötig. Es ist das „kostbare Blut Christi, als eines Lammes ohne Fehl und ohne Flecken".

„Aber ist denn Christus nicht als Gottes Opferlamm für die Sünden der Menschen auf Golgatha gestorben?" Ganz recht, die Grundlage zu deiner und meiner Errettung, zu der Erfüllung aller Forderungen, die Gottes Gesetz an dich und mich hat, ist dort gelegt worden, und wer an den Herrn Jesus g l a u b t, dem wird Sein Erlösungswerk voll und ganz zugerechnet. Aber nun höre und beachte wohl: Gott stellt dem Menschen e i n e unerläßliche Bedingung, und diese lautet: Nur wer in d i e s e r Zeit, der Z e i t d e r G n a d e, nur wer „h e u t e" glaubt, empfängt auf Grund des vollbrachten Werkes Christi die Bezahlung seiner Schuld, die Vergebung seiner Sünden, und damit ewiges Leben. Wer diese Zeit der Gnade unbenutzt verstreichen läßt, wird drüben in Jesu nur seinen Richter finden. A l l e Menschen müssen dereinst vor Christi Richterstuhl offenbar werden, aber nicht alle zu dem gleichen Zweck: die einen, welche in dieser Zeit an Ihn geglaubt haben, werden dort als solche o f f e n b a r werden, deren Sünden in Seinem Blute getilgt sind, und die nun aus Seiner Hand den Lohn empfangen, jenachdem sie hienieden ihrem Herrn treu gedient haben; die anderen werden in i h r e n S ü n d e n dort erscheinen, n a c h i h r e n W e r k e n von Ihm g e r i c h t e t werden, und dieses Gericht wird furchtbar sein.

Merke also den Unterschied! Jener irdische Richter konnte dem Verurteilten aus seiner Not helfen, als er vor seinem Richterstuhl stand. Das Schicksal des Menschen dagegen ist nicht mehr zu ändern, wenn er einmal vor Christi Richterstuhl erscheint. Die Entscheidung über das ewige Wohl und Wehe eines Menschen fällt, wie gesagt, in dieser Zeit. Heute wird das Evangelium der ganzen Schöpfung gepredigt, „und wer da glaubt, wird errettet werden; wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden".

Die nächste Begebenheit zeigt, wie einfach der Weg ist, um vom Tode in das Leben überzugehen.

II.

Ein bekannter Evangelist in den Vereinigten Staaten, Dr. Wilson, wurde eines Tages schriftlich zu einem Herrn gebeten, der sich vorübergehend in der Stadt aufhielt. Er suchte das angegebene Hotel auf und wurde in das Zimmer des Briefschreibers geführt. Er fand einen alten Herrn, Richter von Beruf, einen bekannten, hochachtbaren Mann, der in allgemeinem Ansehen stand. Der weißhaarige, etwa achtzig Jahre alte Herr erzählte seinem Besucher, er habe in seinem langen Leben schon viele Menschen gerichtet, doch jetzt habe er — damit deutete er auf sein greises Haupt — selbst die Einladung erhalten, bald vor einem anderen, höheren Richter zu erscheinen. Als Mensch konnte niemand ihm etwas vorwerfen. Stets hatte er rechtschaffen und ehrbar gelebt und allezeit seine Pflicht getan. Trotzdem aber beunruhigte ihn der Gedanke, ob er wohl mit seinen guten Werken vor dem Richter der Lebendigen und der

Toten bestehen könne. So manches, woran er jahrzehntelang nicht gedacht hatte, war in seiner Erinnerung wach geworden, so manch verkehrter, häßlicher Gedanke, manch unfreundliches Wort, manch unschöne Handlung, von den vielen Unterlassungssünden gar nicht zu reden. Es war dem alten Herrn mehr und mehr klar geworden, daß er trotz seines achtbaren Lebens vor Gott ein unreiner Sünder sei. Wie würde er in diesem Zustand vor dem höchsten Richter, dem dreimal heiligen Gott, bestehen? Das war es, was er von Dr. Wilson erfahren wollte. Was hatte er zu tun, um in Ruhe und Frieden an diese Begegnung denken zu können?

Mit tiefer Freude nahm der Evangelist das Bekenntnis des alten Richters entgegen. Es war ihm klar, daß Gott ein Werk in diesem Manne hatte. Da bedurfte es nicht vieler Fragen mehr. Dr. Wilson nahm einfach seine Bibel und las dem aufmerksamen Zuhörer aus Röm. 3. 4 und 5 vor, was Gott über den Zustand des Menschen denkt, und was Er getan hat, um diesem Zustand zu begegnen. Er las von der Glückseligkeit des Menschen, dessen Gesetzlosigkeiten vergeben, dessen Sünden bedeckt sind, und dem der Herr Sünde nicht zurechnet, las von der Gnade Gottes, von der Erlösung, die in Christo Jesu ist, von dem Glauben an Sein Blut usw. usw.

Als er schloß, sagte der alte Richter einfach und still:

„Jetzt verstehe ich alles. Ich bin ein schuldiger Sünder, aber ein anderer, der Herr Jesus, hat die Strafe für mich getragen, und ich gehe frei aus."

Friede erfüllte sein Herz. Miteinander rühmten jetzt die beiden Männer Gottes Erbarmen, und mit

Freuden, wie einst der Kämmerer aus Äthiopien, zog der alte Herr fortan seine Straße. Er wußte, daß Der, vor dessen Richterstuhl auch er einst offenbar werden mußte, alles für ihn gutgemacht hatte.

Für Christum gewonnen

Es war zur Zeit des ersten Alexander, vor ungefähr fünfzig Jahren, als wir gegen die Türken kämpften, so begann der alte Peter Paulowitsch, am gemütlichen Ofenfeuer sitzend, seine Erzählung aus längst vergangenen Tagen. Wir hatten den Feind von Provinz zu Provinz gejagt, bis er sich schließlich, etwa einen halben Tagesmarsch von Adrianopel entfernt, in der dortigen Hügellandschaft stellte. Unser nächstes Ziel war Adrianopel.

Ein blutiger Kampf stand bevor. Unser Heerführer wollte die Türken angreifen lassen. Schärfste Wachsamkeit tat daher not. Nach allen Richtungen hin standen die Feldwachen, und zwar in doppelter Reihe. Die ausgestellten Posten hatten Befehl, bei dem geringsten verdächtigen Anzeichen das Lager durch Abgabe von Schüssen zu alarmieren.

Eines Nachts zwischen zwölf und drei Uhr, in der dritten Nachtwache, mußte ich auf Posten ziehen. Wir nannten diese Wache, weil um die Zeit selten etwas unternommen wurde, „die tote Wache". Ich hatte einen Außenposten, der alles andere als angenehm war. Er befand sich in der Nähe eines großen türkischen Friedhofs, an dessen anderer Seite sich das feindliche Lager befand — eine äußerst entlegene, einsame Stelle.

Die Nacht war schön und stimmungsvoll. Ich dachte an meine liebe Heimat, unser altes Linskow mit seinen mondbeschienenen Weideplätzen am Pruth. Dort war ich geboren und von meiner früh verwitweten Mutter, einer ehrenwerten Frau, im wahren, lebendigen Glauben an den Sünderheiland Jesus Christus erzogen worden. Ihr müßt wissen, daß meine Mutter in ihrer Mädchenzeit lange bei einer schottischen Familie in Dienst war. Dort muß sie wohl manches über unseren Herrn Jesus Christus gehört haben, was unser Pope nicht wußte. Unser Dorf samt all seinen Bewohnern gehörte dem Grafen von Linskow. Dieser war weder ein hochmütiger noch ein harter Herr. Aber er sah seinen Leuten scharf auf die Finger, und die gnädige Frau machte es nicht anders. Sie sparten und sparten, und das alles für ihren einzigen Sohn und Erben Basilius Alexowitsch.

So besorgt aber die Eltern waren, ihrem Sohn eine glänzende Zukunft zu sichern, so wenig Wert legte dieser auf Reichtum und Ehre. Er war ein wirklicher „Edelmann", von hoher Gesinnung und seltener Herzensgüte. Wo es galt, Hilfe zu leisten, Not zu lindern und Streitigkeiten zu schlichten, da war Basilius zu finden. Trotz seiner Jugend (er war in meinem Alter) verehrten ihn die Dorfbewohner wie einen Patriarchen. Es war wundervoll, wie er mit den Leuten sprach und umging. Woher er seine Weisheit hatte, die eine wahrhaft göttliche Weisheit war, weiß ich nicht, jedenfalls weder von seinen Eltern noch von unserem alten Dorfpriester. Denn der wußte kaum mehr über göttliche Dinge als wir alle. So kann ich mir nur denken, daß er von Gott selbst belehrt worden sein muß.

Weil ich keinen Vater hatte, erzeigte Basilius mir stets besondere Freundlichkeiten; schließlich nahm er mich sogar von meinen Schafen weg, die ich zu hüten hatte, und machte mich zu seinem Diener, der ständig um ihn sein mußte.

Auf der anderen Seite des Flusses, Linskow gegenüber, lag das Dorf Zemlick. Die Bewohner beider Ortschaften konnten gegenseitig den Rauch aus ihren Schornsteinen aufsteigen sehen, aber die einen lebten auf russischem, die anderen auf türkischem Boden. Damals bildete der Pruth die Grenze zwischen den beiden Reichen. Wenn der Fluß in der Sommerdürre seicht wurde, gestattete eine bequeme Furt ein ungehindertes Kommen und Gehen, und die Leute von Zemlick und Linskow, die ausschließlich Hirten und Ackerbauer waren, hielten im allgemeinen gute Nachbarschaft. Sie verstanden auch einer des anderen Sprache — denn den ganzen Pruth entlang wurde eine aus Russisch und Türkisch gemischte Sprache gesprochen. Aber die eigentliche Ursache der guten Nachbarschaft war doch wohl die, daß unser Graf und ihr Oberhaupt einander freundlich gesinnt waren, und das hatte wiederum seinen Hauptbeweggrund in der Freundschaft, die zwischen dem jungen Grafen Basilius und Jussuf, dem Sohn des türkischen Ortsvorstehers, bestand.

Von Jugend auf hatten die beiden sich gut verstanden. Sie hatten als Kinder während des Sommers am Flusse gespielt, und mit den Jahren hatte sich trotz des Unterschiedes in Rang und Religion eine innige Freundschaft entwickelt. Jussuf war einige Jahre älter als mein junger Herr. Er besaß weder dessen tiefes Gemüt, noch war er so klug wie er. Aber, ob-

gleich etwas stolz und von heftiger Gemütsart, war er bei Muselman und Christ wegen seiner aufrichtigen Gesinnung und seiner Rechtsliebe, die sich in all seinen Handlungen kundgab, wohl gelitten. Er liebte meinen jungen Herrn, und mein Herr liebte ihn. Da sie beide einzige Söhne waren, hatten sie sich nach und nach wie Brüder aneinander angeschlossen. Nur in einem Punkt konnte Basilius — und das bereitete ihm beständigen Kummer — mit Jussuf nie ins reine kommen. In trauten Unterhaltungen hatte er oft und ernstlich versucht, seinen Freund von den Irrtümern des Islams zu der Wahrheit des Christentums und zu seinem Heiland zu führen. Aber alle diese Bemühungen blieben erfolglos. Seine Vorstellungen machten offenbar nicht den geringsten Eindruck auf den jungen Türken. Aber es sollte — doch ich will nicht vorgreifen.

Es war im Frühling meines 20. Lebensjahres, als sich durch alle Dörfer und Weidelandschaften am Pruth das Gerücht verbreitete, es gebe Krieg zwischen Zar und Sultan. Der Gouverneur unserer Provinz gab Befehl, daß überall Rekruten für das Heer auszuheben und zur Ausbildung in die nächste Garnisonstadt zu senden seien. Ich kann nicht sagen, daß wir den Krieg mit Freuden begrüßt hätten — denn er ist etwas Schreckliches — aber es gab doch ein richtiges Wetteifern, welche Provinz die besten Regimenter, und welche Ortschaft die beste Kompanie stellen werde. Von Basilius erwarteten wir alle Großes. Er war so hübsch. Er besaß trotz seines stillen Wesens ein so mutiges Herz, und er hatte die besten Beziehungen. Um seine Eltern, die ihren Sohn gern in glänzender Offiziersuniform sehen wollten, nicht

zu enttäuschen, übernahm er die Führung einer Kompanie. Ihn selbst zog nichts zum Heeresdienst, der seiner Meinung nach nicht die beste Schule für einen Christen war. Doch söhnte ihn der Gedanke aus, daß er ja auch im Kriegsdienst ein Streiter Jesu Christi sein könne. Ich wurde bestimmt, ihn als sein Diener zu begleiten. Um die Wahrheit zu sagen, hätte mich auch nichts in der Welt veranlassen können, mich von meinem gütigen Herrn zu trennen.

Auch in den türkischen Dörfern auf der anderen Seite des Flusses regte es sich. Beys und Effendis kamen von Konstantinopel, um Truppen für den Sultan auszuheben, oder, wo ihnen das nicht gelang, in den Häusern Geld zu erpressen. Im großen und ganzen spielten sich die Dinge drüben in derselben Weise ab wie bei uns. Zuweilen konnte man das Klagen und Weinen von Frauen, Müttern oder Bräuten hören, wenn die Männer, ältere und junge, hinausmarschierten. Aber das war auch alles, was wir in diesen Tagen von dem, was auf der anderen Flußseite vorging, erfuhren. Noch hatte der Krieg nicht begonnen, aber sein böser Geist war schon ins Land gedrungen und hatte die Mienen der Leute gegeneinander verändert. Die Bewohner von Zemlick sahen jetzt zornig und finster auf uns, wenn sie uns zufällig nahe kamen, und mehr als einmal kam es vor, daß die Russen ihre Äxte, die Türken ihre Messer gebrauchten.

Die einzigen, die von der allgemeinen Erbitterung nicht angesteckt zu sein schienen, waren Jussuf und mein Herr. Sie trafen sich, wie sie es immer zu tun pflegten, auch jetzt an ihren Lieblingsplätzen, trotzdem daß Basilius eine Einberufung als Hauptmann

in das Russenheer erhalten hatte, und der junge Türke einen ähnlichen Rang in des Sultans Armee bekleidete. „Nichts", dachte ich bewundernd, „ist imstande, das herzliche Einvernehmen zwischen diesen beiden zu stören", und doch — wie bald mußte ich erfahren, was für ein arglistiges Ding das menschliche Herz ist!

Eines Tages wurde ich von meinem Herrn zu einem einige Kilometer von Linskow wohnenden Verwandten geschickt. Als ich spät am Nachmittag zurückkehrte, fand ich das ganze Dorf in Aufregung. Die Nachricht war eingetroffen, der Krieg sei in St. Petersburg erklärt worden. Schon am nächsten Morgen sollte unsere Kompanie nach Ismail ausrücken.

Mein Herr war nicht zu Hause. Es wurde mir gesagt, daß er kurz zuvor in der Richtung des Flusses fortgegangen sei. In dem Wunsche, ihm die Antwort seines Verwandten sogleich zu überbringen, ging ich ihm nach.

Es war ein prachtvoller Frühlingstag. Milder Abendsonnenschein lag auf den Weiden und den sich leicht kräuselnden Wellen des Flusses. Traurig in dem Gedanken, so bald und vielleicht für immer meine schöne Heimat verlassen zu müssen, schritt ich dahin. Meinen Herrn hatte ich bis dahin nicht gefunden. Da, als ich mich einer Baumgruppe mit tiefherabhangenden, schattigen Zweigen näherte, schlugen plötzlich die in zornigem, erregtem Ton gesprochenen Worte an mein Ohr:

„Die Christenhunde wissen nichts anderes zu tun, als uns auszuplündern!"

In sprachlosem Erstaunen blieb ich, hinter einem Baum verborgen, stehen. Wer der Sprecher war, er-

kannte ich sofort. Es war Jussuf, der beste Freund meines Herrn. Durch die Zweige konnte ich, ohne von ihnen bemerkt zu werden, die beiden Freunde sehen.

Oft hatten sie hier, freundschaftlich umschlungen, in traulichem Gespräch beieinander gesessen; jetzt standen sie sich fast feindlich gegenüber. Die Röte auf Jussufs Gesicht und das Feuer in seinen Augen zeig-

ten seine tiefe Erregung. Mein Herr sah mehr bedrückt als zornig aus und sprach in seiner gewöhnlichen, ruhigen Weise.

„Nein, lieber Freund", antwortete er, „die Christen wollen nur die Länder zurückerobern, die eure Vorfahren ihnen entrissen haben, als noch griechische Kaiser in Konstantinopel regierten. Und den Namen Hunde verdienen sie auch nicht. Ich glaube, es gibt Fälle, in denen sich die Türken in einer Weise benommen haben, daß sie schon eher diese Bezeichnung verdienen."

„Verfluchter Ungläubiger! — Das ist die einzige Antwort, die dir gehört", schrie Jussuf außer sich vor Zorn und hob die Hand. Er würde meinen Herrn ins Gesicht geschlagen haben, wenn Basilius nicht zurückgewichen wäre, um dem Schlag zu entgehen.

Mir kochte das Blut in den Adern. Ich hatte eine Axt zur Hand — niemand in unserer Provinz ging in dieser Zeit ohne sie aus —, und an nichts anderes, als an die Beleidigung, die meinem guten, edlen Herrn angetan war, denkend, stürzte ich hinter dem Baum hervor und holte zu einem Schlage aus, der den jungen Türken zu Boden geschmettert haben würde. Aber Basilius ergriff mich am Arm, entwand mir mit einer Kraft, die ich ihm nicht zugetraut hätte, die Axt und zog mich ein Stück auf den Weg zum Dorf mit sich fort, während Jussuf, uns noch einen zornigen Blick nachsendend, langsam, mit stolz erhobenem Haupte, über die Furt davonschritt.

„Pfui, schäm' dich, Peter!" sagte mein Herr, als er meinen Arm losließ und mir die Axt zurückgab. „Wie kannst du dich nur eines Christen so un-

würdig benehmen! Ist das die Art, unseren mohammedanischen Nachbarn zu beweisen, wie viel Besseres wir von unserem Heiland Jesus Christus gelernt haben, als sie von ihrem Propheten? Nicht viel hätte gefehlt, und du hättest Jussuf getötet."

„Ich wußte nicht mehr, was ich tat, Herr", entgegnete ich, „es machte mich wahnsinnig, zu sehen, wie er seine Hand gegen Euch hob."

„Ja, Peter, du warst in der Tat wahnsinnig in dem Augenblick. Unbeherrschter Zorn ist Wahnsinn, und darum eines vernünftigen Menschen nicht würdig, garnicht zu sprechen von einem, der bekennt, ein Jünger des demütigen Jesus zu sein, welcher „gescholten, nicht wiederschalt". Jussuf ist dieses Beispiel nie gelehrt worden. Dennoch — hätte ich nicht erwartet, daß er so handeln würde."

Mein junger Herr bedeckte mit der Hand seine Augen. Ich sah, daß ihn der Vorfall mehr schmerzte, als er zeigen wollte.

„Wir waren zusammengekommen", fuhr er fort, „um einander Lebewohl zu sagen, und gerieten dabei leider in Streit über den unseligen Krieg, der die besten Freunde entzweit. Doch, Peter", fügte er hinzu, „erzähle niemand hiervon! Meine Eltern würde es zu sehr aufregen und unsere Leute nur noch mehr gegen ihre türkischen Nachbarn reizen."

Die Erfahrungen von mehr als zwei Kriegsjahren lagen zwischen dem Tage, an dem mein Herr auf der Straße nach Linskow in dieser Weise zu mir gesprochen hatte, und jener einsamen Nachtwache. Er war jetzt Oberst der „Pruth'schen Husaren", wie das aus unserer Provinz stammende Reiter-Regiment

genannt wurde, und es mochte wohl im ganzen Heer keinen höher Geachteten geben als ihn. Wenn seine Beförderung, bei der freilich seine verwandtschaftlichen Beziehungen mit in die Waagschale gefallen waren, auch etwas rasch vonstatten gegangen war, waren sich doch alle darin einig, daß Basilius Alexowitsch sie verdiente. Sein Name war häufig mit Ehren in den Divisionsberichten genannt worden. Aber er war nichtsdestoweniger der demütige Christ geblieben, dem die Ausbreitung des Evangeliums und wahren Christentums unter seinen Soldaten ebenso am Herzen lag, wie vordem unter seinen Dorfbewohnern. Er war ebensogut ihr Freund wie ihr Vorgesetzter; er besuchte sie, wenn sie krank oder verwundet waren, rügte freundlich ihre Fehler und sammelte sie, wann er nur Gelegenheit hatte, in seinem Zelt um sich, um mit ihnen und für sie zu beten, ihnen das Evangelium zu verkündigen und sie zu ermahnen, durch die Kraft Gottes ein Ihm wohlgefälliges Leben zu führen. Der Einfluß des jungen Oberst auf die Soldaten war wunderbar. Ich war immer noch sein Diener und kann so durch meine persönlichen Wahrnehmungen bezeugen, daß viele, durch seine Worte, mehr aber noch durch sein Beispiel gewonnen, von ihren Wegen der Sünde umkehrten. Man hatte mich zum Sergeanten machen wollen, aber ich hatte vorgezogen, auf jede Beförderung zu verzichten und bei ihm zu bleiben, der mich fast wie einen Bruder behandelte.

Alle diese Gedanken und Erinnerungen schwirrten mir durch den Kopf und hatten mich in eine ganz andere Welt versetzt, als ich da in der stillen Nacht neben den türkischen Gräbern einsam auf und ab schritt. Es war, wie ich schon sagte, die „tote Wache".

Jeder Laut vom Lager her und in der Umgebung war längst erstorben. Nichts war zu hören, als das Seufzen des Windes, der durch die alten Zypressen strich. Da, was war das? Aus dem Schatten eines der schwarzen Bäume löste sich lautlos eine Gestalt und eilte mit fast unhörbaren Schritten auf mich zu. Ich habe den Dienst mit der Anerkennung, ein tapferer Soldat zu sein, verlassen, und ihr seht die drei Orden auf meiner Brust, doch ich muß gestehen, daß mir in jenem Augenblick das Haar zu Berge stand, und nur die Gewißheit, daß das Verlassen meines Postens einen schimpflichen Tod bedeutete, verhinderte mich, Hals über Kopf davonzulaufen.

Die Bestürzung dauerte jedoch nur einen Augenblick und machte gar bald einer rechten Beschämung Platz. Wie hatte ich mich nur von der Tatsache, daß der Mann hinter einem Leichenstein hervorgeschlichen kam, so erschrecken lassen können? Noch beschämter wurde ich, als er, näher gekommen, mir im Pruth-Ufer-Dialekt mit verhaltener Stimme zurief:

„Peter Paulowitsch, kennst du mich nicht mehr?"

O ja, ich erkannte ihn sofort. Es war Jussuf, der Türke. Zugleich aber wurde ich mir bewußt, weshalb ich an diesem so wichtigen Posten stand. Ich hob die Flinte.

„Wohl erkenne ich Euch, und es ist meine Pflicht, Euch auf der Stelle niederzuschießen, denn Ihr kommt als Spion. Aber" — ich senkte das Gewehr — „das kann ich nicht um meines Herrn willen."

„Ich bin kein Spion, Peter", erwiderte Jussuf. „Ich habe mich hierhergeschlichen aus einem Grund, der mit Spionage nichts zu tun hat. Und ich bin so

froh, gerade dich hier zu treffen. Willst du dies deinem Herrn geben?"

Damit hielt er mir einen versiegelten Brief hin, während er mit der anderen Hand eine Börse zog.

„Ich nehme keines Türken Geld; ich will nicht als Verräter gelten", erklärte ich.

„Aber du wirst die Güte haben, den Brief richtig zu besorgen", versetzte er in einem so bittenden Ton, wie ich ihn nie von diesem stolzen Manne zu hören erwartet hätte. „Dein Herr wird dir darum nicht böse sein. Ich weiß es. Um den Brief in seine Hand gelangen zu lassen, habe ich mein Leben gewagt."

„Das habt Ihr in der Tat, und Ihr dürft Euch darauf verlassen, daß mein Herr das Schreiben erhält", erwiderte ich, den Brief in die Tasche steckend. „Doch kehrt um Gottes willen unverzüglich in Euer Lager zurück. Die Ablösung muß in wenigen Minuten hier sein."

„Gute Nacht, Peter, und Gott segne dich!" versetzte Jussuf. Im nächsten Augenblick war er hinter den Zypressenbäumen meinen Blicken entschwunden.

Die Ablösung kam bald, und ich eilte in meines Herrn Zelt. Er selbst war eben erst von einer Besichtigung der äußeren Vorposten zurückgekehrt und hatte sich niedergelegt, um einige Stunden zu ruhen; doch war er noch nicht eingeschlafen. Ich übergab ihm ohne Aufschub Jussuf's Brief und erzählte, wie er in meine Hände gekommen war. Er erwiderte nichts, sondern öffnete das Schreiben rasch. Während er las, bemerkte ich, wie sich ein Ausdruck tiefer Freude über sein Antlitz breitete. Einige Minuten saß er mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen da, wie es schien, in wortlosem Gebet.

„Peter", sagte er dann, „dies ist die glücklichste Stunde, die ich seit langem erlebt habe. Mein Gebet für Jussuf ist erhört worden. Der gute Hirte hat ihn endlich gefunden und sicher zu Seiner Herde gebracht. Höre!"

Und nun begann er, mir den Brief des Türken teils zu übersetzen, teils zu erklären. Er war in Französisch geschrieben, welcher Sprache sich der russische Adel und viele Türken von Rang und Bildung beim schriftlichen Verkehr häufig bedienten, und begann mit einer demütigen, herzlichen Bitte um Vergebung. Jussuf bedauerte sein damaliges häßliches Betragen gegen seinen Freund aufrichtig und bat ihn in rührenden Worten um Verzeihung. Eine innere Ahnung, hieß es dann weiter, sage ihm, daß sein Tod nahe sei, aber er könne ohne die Vergebung seines Freundes nicht in Frieden abscheiden, obgleich er den Tod nicht länger zu fürchten brauche. Viel habe er in einsamen Stunden über die Worte des alten Freundes, seine Bitten, Jesum Christum als seinen Heiland anzunehmen, und über sein Verhalten bei dem letzten schmerzlichen Zusammentreffen nachdenken müssen, und immer fester sei bei ihm die Überzeugung geworden, daß der Glaube der Christen der einzig wahre sei; und jetzt wisse er aus persönlicher Erfahrung, daß Jesus nicht nur, wie er belehrt worden, ein heiliger Prophet, sondern der Heiland der Welt sei, denn Er habe auch ihn aus Gnaden errettet.

Tränen standen in den Augen meines Herrn, als er das Schreiben zusammenfaltete.

„Wenn alles ruhig bleibt, Peter, möchte ich versuchen, noch einmal mit Jussuf zusammenzukommen", sagte er.

„O setzt Euch nicht dieser großen Gefahr aus, Herr!“ rief ich entsetzt. „Ihr möchtet drüben als Spion, hier als Verräter angesehen werden.“

„Ein gefahrvolles Unternehmen ist es freilich“, erwiderte er nachdenklich, „doch könnte ich alles daransetzen, um den Freund noch einmal in diesem Leben zu sehen und ihm die Hand zu drücken.“

Er brach ab. Gewehrfeuer und wildes Rufen zeigten an, daß etwas Ernstes im Gange war. Wir stürzten hinaus. Die ganze Front schien in Bewegung zu sein. Im nächsten Augenblick riefen die Trommeln zu den Waffen.

Kaum hatte sich unser Regiment gesammelt, als schon der Befehl vom Oberkommando eintraf, die „Pruth'schen Husaren“ sollten die rechte Flanke, die vom Feinde besonders bedroht schien, decken und die Stellung solange halten, bis Verstärkung kommen werde.

Das Morgenlicht brach durch dünne Nebelschleier, als wir die uns angewiesene Stellung erreichten, ein kahles Hügelgebiet, das sich über einem engen Tal erhob, während die Anhöhe uns gegenüber bewaldet war. Es gab für uns keinerlei Deckung oder Befestigung. Die Stellung war also sehr ungünstig, aber äußerst wichtig, weil ihr Besitz dem Feind die Möglichkeit gegeben hätte, uns von unserer Nachbar-Division zu trennen, die in einigem Abstand in einem Dorfe lag, und die wie wir zum Angriff gegen Adrianopel angesetzt war.

Die Wichtigkeit dieser Stellung war offenbar von unserem Oberkommando bisher nicht erkannt worden, und es war ein Wunder, daß die Türken sie nicht schon längst besetzt hatten. Sie schienen aber ent-

schlossen zu sein, ihr Versäumnis nachzuholen. Kaum hatten wir den Hügel erreicht, da sprengte bereits eine türkische Reiterschwadron durchs Tal gerade auf uns zu. Eine Gewehrsalve empfing sie, woraufhin wir so unerwartet angriffen, daß der Feind sich so schnell, wie er gekommen war, zurückzog und nicht eher halt machte, bis der schützende Wald erreicht war.

Ihr braucht aber deshalb nicht zu denken, daß die Türken Feiglinge gewesen wären. Wir sollten sie noch an diesem Tage, wie wir es übrigens auch schon vorher getan hatten, als tapfere Krieger kennen lernen. Immer wieder griffen sie an, und jeder neue Angriff machte unsere Lage schwieriger, sodaß auch der mutigste unter uns froh war, das Hurra eines Kosaken-Regiments zu hören, das uns endlich zu Hilfe kam. Aber damit war der Kampf noch nicht zu Ende. Auch die Türken hatten Verstärkung erhalten und taten ihr Äußerstes, uns aus unserer Stellung zu werfen. Unsere Verluste waren schwer, und als es dem Feinde schließlich gelang, ein Feldgeschütz gegen uns in Stellung zu bringen, wurde unsere Lage bedenklich.

Eine kurze Kampfpause trat ein. Ich sah, wie der Oberst nach einem langen Blick durch sein Glas einige Worte mit dem Kosaken-Hauptmann sprach. Dieser war ein ernster, hart aussehender alter Mann und antwortete mit einem Beifallsmurmeln. Der Oberst stieg zu Pferde und rief:

„Mir nach, meine Tapferen! Es gilt das Geschütz zu nehmen und den Tag gewinnen zu helfen!"

Er hatte sich nicht umsonst an unsere Tapferkeit gewandt. Als er den Hügel hinabgaloppierte, war keiner unter uns und den Kosaken, der ihm nicht

gefolgt wäre. Das Geschütz richtete furchtbare Verluste in unseren Reihen an, doch nicht einer wich zurück. Der heißeste Kampf, den ich je gesehen habe, entspann sich, aber nichts vermochte unseren Sturmangriff unter der Führung unseres geliebten, tapferen Oberst aufzuhalten.

Unsere Soldaten erklärten, für diesen Beweis von Tapferkeit sei dem Oberst trotz seiner Jugend der Generalleutnant gewiß, doch — eine bessere Beförderung war für ihn vorgesehen. Als die Türken zu wanken begannen und er uns noch einmal zum letzten Angriff anspornte, sah ich ihn plötzlich im Sattel taumeln und zur Erde sinken. Nur wenige von uns hatten es bemerkt. Der Kampf tobte fort. Immer mehr gewannen wir an Raum. Es war der Wendepunkt des Tages. Um den Sieg beschleunigen zu helfen, war noch ein schweres Reiter-Regiment eingesetzt worden. Ein regelrechter Großkampf hatte sich entwickelt, und — vor Mittag war er entschieden. Der Feind floh nach allen Seiten, und eine reiche Beute an Kanonen und Bagage fiel in unsere Hände.

Unser Regiment aber hatte wenig Freude an dem Sieg. Mehr als die Hälfte der stattlichen Husaren war auf dem Schlachtfeld geblieben, darunter unser geliebter Oberst. Ich hegte die schwache Hoffnung, er möchte vielleicht nur verwundet sein, und eilte nach Beendigung des Kampfes mit einigen Linskowern an die Stelle, wo ich ihn hatte fallen sehen. Dort fanden wir ihn, aber sein Kriegsdienst war für immer beendet, und an seiner Seite, eine Hand in die seinige geschmiegt, lag — Jussuf, der Türke. Auch er war zur ewigen Ruhe eingegangen. Nie habe ich Gesichter gesehen, die im Tode so ruhig und friede-

voll gewesen wären. Es war, als ob die Freunde, miteinander gefallen, im letzten Augenblick noch zueinander hingekrochen wären, um die alte Freundschaft zu erneuern, welche böse Tage zerbrochen hatten, und dann zusammen ins Paradies einzugehen.

Wir legten sie in ein gemeinsames Grab, welches wir zum Zeichen, daß sie in demselben christlichen Glauben, in der gleichen herrlichen Auferstehungshoffnung gestorben waren, mit einem roten Kreuz versahen. Weder Soldaten noch Offiziere schämten sich ihrer Tränen um den geliebten Oberst. Jeder einzelne wußte, was er verloren hatte. Wir erhielten keinen anderen Oberst. Der alte Major Cranskoff befehligte uns bis zur Beendigung des Krieges, aber das war nur noch kurze Zeit. Die Schlacht, in der ich meinen Herrn verloren, hatte uns den Weg nach Adrianopel geöffnet. Nachdem es genommen war, schlossen Zar und Sultan Frieden.

Der Einzug in unser altes liebes Heimatdorf war traurig. Wir fanden es bis auf den Grund zerstört vor. Feindliche Tartarenhorden hatten es überfallen und alles niedergemacht, was sich nicht durch eilige Flucht zu retten vermochte. Den Grafen und seine Gattin traf ich später in Kiew, ebenso meine Mutter, deren sich die gräfliche Familie in großer Freundlichkeit angenommen hatte. Dieser Freundlichkeit verdanke ich auch dieses kleine Gut, das sie mir im Andenken an ihren verstorbenen, einzigen Sohn geschenkt haben.

Der Kummer der Eltern um den geliebten Sohn, auf den sie so stolz gewesen, war herzbrechend. Doch ich glaube, daß der große Verlust zum Segen für beide geworden ist. Nach meinen Beobachtungen sind

ihre Herzen dadurch mehr und mehr von dieser Welt und ihren Dingen gelöst worden. Und wenn sie wirklich zum Glauben an den Herrn Jesus gekommen sind, dann ist fürwahr aus diesem Bösen Gutes für sie hervorgegangen.

Geistesleitung

Otto Funke erzählt folgendes Erlebnis:

Lange ist es her, da ging ich eines Abends spät von Hastadt, einem Vorort Bremens, heim und war ganz allein. Ich kam an die sogenannten „drei Pfähle", eine Stelle, wo nur armselige Hütten standen. Aus einer schien ein schwaches Lichtlein, und eine innere Stimme sprach zu mir: „Du sollst in dieses kleine Häuschen gehen!" Ich wollte der Stimme wehren, denn ich wurde längst zu Hause erwartet, und ich war auch sehr müde. Ferner sagte ich mir sehr vernünftig, daß ich die Leute drinnen garnicht kenne, und was die wohl sagen würden, wenn ich da plötzlich und ungerufen erschiene. Aber es half alles nichts, der Drang war zu mächtig; ich war schon weiter gelaufen, mußte aber umkehren.

Die Haustür war nur angelehnt. Niemand konnte hören, daß ich eintrat. Im Zimmer knieten etliche Kinder um ihre Mutter her und schrieen fast leidenschaftlich:

„Moder, wi willt aber äten! Moder, Moder, giw us Brot!"

Die Mutter saß da, bleich und verhärmt, die Augen voll Tränen. Sie hielt sich wie eine Verzweifelte die Ohren zu und rief:

„O Gott im Himmel, wie kannst du dat ansehen! O Gott, help doch de armen Kinner! O Gott, ich glöw, du kannst nicht mehr hüren!"

In diesem Augenblick trat ich ins Zimmer und sagte mit lauter Stimme:

„Doch, liebe Frau, Gott kann noch hören! Er hat auch Sie gehört, und Er hat mich geschickt; noch in dieser Stunde sollen Sie und Ihre Kinder satt werden."

Mutter und Kinder waren starr vor Staunen. Sie schauten mich an wie die Träumenden.

Aber jetzt galt es zunächst, die Hungrigen zu speisen. Die Frau und ich nahmen den größten Korb, der vorhanden war, und nacheinander besuchten wir den Bäcker, Fleischer, Kolonialwarenhändler und Milchverkäufer. Die Kinder trotteten mit und bekamen beim Bäcker gleich einen Anbiß. Das war eine frohe Fahrt!

Auf dem Wege erzählte mir die Frau, daß sie erst seit kurzem so arm geworden sei. Ihr Mann wäre Omnibuskutscher gewesen. Nur ganz selten habe er übermäßig getrunken. Plötzlich sei er wegen einer Unregelmäßigkeit abgesetzt worden. Danach habe er sie verlassen, und wohin er gegangen sei, wisse sie nicht. So seien sie ans Hungertuch gekommen. Betteln gehen oder ans Armenwesen sich wenden, möge sie nicht.

„Nun, von einem, den Gott schickt, nehmen Sie aber doch wohl was an?"

Daß für die Leute weiter gesorgt wurde, versteht sich von selbst. Es war aber nicht lange mehr nötig, denn der Hausvater stellte sich bald wieder reumütig ein.

„Hausfreund"

Das Blümchen

Im Schatten stand ein Blümelein
Und sehnt' sich nach der Sonne,
Ihr helles Licht, ihr warmer Schein
Erschien ihm höchste Wonne.

„Wie wäre ich so glücklich doch,"
So dacht' das Blümelein,
„Wie wollt' ich blühen doppelt schön,
Ständ' ich im Sonnenschein!"

Und sieh, da wurde eines Tags
Von einer fremden Hand
Das Blümelein vom schatt'gen Ort
Verpflanzt in sonn'ges Land.

Wie fröhlich war das Blümchen da
Und wollte herrlich blühn,
Doch als die Sonn' den ganzen Tag
So glühend niederschien,

Da senkte es das Köpfchen bald
Und wurde müd' und matt,
Der unbarmherz'ge Sonnenstrahl
Versengt' ihm Blüt' und Blatt.

Und sterbend sprach das Blümelein:
„Wie töricht war ich doch!
Wo mich der Schöpfer hingestellt,
Würd' leben und blühn ich noch."

E. L. H

„Das Volk, das im Finstern wandelt, hat ein großes Licht gesehen“

Es ist schon sehr lang her — so erzählt ein Gläubiger aus seinen Lebenserfahrungen — daß wir unseren ersten Sonntag in der afrikanischen Wildnis verbrachten. Obgleich viele Jahre seitdem vergangen sind, ist mir dieser Tag um eines besonderen Erlebnisses willen stets lebhaft im Gedächtnis geblieben, wurden wir doch in eindrucksvoller Weise daran erinnert, daß Gott in Wahrheit „das Schwache der Welt auserwählt hat, auf daß Er das Starke zuschanden mache“, daß es Ihm gefällt, den hellen Lichtglanz Seines Evangeliums über die im Finstern Wandelnden ausstrahlen zu lassen.

Wir waren noch nicht lang am Kap der Guten Hoffnung angelangt, als besondere Umstände uns an die äußerste Grenze des Landes riefen. Der erste Teil unserer Reise konnte zur See zurückgelegt werden. Von der Algoabai aus aber mußten wir uns der in den Kolonieen üblichen, stark gebauten Ochsenwagen zur Weiterreise bedienen. Die Reise führte fortan durch zum Teil wild zerklüftetes Gebirgsland, durch tiefe Hohlwege, dann wieder über kahle Ebenen und durch Sumpfland, über Strecken, auf denen jedes andere, leichtere Fuhrwerk bald in Stücke zerbrochen wäre.

Die Fahrt hatte viel Anziehendes, obgleich die Wagen auf Wochen unser einziges Heim bildeten, und wir nur selten an einer menschlichen Wohnstätte vorüberkamen. Da wir nicht schneller als vier Kilometer in einer Stunde fuhren, hatten wir reichlich Muße, uns in der unbekannten afrikanischen Wildnis umzuschauen, die unserem Auge viel Neues bot an seltsamen Gewächsen, Bäumen, Blumen und Vögeln, und nie wurden wir der in kurzen Abständen wiederholten Ruhepausen müde, die stattfinden mußten, um die Tiere grasen und ruhen zu lassen. Es hatte etwas besonders Reizvolles, im Schatten der Bäume zu sitzen und in das strahlende Antlitz der, wie es uns schien, frisch aus der Hand des Schöpfers hervorgegangenen Natur zu schauen, die so schön war, wie eben nur die Werke Gottes sind.

So kam der erwähnte Sonntag. Mit uns ließen sich viele andere Reisende in der Gegend, die wasserreich war und von einem kleinen Fluß durchströmt wurde, zur Sonntagsrast nieder. Wegen der Nähe des Wassers war der Lagerplatz sehr günstig. Als wir am Sonntag früh aus unseren Wagen hinausschauten, waren wir erstaunt über die vielen Fahrzeuge, die sich inzwischen rundumher angesammelt hatten. Neben den meisten sah man deren Inhaber eifrig mit Kochen und allerlei Arbeiten beschäftigt, wobei ihr lautes Reden und Lachen durch den stillen Morgen schallte. Wir stellten mit Genugtuung fest, daß unser Platz ein wenig abseits, am Eingang eines kleinen, aus niedrigem Buschwerk bestehenden Waldes lag, sodaß wir uns ungestört zum Gebet und zum Preise Dessen, dem wir alles zu verdanken hatten, versammeln konnten. Unsere Herzen wurden an die-

sem Tage noch besonders dankbar gestimmt durch den Umstand, daß die Güte unseres himmlischen Vaters uns bis zur Stunde vor den vielen Gefahren der Wildnis, mit ihren zahllosen Raubtieren und Schlangen, gnädig behütet hatte.

Umso trauriger stimmte es uns, nachher bei einem Rundgang durch das Lager, bei dem wir etwa fünfundzwanzig Wagen zählten, — zu denen mindestens je zwei oder drei, oft aber auch doppelt so viele Personen gehörten — zu sehen, in welcher Weise alle diese Menschen den Sonntag verlebten. Da waren Engländer, Holländer und Hottentotten, — solche, die in christlichen Ländern aufgewachsen waren, und arme, unwissende Heiden — aber alle verbrachten den Sonntag in derselben ungöttlichen Weise. Viele lagen im Schatten ihrer Wagen, der Ruhe pflegend, während andere laut lachten und scherzten, und wieder andere ihre Kleider ausbesserten oder im nahen Flusse fischten. Das Widerwärtigste aber war der Anblick laut fluchender und lärmender Kartenspieler.

Da schlug, als wir an die entgegengesetzte Seite des Lagers gelangten, unerwartet der Klang eines geistlichen Liedes, von guten, klaren Stimmen gesungen, an unsere Ohren. Erstaunt folgten wir dem Gesang und fanden uns bald in einer Waldlichtung, hinter einer Gruppe von Lorbeerbäumen versteckt, einer kleinen Versammlung von ungefähr fünfzehn Hottentotten gegenüber, die mit auffallend wohlklingenden Stimmen holländische Lieder zur Ehre Gottes sangen. Als sie einige Lieder gesungen hatten, trat einer von ihnen, ein ernster, klug aussehender Mann von würdiger Erscheinung, in die Mitte seiner

Landsleute, entblößte das Haupt und sprach, ebenfalls auf Holländisch, in einer Weise zu ihnen, die deutlich bekundete, daß sein ganzes Herz bei der Sache war.

„Meine Freunde", sagte er, sein braunes Gesicht mit den pavianähnlichen Zügen emporrichtend, „laßt uns dem Herrn dafür danken, daß Er uns das Vorrecht geschenkt hat, Ihn durch unsere Lieder erheben zu dürfen. Ich wenigstens muß Ihn immer wieder von Herzen für diese Gnade preisen, denn es hat eine Zeit in meinem Leben gegeben, wo ich nicht wußte, was Singen war, wo ich weder Gott kannte noch wünschte, etwas von Ihm zu wissen. Damals sah alles in mir finster aus. Meine Gedanken waren nur darauf gerichtet, mir das Leben so angenehm wie möglich zu machen, d. h. dafür zu sorgen, daß ich immer genug zu essen und Branntwein zu trinken hatte. Wenn ich sterbe, dachte ich, ist ja doch alles aus. Ich wußte nichts von einer unsterblichen Seele, die errettet werden oder verloren gehen konnte. Dagegen glaubte ich fest an alle Art von Zauberei und an die Fähigkeit von Eidechsen und anderem kriechenden Getier, uns Menschen Schaden zufügen zu können, und dergleichen mehr.

„Ich habe ab und zu durch Missionare von einem ewigen Gott und einem gnadenreichen Erlöser gehört, und manche Hottentottenfreunde hatten mir die wunderbaren Dinge, die sie von den Missionaren vernommen, wiedererzählt, aber ich lachte sie aus und erklärte, daß ich niemals solch törichte Geschichten glauben würde.

„Indes, als ich eines Tages mit meinen Ochsen durch eine Missionsstation kam und in der Ka-

pelle singen hörte, ging ich hinein, um dem Gesang zu lauschen. Bald war das Lied zu Ende, und der Missionar begann zu predigen. Er erzählte von Einem, der höher sei als die Sonne, glänzender als die Sterne, und schöner als alle Blumen, ja, der so groß sei, daß Er die Sonne, den Mond und die Sterne, wie auch die Berge, Bäume und Blumen, den weißen und den schwarzen Mann durch Sein Wort erschaffen habe, und der immerdar lebe und über die Werke Seiner Hände herrsche. „Und doch", sagte der Prediger, „liebt dieser große und herrliche Herr alle Menschen, auch die armen Hottentotten, und Er hat versprochen, wenn sie nur an Ihn glauben und Ihm vertrauen wollen, über sie zu wachen, wie ein Hirt über seine Schafe wacht. Er ist der gute Hirte, denn Er hat Sein Leben für Seine Schafe gelassen, und auch jetzt noch, von Seinem himmlischen Throne her, ruft Er allen, die mühselig und beladen sind, zu, zu Ihm zu kommen. Er will ihnen Ruhe für ihre Seelen geben, denn Sein Joch ist sanft, und Seine Last ist leicht." Zum Schluß bat der Missionar alle, doch keine Zeit zu verlieren, sich niederzubeugen vor diesem wunderbaren und großen Heilande, der ein solcher Freund der Sünder sei, auch der armen, vor allem Zauberspuk so bangen Hottentotten, und Ihm alle ihre Sünden zu bekennen.

„Darauf wurde wieder ein Lied gesungen, und ich ging zu meinem Wagen zurück und setzte meine Reise fort. Am Abend aber, als ich neben meinem Feuer saß, kam mir alles wieder ins Gedächtnis, was der Missionar gesagt hatte, und ich fragte mich, wer wohl dieser Herrliche sein möchte, der selbst ein Freund des armen Hottentotten sein wolle, wenn er

Ihn nur suche. Doch ich wußte nicht, wo Er zu finden war. Aber vergessen konnte ich Ihn nicht. Wenn ich die Sonne betrachtete, erinnerte sie mich daran, daß Er heller war als die Sonne. Wenn ich zu den Sternen aufblickte, fiel mir ein, daß Er die Sterne an Glanz übertraf, und daß Er sie alle gemacht hatte, wenn ich mich an den Blumen erfreute, dachte ich daran, daß Er schöner war als sie, und es verlangte mich danach, Ihn kennen zu lernen, der sich trotz all Seiner Größe, Herrlichkeit und Schönheit um mich Armen kümmern wollte. Aber den Weg zu diesem guten Hirten kannte ich nicht.

„Eines Tages wurde ich beim Anspannen eines meiner Ochsen so heftig getreten, daß ich lange an einer bösen Wunde am Bein stilliegen mußte. Meine Freunde wandten alle möglichen Mittel an, um mich zu heilen, aber umsonst; schließlich sandten sie zu dem Zauberdoktor. Der Zauberdoktor schwang seine Hände mehrmals über die Wunde, murmelte seine Zaubersprüche und eröffnete mir darauf, es sei die Bosheit eines Feindes, die den Ochsen veranlaßt habe, mich zu treten, und er empfehle mir, meinen Feinden zu fluchen. Darauf würde es besser mit mir werden. So fluchte ich meinen Feinden. Aber meine Wunde wurde dadurch nicht besser, nur mein Herz wurde schwerer und meine Stimmung trübseliger. Wie verlangte ich danach, jenen Mächtigen zu finden, dessen Last leicht war, und der meiner Seele Ruhe geben wollte! Aber wenn ich die, die um mich waren, nach Ihm fragte, lachten sie mich aus und verspotteten mich.

„Da kam eines Tages ein weißer Mann durch unser Dorf, und meine Freunde baten ihn, zu mir

zu kommen und nach meinem Bein zu sehen. Als er kam, erzählte ich ihm alle meine Leiden, und wie ich meinen Feinden geflucht, aber keinen Nutzen davon gehabt hätte.

„„Und konntest du das erwarten?" fragte er. „Kennst du denn Den nicht, der gesagt hat: „Segnet, und fluchet nicht!"?"

„„Nein, wer ist es?"

„„Der Herr Jesus Christus, der für uns starb, der große Freund der Sünder", war die Antwort.

„Mein Herz schien vor Freude in mir zu springen. Hier war endlich jemand, der Den, den ich suchte, kannte. Ich bat darauf den Fremden, mir von Jesus zu erzählen und mir das Geheimnis zu sagen, wie er Ihn gefunden habe. Er, der Weiße, müsse doch wohl ein guter Mann sein, daß ihm ein so großes Glück widerfahren sei.

„Aber mein Besucher schüttelte den Kopf. „In mir selbst", sagte er, „bin ich nur ein sündiger Mensch, der nicht würdig ist, von Ihm, der der König der Könige und der Herr der Herren ist, auch nur zu reden. Doch der Herr Jesus hat mich zu sich gezogen, weil Er Liebe ist. Und Er hat mich gelehrt, Ihn wieder zu lieben, Er, der mich so geliebt hat, daß Er für mich gestorben ist und mir alle meine Sünden vergeben hat."

„Und nun erzählte er mir alles von dem Sohne Gottes, wie Er aus Liebe zu verlorenen Sündern Mensch geworden ist, wie Er gelitten hat und gestorben ist, um allen, die an Ihn glauben, ewiges Leben zu schenken, indem Er sie durch Sein Blut von allen ihren Sünden reinigt. Zum Schluß versicherte er mir noch, daß dieser selbe Herr alle, die

zu Ihm kämen und ihr Vertrauen auf Ihn setzten, ewig lieben und nie versäumen noch verlassen werde.

„Wieder war mir bei dieser guten Botschaft, als mache mein Herz einen Freudensprung.

„Zuletzt fragte mein Besucher, ob er einmal für mich beten solle.

„„„Was ist Beten?" fragte ich.

„„„Ich will es dir zeigen", erwiderte er. Damit kniete er an meinem Lager nieder und rief laut zu Gott, daß Er Licht in meine Finsternis senden möge, damit ich nicht länger in Unwissenheit und Sünden dahingehen, sondern durch Seine Gnade, durch die Erlösung, die in Jesu Christo ist, Errettung finden und für immer auf den Pfad des Lebens gestellt werden möchte.

„Ich hatte nie vorher jemand beten hören, und als ich den fremden Mann in dieser Weise laut für mich zu dem großen Gott reden hörte, befielen mich Furcht und Entsetzen. Wären Donner und Blitze über uns hereingebrochen, um uns zu töten, ich wäre nicht überrascht gewesen. Doch die Sonne fuhr fort zu scheinen, und der große Gott schien nicht über unsere Kühnheit erzürnt zu sein. Das gab mir Mut, und arm und unwissend, wie ich war, rief ich von nun an oft zu Ihm, Er möge mich bald herstellen, damit ich zur Missionsstation gehen könne, um dort mehr von Ihm zu hören und zu lernen.

„Und es gefiel Gott, mein erstes Gebet zu erhören. Bald war meine Wunde so weit geheilt, daß ich den Weg zur Missionsstation machen konnte. Dort in der Kapelle hatte ich zuerst von Gott gehört, und dort sollte ich auch die herrliche Wahrheit Seines Heils völlig erfassen und jenen großen, herrlichen

. . . Als er kam, erzählte ich ihm alle meine Leiden, und wie ich meinen Feinden geflucht, aber keinen Nutzen davon gehabt hätte.

„Und konntest du das erwarten?" fragte er. „Kennst du denn Den nicht, der gesagt hat: „Segnet, und fluchet nicht!"?"

„Nein, wer ist es?"

„Der Herr Jesus Christus, der für uns starb, der große Freund der Sünder."

Herrn, den Freund der Sünder, den ich so sehnlichst zu finden begehrt hatte, als meinen Heiland kennen lernen.

„Es war ein glücklicher Tag für mich, meine Brüder, als es mir wie Schuppen von den Augen fiel, und ich zum erstenmal Jesus, meinen großen Heiland, sah, der auch für mich Sein teures Leben hingegeben und mich in Seinem kostbaren Blute von allen meinen vielen und schrecklichen Sünden reingewaschen hat. Was kümmerte es mich jetzt noch, daß ich arm und gering war, und die Leute auf mich herabsahen! Ich hatte den Herrn Jesus gewonnen. Das war genug für mich.

„Während meine Wunde unter der richtigen Behandlung des guten Missionars schnell völlig heilte, lernte ich lesen, und als ich wieder wohl genug war, um mit meines Herrn Wagen umherreisen zu können, empfing ich beim Abschied eine Bibel, die ich nun selbst lesen konnte, und die ich, wo immer ich mich aufhalte, mit mir führe. O welch einen Schatz hatte ich gefunden, meine Brüder! Welch einen herrlichen Trost enthält dieses Buch! Gibt es auch Nöte und Schwierigkeiten aller Art — und sie müssen in dieser Welt sein — so darf ich doch täglich die Erfahrung machen, daß der Herr Jesus meine Stärke und meine Hilfe ist, und daß Er hält, was Er in Seinem Wort versprochen hat. Mit Ihm durch dieses Leben zu gehen, ist glückselig. Und bald wird Er wiederkommen, um alle die Seinen zu sich zu nehmen und sie in die Wohnungen droben im Vaterhaus einzuführen, wohin Er vorangegangen ist, um dort eine Stätte für sie zu bereiten."

Der schwarze Mann schwieg. In tiefer Aufmerk-

samkeit hatte die kleine Versammlung den fesselnden Ausführungen gelauscht. Und als jetzt wieder eines ihrer schönen Lieder durch den Wald schallte, merkte man dem Gesang an, wie bewegt aller Herzen waren. Auch wir wandten uns, ergriffen von dem, was wir gehört und gesehen hatten, auf unseren Weg, voll Dank gegen Gott, der uns in dieser Wildnis inmitten vieler, die nicht nach Ihm fragten, ein kleines Häuflein schwarzer Menschen hatte finden lassen, die, wenn auch gering und nichtgeachtet in der Welt, den unausforschlichen Reichtum des Christus kannten, und deren Freude es war, ihren Herrn und Erlöser durch ihre Lieder zu preisen. Auch dankten wir Gott dafür, daß Er Arbeiter in Seine Ernte gesandt hatte, durch deren Dienst diese in der Wildnis zerstreuten Schafe gebracht worden waren zu dem „Hirten und Aufseher ihrer Seelen".

„Ich will aber nicht verloren gehen!"

Es war in S., wo ich mich bei einem gläubigen Freunde einige Tage aufhielt. Bei einem Rundgang, den wir miteinander machten, kamen wir zu einer achtzigjährigen gläubigen Frau. Wir trafen sie in Gesellschaft einer Bekannten, die noch einige Jahre älter war als sie selbst. Die beiden Alten saßen nebeneinander auf dem Sofa. Nach einigen Begrüßungsworten fragte ich die Besucherin unserer alten Schwester nach ihrem Alter.

„Ich bin vierundachtzig Jahre alt", lautete die Antwort.

„Vierundachtzig Jahre? Das ist ein hohes Alter, das nicht viele erreichen. Sind Sie denn auch auf dem Wege zum Himmel?"

„Das hoffe ich aber bestimmt."

„Weshalb hoffen Sie das denn?"

„Nun, ich habe doch meine Religion. Ich bete fleißig, lese jeden Tag in der Bibel und gehe, soviel ich kann, zum Gottesdienst."

„Nun, liebe Großmutter, das ist ja alles gut und schön. Aber Sie haben die Hauptsache vergessen. Wie steht's mit Ihren Sünden? Denken Sie doch nur einmal darüber nach, wie viele Verfehlungen in Gedanken, Worten und Werken auf Ihrem langen, vierundachtzigjährigen Lebensweg liegen müssen! Von all diesen Sünden können Sie nicht eine einzige ungeschehen machen. Sie können auch durch Ihre Religion, Ihr Beten, Bibellesen und Kirchengehen keine von ihnen tilgen. Das vermag einzig und allein das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes. Sie wissen doch sicher, daß Er am Kreuz auf Golgatha für Sünder gestorben ist. Sein Blut allein reinigt von aller Sünde. Was wollten Sie, vorausgesetzt, Sie kämen in den Himmel, überhaupt da tun? Sie würden sich ja gar nicht wohl fühlen inmitten der durch Christi Blut Erkauften. Sie hätten ja nicht einmal ein Lied, mit dem Sie in das Lob des Lammes Gottes einstimmen könnten!"

„Ja, Anna", wandte die Gläubige sich daraufhin an ihre Bekannte, „der Herr hat recht. Das gleiche habe ich dir schon mehr als einmal gesagt. Es bleibt dir nichts anderes übrig, als Buße zu tun und mit deinen Sünden zum Heiland zu gehen. Sonst bist du verloren."

Auch mein Begleiter fügte noch einige Worte in ähnlichem Sinne hinzu. Anfänglich schien die Vierundachtzigjährige wenig erbaut zu sein von dem, was wir ihr sagten. Es ist ja nicht so leicht, mit einemmal alles fahren zu lassen, was bisher ein so angenehmes Ruhekissen war, nicht so leicht, einzusehen, daß das gute Leben, auf das man so stolz ist, vor Gott keinen Wert hat. Der anfängliche Ärger machte aber mehr und mehr einer nachdenklichen Stimmung Platz, und es war beinahe ergreifend, die alte Frau schließlich mit einem tiefen Seufzer sagen zu hören:

„Ich will aber nicht verloren gehen!"

Ihr Gewissen war aufgewacht. Sie begann sich im Lichte Gottes als Sünderin zu erkennen. So konnten wir ihr am Ende unserer Unterredung freudig sagen:

„Wenn Sie wüßten, wie lieb Gott Sie hat, so würden Sie heut' noch zu Ihm gehen, und Er würde Sie zu Jesu führen, dessen Retterarme weit für Sie geöffnet sind."

Als wir das Haus verließen, mußten wir uns sagen: „Die Frau scheint aufrichtig zu sein, und dann wird Gott sie weiterführen".

Ja, sie war aufrichtig, und solchen läßt es Gott gelingen. Von meiner Reise zurückgekehrt, erhielt ich von meinem Freunde in S. einen Brief, in welchem er mir unter anderem folgendes mitteilte:

„Nach unserem Fortgang haben die beiden alten Frauen sich weiter unterhalten über das, was wir mit ihnen gesprochen hatten. Die Vierundachtzigjährige war wie umgewandelt. „So wie diese beiden Männer es mir gesagt haben, hab' ich es noch nie gehört", bezeugte sie. „Sollen wir zwei nicht mal

miteinander beten?" Und dann gingen die beiden alten Mütterchen in die Kammer nebenan, knieten dort nieder und beteten — ein Anblick, über den sich die Engel im Himmel gefreut haben werden. Wieder ins Wohnzimmer zurückgekehrt, sagte die ältere: „Ach, wie freue ich mich, daß der liebe Gott mir diese Männer gesandt hat! Ja, die hat Er zu m i r geschickt. Gewiß, ich muß noch einmal allein nebenan gehen und beten." Die Freundin ließ sie gern gewähren, und so ging die alte vierundachtzigjährige Frau noch einmal ins Nebenzimmer und kniete dort abermals nieder, allein mit sich und Gott. Als sie dann nach längerer Zeit zurückkehrte, da strahlte das alte runzelige Gesicht, und glücklich rief sie: „I c h h a b's! Meine Sünden sind vergeben. Nun gehe ich mit euch in den Himmel! Das Abendmahl habe ich dazu nicht mehr nötig."

„Dann haben sich die beiden lieben alten Frauen, die jetzt Schwestern in Christo waren, froh und dankbar weiter unterhalten über das Erlösungswerk ihres Herrn und Heilandes und haben die Liebe Gottes gerühmt, die sich wieder einmal in ihrer Kraft erwiesen hatte. Schließlich verabschiedete sich die Neubekehrte von ihrer Freundin mit den Worten: „Jetzt will ich nach Hause gehen und meinen Kindern erzählen, was Gott an mir getan hat, und will ihnen sagen, daß sie dasselbe tun müssen wie ich, um in den Himmel zu kommen.""

Und du, mein lieber, unbekehrter Leser, mußt auch dasselbe tun. Es gibt nur e i n e n Weg zu Gottes Vaterherzen, und der heißt nicht: gutes Leben, Religion, Beten, Taufe und Abendmahl, sondern: J e s u s. Als Thomas den Herrn in jener letzten

großen Unterredung, zu deren Beginn Jesus von den Wohnungen des Vaterhauses sprach, nach dem Wege dahin fragte, lautete die Antwort: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, als nur durch mich." (Joh. 14, 6.) Wer Jesum hat, der darf mit dem Apostel sagen: „Wir wissen, daß, wenn unser irdisches Haus, die Hütte, zerstört wird, wir einen Bau von Gott haben, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, ein ewiges, in den Himmeln". (2. Kor. 5, 1.)

„Heilbringend für alle Menschen"

Über das Wort von der Gnade Gottes, die, wie der Apostel Paulus an sein Kind Titus schreibt, erschienen ist, „heilbringend für alle Menschen", habe ich in der letzten Zeit öfters nachdenken müssen. Und je länger ich darüber nachdachte, desto wundervoller erschien es mir. Und wenn ich dann den ganzen kurzen Brief las und darüber sann, daß die Gläubigen, unter denen Titus zu jener Zeit lebte, Kreter waren, Menschen, von denen ihr eigener Prophet gesagt hatte: „Kreter sind immer Lügner, böse, wilde Tiere, faule Bäuche!" — ja, dann mußte ich mir sagen: Wie wunderbar groß ist doch die Gnade, welche in Christo Jesu erschienen ist! Könnte einer außer Gott auf den Gedanken kommen, solche Geschöpfe zu Seinen Kindern zu erwählen?

„Lügner, böse, wilde Tiere, faule Bäuche!" Welch eine Charakteristik! Aber wenn „einer aus

ihnen" so gesprochen hat, wird die Beschreibung wohl richtig gewesen sein. Gott würde auch gewiß nicht Sein Siegel darauf gedrückt haben, wenn sie nicht stimmte. Und solche Menschen hat der heilige Gott nicht für zu schlecht erachtet, um an ihnen Seine Gnade groß zu machen und sie dann auf Adlersflügeln zu tragen. Denn Er hat doch genau gewußt, daß sie auch n a c h ihrer Bekehrung keine Engel sein, sondern dem Apostel und den anderen Dienern des Evangeliums manche Schwierigkeiten und Sorgen bereiten würden. Er hat gewußt, daß sie stets in Gefahr stehen würden, auf das Gefasel und das törichte Gerede von Menschen zu lauschen, die von der Wahrheit Gottes nichts wissen wollen, und daß sie strenger Zurechtweisung bedürfen würden. (Kap. 1, 13. 14.) Aber auch das hat Gott nicht abzuhalten vermocht, an den Kretern Seine heilbringende Gnade zu erweisen.

Beinahe zweitausend Jahre sind verflossen, seitdem der Heilige Geist in dieser Weise von der Verderbtheit des Menschengeschlechts und von der Größe der göttlichen Gnade geschrieben hat. Vieles ist in dieser langen Zeit anders geworden, manches besser, manches schlechter, aber die Bosheit des Menschen ist sich gleich geblieben, und die Gnade Gottes auch. Oho, denkt da vielleicht der eine und andere, das ist aber stark, einen anständigen Menschen mit Leuten auf eine Stufe zu stellen, die „immer Lügner sind, böse, wilde Tiere, faule Bäuche"! Beruhige dich, Freund, das ist nicht meine Meinung. Auch der Apostel hätte diese zermalmenden Worte wohl nicht an a l l e damals lebenden Menschen gerichtet. Auch in jener Zeit gab's neben Lügnern aufrichtige Menschen,

neben solchen, die nur ihren wilden, bösen Trieben folgten, solche, die ein ehrbares Leben führten, neben Faulen Fleißige. Die alles entscheidende Frage aber ist: Wozu ist der Mensch seiner Natur nach fähig? Und da lautet die Antwort: Zu allem Bösen. Der Apostel schließt sich selbst mit ein, wenn er später in seinem Briefe schreibt, daß wir „die Gottlosigkeit und die weltlichen Lüste verleugnen sollen". Gibt das nicht zu denken?

Doch bleiben wir noch einen Augenblick bei der Charakterschilderung der Kreter stehen, um damit die Wesenszüge zu vergleichen, welche die heutige Menschheit, also die Allermodernsten, kennzeichnet. Müssen wir da nicht bei unbefangenem Urteil feststellen: Sie paßt genau? Ist wohl jemals mehr gelogen worden als heute? Gab es wohl je eine Zeit, wo die Lust am Verderben, am Zerreißen und Zertrümmern unverhüllter zutage getreten wäre? Gibt es nicht gerade heutzutage Unzählige, deren „Gott der Bauch, deren Ehre in ihrer Schande ist, und die auf das Irdische sinnen"? (Phil. 3, 19.) Trifft die fürchterliche Beschreibung von 2. Tim. 3 nicht haarscharf zu auf unsere Zeit? Zu allen Zeiten gab es gottlose, böse Menschen. Wann aber hätte die Gottlosigkeit so frech ihr Haupt erhoben wie in der unsrigen? Es sind heute nicht mehr die gläubigen Christen allein, die warnend ihre Stimme erheben. Tagesblätter der verschiedensten Richtungen schreiben schaudernd von der Gottlosen-Propaganda, die, von Rußland ausgehend, ihren Weg über die ganze Erde nimmt. Es gibt heute sogar Gottlosen-Zeitschriften. Der „Bund der Gottlosen" tut unter jung und alt seine finstere Arbeit mit einem Eifer

und mit solch offenem Visier, daß Leute, die vom Christentum nichts wissen wollen, es mit Sorge und Schrecken verfolgen.

Und was tut Gott? Er sieht alles und nimmt von allem Kenntnis. Wir haben von vielem, was um uns her geschieht an Werken der Finsternis, kaum eine Ahnung. Aber vor Seinen Augen liegt all das Böse, Lug und Trug, sittliches Verderben, Bosheit und Gottlosigkeit, Dinge, die man nicht nennen mag — vor Seinen Augen liegt alles wie ein aufgeschlagenes Buch. Und wie antwortet Er auf dies alles? Gewiß, Er redet häufig sehr ernst, Er sendet manches Gericht über die verderbte Menschheit. Aber noch hat Er sich nicht in Zorn und Grimm abgewandt, nein, immer noch läßt Er Seine heilbringende Gnade jedermann anbieten. Immer noch ruft Er den Menschen ohne Ausnahme zu: „Entfliehet dem kommenden Zorn!" Immer noch bitten Seine Diener: „Laßt euch versöhnen mit Gott!" Immer noch gilt das Wort: „Den, der Sünde nicht kannte, hat Er für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir Gottes Gerechtigkeit würden in Ihm". Immer noch ist Er bereit, den Sünder anzunehmen, und mag es der gottloseste und am tiefsten gefallene sein — anzunehmen um Jesu willen.

Als der sterbende Heiland Sein: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" rief, da hat Er auch an unsere Zeit mit all ihrer Gottlosigkeit gedacht, da hat Er auch für manchen Gottlosen unserer Tage gelitten. Wie unendlich groß ist doch Gottes Menschenliebe! Wie bewunderungswürdig Seine Gnade! Selbst ein Voltaire, dessen gottloser Unglaube sprichwörtlich geworden ist, hätte Gnade

finden können, wenn er gewollt hätte. Und auch für jene blinden Gottlosen-Führer unserer Tage ist die Gnade Gottes groß genug. Wenn sie sie doch annehmen wollten!

„Heilbringend für alle Menschen!" Dieses Wort gilt auch heute noch in seiner ganzen herrlichen Kraft. O höre es, lieber Leser, der du bisher diese Gnade verschmäht hast! Eile zu Jesu! Sein Blut reinigt von aller Sünde. Aber vergiß nicht: Es ist hohe Zeit! Die Uhr dieser Zeitperiode wird bald zum letzten Schlage ausgeholt haben, und dann kommt die Stunde, von der bereits Henoch vor Jahrtausenden geweissagt hat, als er sagte: „Siehe, der Herr ist gekommen inmitten Seiner heiligen Tausende, Gericht auszuführen wider alle und völlig zu überführen alle ihre Gottlosen von allen ihren Werken der Gottlosigkeit, die sie gottlos verübt haben, und von all den harten Worten, welche gottlose Sünder wider Ihn geredet haben". (Judas 14. 15.) Wehe allen, die von dieser Stunde ereilt werden! Sie haben die heilbringende Gnade für immer verscherzt. Sie haben um den Preis ihrer Seelen geirrt, und der Feuersee wird ihr ewiges Teil sein. Darum eile heute, wo die Gnadentür noch offen steht, eile und rette deine Seele!

Römer 12, 12

Die öffentliche Einweihungsfeier war vorüber. Die fremden Gäste hatten das Heim verlassen, und Frau Götting, die gütige Stifterin und zugleich Leiterin des „Berghauses", war

mit denen zurückgeblieben, die als erste Pfleglinge den Segen ihrer Stiftung genießen sollten.

Das „Berghaus", das wunderschön auf einer Anhöhe am Waldrand unfern eines kleinen Sees lag, war von Frau Götting dazu eingerichtet worden, erholungsbedürftigen, berufstätigen Frauen einen Ferienaufenthalt zu ermöglichen, den sie aus eigenen Mitteln nicht hätten bestreiten können. Das Heim sollte das ganze Jahr geöffnet sein, um jederzeit Gäste aufzunehmen, die eine Erholung brauchten, oder auch solche, die in Not geraten waren und niemand hatten, der sich um sie kümmerte. Frau Götting hatte sich mit den Frauenhilfen der benachbarten Stadt in Verbindung gesetzt, um mit deren Unterstützung solche Gäste für ihr Haus zu bekommen, für die ihre Einrichtung gedacht war. Alle Zimmer waren bereits besetzt. Dankbar waren die Geladenen der erhaltenen Einladung gefolgt. Nun saßen sie nach der Feier gemeinsam mit ihrer freundlichen Wirtin in dem geräumigen, behaglichen Eßzimmer, dessen Fenster auf den See hinausgingen.

Man sprach noch eine Zeitlang hin und her über den schönen Verlauf der Einweihungsfeier; dann aber nahm Frau Götting das Wort.

„Meine lieben Freundinnen", begann sie, „so darf ich Sie wohl alle nennen, die sich als erste meiner Pflege und Obhut anvertraut haben. Also, liebe Freundinnen, gestatten Sie mir, Ihnen noch ein paar Worte zu sagen, ehe wir heute zum erstenmal im „Berghaus" zur Ruhe gehen. Zweck und Ziel des Heimes sind Ihnen ja bekannt, aber ich möchte Ihnen noch etwas erzählen, was gewissermaßen die Vorgeschichte desselben bildet.

„Sie sehen mich jetzt in einer Lebenslage, die es mir ermöglicht, nicht nur selbst ohne Sorgen dem nahenden Alter entgegenzusehen, sondern die mich auch instandsetzt, anderen, weniger glücklichen Gefährtinnen zu helfen. Von ganzem Herzen danke ich meinem Gott, der alles so gefügt hat, nachdem Er mich manches Bittere und viele schwere Stunden hat durchleben lassen. Denn auch für mich hat es eine Zeit gegeben, wo ich einsam und verlassen dastand und schwer mit der Not des Lebens zu kämpfen hatte. Das Dasein erschien mir hart und grausam, denn ich hatte nichts, was mich in jenen schweren Tagen aufzurichten vermochte. Wenn ich auch nicht ungläubig war und wohl ab und zu einen Gottesdienst besuchte, stand ich Gott doch innerlich fern. Er war noch nicht mein Vater in Christo Jesu geworden. Ich dachte nicht daran, Ihn im Gebet zu suchen, meine Sorgen auf Ihn zu werfen und vor allem, mich mit Ihm versöhnen zu lassen.

„Eines Tages kam ich ganz niedergeschlagen nach Hause. Verdruß und Mißerfolg in meiner Arbeit, der drohende Verlust einer bisher sicheren Einnahme, dazu noch körperliches Leiden, alles das kam zusammen und versetzte mich in eine nahezu verzweifelte Stimmung. Müden Schrittes ging ich an meinen Schreibtisch, um noch eine notwendige Arbeit zu vollenden. Da fiel mein Blick auf einen Brief, der dort lag, und der von jugendlicher Hand geschrieben schien. Der Poststempel gab mir Auskunft, daß der Brief aus dem Ort kam, wo eine liebe Freundin verheiratet war. Sicher war das Schreiben von ihrem Sohn, der kürzlich Geburtstag gehabt, und dem ich ein kleines Geschenk gesandt hatte.

„Als ich den Brief öffnete, fand ich meine Vermutung bestätigt. Der Knabe sprach mir seinen Dank aus und erzählte dann von dem Verlauf seines Geburtstages. Plötzlich hielt ich einen Augenblick im Lesen an und lächelte unwillkürlich. Mein junger Freund schrieb, daß er zu seiner Freude einen Wandspruch als Zimmerschmuck erhalten habe, und zwar seinen Lieblingsspruch Römer 12, 12, den er sich in seiner Bibel besonders angemerkt hätte. Nun würde er den Spruch immer in seinem Zimmer vor Augen haben. Der Schreiber mußte mich wohl für sehr bibelkundig halten, da er offenbar annahm, der Spruch sei mir bekannt. Römer 12, 12 — wie konnte ich wissen, was dort stand?!

„Ich las den Brief zu Ende. Aber als ich ihn beiseite legte, nahm ich meine Arbeit nicht sogleich auf. Römer 12, 12 — es ließ mir doch keine Ruhe, bis ich wußte, was dort geschrieben stand. So griff ich nach der Bibel, die auf meinem Schreibtisch lag, in der ich aber — zu meiner Schande muß ich es gestehen — wenig oder garnicht las. Sie war mir wert als Andenken an meine Mutter, die sie als Hochzeitsgeschenk erhalten und in der sie viel gelesen hatte. Ich selbst hatte bisher kaum das Bedürfnis gefühlt, mich hinein zu vertiefen. Ich hörte ja Gottes Wort an Festtagen in der Kirche. Das genügte mir. Nun aber wollte ich doch einmal sehen, was Römer 12, 12 geschrieben stand. Die Stelle war bald gefunden, und ich las: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet!" Mein Herz begann heftiger zu schlagen. Dieses Wort, das der Knabe sich in seiner Bibel angestrichen hatte, weil es ihm etwas bedeutete — hätte es nicht auch

der Leitstern für mein Leben sein können? Ach! ich konnte mich keiner glückseligen Hoffnung rühmen. Die Trübsal meines Lebens trug ich murrend und unwillig, und das Gebet bedeutete mir nichts. Ich mußte mich schämen, wenn ich an das Kind dachte, das diesen Spruch als schönstes Geschenk ehrte, und zum erstenmal begann ich ernstlich darüber nachzudenken, was meinem Leben fehlte.

„Meine Arbeit vergaß ich. Statt dessen griffen meine Hände wieder nach dem heiligen, von mir so vernachlässigten Buche. Ich begann zu lesen, und je weiter ich las, desto wundersamer ward es mir ums Herz. Es war, als ginge mir eine ganz neue Welt auf, deren Interessen erhabener und wichtiger waren als alles, wonach ich bisher getrachtet hatte. Als ich an diesem Tage die Bibel schloß, wußte ich zwar noch nicht, w a s mir fehlte, aber soviel hatte ich doch erkannt, daß es etwas war, was mir die Äußerlichkeiten des Erdenlebens nicht geben konnten. Ich wußte, daß, mochten auch meine augenblicklichen Schwierigkeiten beseitigt werden, in meinem Herzen eine Leere zurückbleiben würde, die nur Einer ausfüllen konnte — Gott. An diesem Tage, liebe Freundinnen, habe ich zum erstenmal in meinem Leben richtig gebetet. Da habe ich vor Gott auf den Knieen gelegen und zu Ihm gerufen, daß Er mir helfen und meiner Seele den Frieden schenken möge, der mir so fehlte.

„Heute darf ich Ihnen dankbaren Herzens sagen, daß Gott mein Gebet erhört hat. Es hat zwar noch eine Zeitlang gedauert, bis ich durch das Lesen des teuren Gotteswortes erkannte, daß J e s u s mir fehlte. Aber nachdem ich einmal diese Entdeckung

gemacht hatte, wurde es schnell anders. Da ging ich mit meinem ruheverlangenden Herzen, mit meiner Gleichgültigkeit, mit meinen Verfehlungen und meinen Sünden zum Heiland, und Er hat mir alles vergeben auf Grund Seines vollbrachten Werkes auf Golgatha und hat mir Ruhe und Frieden geschenkt und ewiges Leben.

„Von dieser Zeit an wurde vieles anders in meinem Leben. Das Wort Gottes wurde mein vertrauter Freund, der mir immer wieder neuen Mut und frische Kraft gab, den Lebenskampf tapfer weiterzuführen. Es kamen allerdings auch Stunden, in denen die alte Verzagtheit die Oberhand gewinnen wollte, aber dann wandte ich mich im Gebet zu meinem Gott und Vater und warf alle meine Sorgen auf Ihn. Auf diese Weise lernte ich geduldig in Trübsal zu sein und fröhlich in Hoffnung. Es war, als ob diese Fröhlichkeit auch meine Arbeit beeinflußte; ich tat sie leicht und freudig, und der Erfolg blieb nicht aus. Mein Leben schien endlich eine feste Bahn gefunden zu haben, und ich war zufrieden und dankbar für das, was Gott mir gab.

„Da nahm mit einemmal mein Weg eine ganz neue Wendung. Eine alte Dame, der ich in der letzten Zeit ihres einsamen Lebens nahe getreten war, und der ich einige Liebesdienste hatte erweisen können, starb und hinterließ mir ihr bedeutendes Vermögen nebst dem „Berghaus", ihrem alljährlichen Sommeraufenthalt. Ich war zunächst wie betäubt. Mein ganzes Leben hatte ich mich sparsam einrichten und genau rechnen müssen, und nun sah ich mich mit einem Male im Besitz eines großen Vermögens. Sollte das ein Prüfstein Gottes sein, ob mein Glaube

eine Wirklichkeit war? Man riet mir, das „Berghaus" zu verkaufen, und machte mir auch vorteilhafte Angebote, da seine Lage so schön war und es sich gut zu einem Erholungsheim eignete. Aber ich konnte mich nicht zu einem Verkauf entschließen. Und plötzlich kam es wie eine Erleuchtung über mich. Ich erkannte, daß Gott das reiche irdische Gut in meine Hände gelegt hatte, um anderen bedrängten Menschen zu helfen. Ja, ein Erholungsheim sollte das „Berghaus" werden, aber nur für solche meiner Mitschwestern, die auch die Not des Lebens kennen gelernt hatten und einmal ausruhen sollten von dem Daseinskampfe.

„So wurde das „Berghaus" das Heim, das Sie heute vollendet sehen, und das mit Gottes Hilfe recht viel Segen spenden soll. Ich weiß nicht, ob Sie beim Rundgang durch die Räume bemerkt haben, daß über jedem Bett ein Spruch hängt, aber wenn Sie ihn heute abend lesen, werden Sie sich nicht wundern, daß es Römer 12, 12 ist. Hätte Gott nicht durch die Hand eines Kindes an mein Herz geklopft, wer weiß, in welch törichter Weise ich meinen Reichtum verwandt hätte? So aber will ich hoffen, daß er manchem zu Nutz und Frommen dienen wird. Und sollte gar der herrliche Spruch der einen und anderen von Ihnen zu der wichtigsten Lebenserfahrung verhelfen, derjenigen nämlich, die ich selbst durch Gottes Gnade machen durfte, so würde ich dafür meinem Herrn und Heiland vor allem dankbar sein."

Die Erzählerin schwieg. Man merkte ihr an, wie die Erinnerung an die wunderbaren Wege Gottes ihr Herz bewegte. Ihre Worte machten Eindruck.

Als die Frauen später ihre freundlichen Zimmer aufsuchten, war wohl kaum eine unter ihnen, die nicht mit Bewegung den Spruch über ihrem Bett gelesen und in Verbindung damit nochmals über das an diesem Tage Gehörte nachgedacht hätte. Gott allein weiß, was an diesem Abend in den einzelnen Seelen vorging. Sicher aber ist, daß das „Berghaus" ein Segen für viele von denen geworden ist, die mit müdem Herzen seine Schwelle überschritten, über der in goldenen Buchstaben die Worte leuchteten:

Römer 12 Vers 12.

E. L. H.

„Der Gott, der mich mit Kraft umgürtet . . "

„Es ist mir, als röch' ich Feuer, Herr Kapitän", sagte Jacob Maxwell, der Steuermann, „aber ich kann nicht finden, wo es ist."

Der Kapitän zieht die Luft ein.

„Ich riech's auch."

Aber bald ist's ihm wieder, als sei es nichts. Dann kehrt der Brandgeruch wieder. Alles wird durchsucht, aber nichts gefunden. Das Dampfschiff fährt weiter. Auf die Dauer aber wird es jedermann klar: Es brennt im Schiff, und in der Nacht, als das Innere schon von Rauch erfüllt ist, ruft der Kapitän plötzlich:

„Ich hab's gefunden, Maxwell. Die Flammen brechen beim Rade durch."

„Dann wende ich das Schiff dem Ufer zu", entgegnet, äußerlich ruhig, der Steuermann. Als

er aber allein ist, fällt er, sich der furchtbaren Gefahr bewußt, auf die Kniee und betet:

„O allmächtiger Gott, verleih mir jetzt Kraft, treulich meine Pflicht zu tun, und wenn ich nicht zu den Meinen zurückkehren sollte, dann tröste Du mein Weib und erbarme Dich meiner acht Kinder!"

Danach ergreift er mit fester Hand das Steuerruder und steht, das Auge auf die nächste Landspitze gerichtet, unbeweglich, während das Schiff wie ein Pfeil dahinschießt. Die Matrosen wenden alle Kräfte und Mittel an, das Feuer zu dämpfen, aber die Flammen wachsen mit jeder Minute. Die Maschine gibt ihr Äußerstes her, und wie ein Sturmvogel fliegt das Schiff durch die Wellen. Alles drängt sich auf dem Vorderteil zusammen, wohin der gewaltige Luftzug den Rauch nicht kommen läßt.

In dem erstickenden Qualm, wie ein Märtyrer auf rauchendem Scheiterhaufen, steht Maxwell am Steuerruder. Wohl tun Kapitän und Mannschaft, was sie können, um das Hinterteil des Schiffes unter Wasser zu halten, aber dem wütenden Element gegenüber sind sie fast machtlos. Schon fängt der Boden an, sich unter Maxwell's Füßen zu entzünden. Doch der treue Mann weicht nicht von seinem Posten. Das Leben von achtzig Personen hängt von ihm ab. Unbeweglich hält seine Hand das Ruder.

Am Ufer sehen die Leute das brennende Schiff und setzen Holzstapel in Brand, um den Unglücklichen zu zeigen, wo sie landen sollen. Maxwells Füße fangen an zu braten, aber er bleibt stehen. So sturmschnell das Schiff dahinbraust, er möchte ihm noch Flügel dazu geben, denn so kann es kaum noch einige Minuten weitergehen. Dann sind Schiff und Men-

schen verloren. Da — ein Krachen und Rutschen. Das Steuerruder ist zerbrochen, aber das brennende Schiff — sitzt auf dem sandigen Strand.

In wenigen Minuten sind alle gerettet. Auch Marwell wird ans Land getragen. Aber wie sieht er aus! Seine Kleider fallen ihm wie Zunder vom Leibe, seine Füße sind schrecklich verbrannt. Gott segnet die Bemühungen des Arztes, sodaß er nach mehreren Wochen das Bett wieder verlassen kann, aber seine Füße bleiben schwach, seine hohe Gestalt ist gekrümmt, und seine Haare sind gebleicht. Er ist zum Krüppel geworden, und seine Familie hat ihren Ernährer verloren.

Der Gott aber, der ihn mit Kraft umgürtet hatte, hat auch sein Gebet erhört und Herzen und Hände willig gemacht zu helfen, sodaß er mit den Seinigen keine Not zu leiden braucht.

„Lasset euer Licht leuchten!"

Du bist ein Licht!
Vergiß es nicht
Auf deinen Wanderwegen.
Und ist's auch klein,
Hüt' es nur fein
Und halt's der Welt entgegen.

Ein Sonnenblick
Bringt oft schon Glück,
Wenn schwarz die Welt verhangen.
Ein freundlich Licht
Im Angesicht
Nimmt manchem Herz ein Bangen.

Fritz Woike
aus „Lichter am Wege"

Ein geretteter Raubmörder

In einem der finsteren und feuchten Kellergewölbe des Gefängnisses zu Lyon in Frankreich lag vor vielen Jahren Johann Peter Chambon, ein Raubmörder, an Händen und Füßen gefesselt. Neben dem Ungeziefer, das diesen widrigen Raum füllte, quälte ihn ein heftig nagender Hunger, der durch die karge Gefängniskost, Brot und Wasser, nicht gestillt werden konnte.

Zwei Monate hatte der Gefangene, vom Tageslicht und jeder Berührung mit seinen Mitmenschen ausgeschlossen, bereits in dieser menschenunwürdigen Lage zugebracht. In ohnmächtiger Wut wälzte er sich auf dem schimmeligen Strohlager und ließ die düsteren Gefängnismauern vom Geklirr seiner Ketten widerhallen, während er fast ohne Aufhören schauerliche Lästerungen gegen Gott ausstieß und den Tag seiner Geburt sowie seine Eltern und alle Menschen verfluchte.

Seit einigen Tagen aber hatten neue, nie vorher gehörte Töne begonnen, sich mit den lästerlichen Flüchen des Verbrechers zu mischen. Aus Nachbarzellen gelangten immer wieder die harmonischen Klänge von Psalmen und Liedern deutlich an sein Ohr. Viele gläubige Hugenotten aus Lyon und anderen Plätzen Frankreichs waren um jene Zeit wegen ihres Glau-

Samenkörner (Neue Folge 25) 1931

bens eingekerkert worden. Von ihnen kamen die ungewohnten Gesänge. Aber auf Chambon machten sie keinen anderen Eindruck, als daß sie die natürliche Feindschaft seines Herzens gegen Gott nur noch mehr aufrührten. Sooft etwas von den Gebeten und Danksagungen an sein Ohr drang, verdoppelten sich seine Lästerungen.

Doch der Gott aller Gnade hatte in Seinem unendlichen Erbarmen auch über diesen elendesten der Menschen Gedanken des Friedens. Als alle Zellen des Gefängnisses mit verfolgten Anhängern des reinen Evangeliums vollgepfropft waren, geschah es eines Tages, daß einer von ihnen, der Genfer Peter Berger, zu Chambon ins Verlies gebracht wurde.

Berger war Kaufmann von Beruf und in Geschäften nach Lyon gekommen. Wenig mochte er daran gedacht haben, welch traurige Folgen seine Reise haben sollte. Er war ein hochgeachteter Mann, besaß ein beträchtliches Vermögen und war glücklicher Gatte und Familienvater. Aber alle diese zeitlichen Glücksumstände waren für ihn kein Hindernis gewesen, auch an die höheren und wichtigeren Belange der Seele zu denken. Er liebte Jesum, seinen Heiland, über alles und war bereit, um Seinetwillen selbst sein Leben hinzugeben.

Um der göttlichen Wahrheit und des Zeugnisses seines Herrn willen in Bande und Gefängnis gekommen, mußte Berger sich sagen, daß er damit nur das Los der meisten Nachfolger Christi von der Zeit der Apostel an teile. Immerhin hatte er nicht erwartet, daß man ihn in die Zelle eines berüchtigten Raubmörders sperren würde. Noch größer wurde seine Bestürzung, als er die Flüche und Lästerungen vernahm,

die unaufhörlich über Chambons Lippen kamen. Doch sein Entsetzen wich bald einem innigen Mitgefühl, und sein Abscheu verwandelte sich in das ernste Verlangen, in der Hand des Herrn ein Werkzeug zur Errettung dieses Verlorenen zu werden. Zunächst bat er den Gefangenen freundlich, das Fluchen und Lästern zu lassen, das ihm doch unmöglich helfen könne, sondern nur dazu diene, „sich selbst Zorn aufzuhäufen am Tage des Zorns und der Offenbarung des gerechten Gerichts Gottes". Er forderte ihn auf, statt dessen mit ihm zu beten. Aber Chambon erwiderte, wenn es auch wahr sei, daß ihm das Fluchen nichts helfe, so werde ihm das Beten doch noch weniger einbringen. Das Fluchen verschaffe ihm wenigstens Luft.

Als Berger die Nutzlosigkeit einsah, seinen Mitgefangenen zum Beten zu überreden, flehte er selbst umso inbrünstiger für ihn. Zugleich bewies er ihm seine Zuneigung und seine guten Absichten dadurch, daß er dem mit Handeisen Gefesselten manchen kleinen Liebesdienst erwies und das bessere Essen, das Freunde aus der Stadt ihm sandten, mit ihm teilte. Die Folge war, daß Chambon aufhörte, die Gebete des frommen Mannes zu stören. Auch die rohen, lästerlichen Reden verstummten mehr und mehr, und er begann, wenn anfänglich auch ohne sonderliches Interesse, auf das zu lauschen, was sein so ungleicher Leidensgefährte ihm aus Gottes Wort mitteilte. Mit Vorliebe weilte Berger bei der Person und der Liebe Christi. Er erzählte seinem Kerkergenossen, wie Jesus, der Sohn Gottes, aus Liebe zu verlorenen Menschenkindern aus der Herrlichkeit des Himmels herabgekommen und Mensch geworden sei, um sich für die Menschen den bittersten Leiden und schließlich dem

Tode, ja, dem Tode am Kreuze, zu unterziehen, „auf daß jeder, der an Ihn glaube, nicht verloren gehe", sondern errettet werde und die Gabe des ewigen Lebens empfange.

Und siehe da, was Fesseln und Riegel, was Kerkerdunkel und peinigender Hunger nicht vermocht hatten, das gelang der Verkündigung des Evangeliums. Die Worte der Gnade bewirkten im Herzen des sündenbeladenen Mannes Reue und Buße. Sie zerschlugen sein steinernes Herz, gleich einem „Hammer, der Felsen zerschmettert". Statt der Flüche und Lästerungen entquollen mit einemmal tiefe Seufzer seiner Brust. Seine Sünden stiegen in ihrer ganzen Ungeheuerlichkeit vor seinem Geistesauge auf, und gleich Kain, aber in ganz anderer Gesinnung, rief er aus: „Zu groß ist meine Missetat, um vergeben zu werden!"

Nun konnte Berger ihm die ganze Größe der Gnade Gottes vorstellen, die „heilbringend für a l l e Menschen erschienen ist".

„Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe", sagte er.

„Aber gilt das auch von einem Mörder?" fragte Chambon.

„Ja", entgegnete Berger, „denn der Herr spricht durch Seinen Propheten zu solchen, deren Hände voll Blut waren: „Waschet euch, reiniget euch; schaffet die Schlechtigkeit eurer Handlungen mir aus den Augen, lasset ab vom Übeltun! Lernet Gutes tun ... Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden; wenn sie rot sind wie Karmesin, wie Wolle sollen sie werden.""

„Aber welches Gute könnte ich tun, gebunden

und gefesselt und dem Tode verfallen, wie ich bin?" fragte Chambon verzweifelt.

„Sie können der Botschaft Gottes glauben und Ihn um Vergebung Ihrer Sünden bitten", versetzte Berger, „und wenn ein williger Geist des Gehorsams in Ihnen ist, will Gott den Willen für die Tat nehmen, die Sie auszuführen verhindert sind. Es hat einen Verbrecher gleich Ihnen gegeben, der — schon auf dem Schafott, am Kreuze hangend — jeder Gehorsamstat unfähig war. Aber er sprach zu Jesu: „Gedenke meiner, Herr, wenn Du in Deinem Reiche kommst!" Und der Heiland gab ihm die tröstliche Versicherung: „Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein"."

„Und Sie glauben wirklich", rief Chambon, in dessen Inneres ein Lichtstrahl zu dringen begann, „daß auch ich noch errettet werden könnte?"

„Die Gnade Gottes und das Erlösungsblut Jesu Christi, Seines Sohnes, sind dazu mächtig genug. Gott ruft Ihnen in Seinem Worte zu: „Glaube an den Herrn Jesus Christus, und du wirst errettet werden"", sagte Berger mit feierlichem Ernst.

Darauf kniete er nieder und begann laut zu beten, daß der Herr sich des bußfertigen Sünders erbarmen und ihm die Gewißheit schenken möge, daß Er auch für ihn gestorben sei.

Auch Chambon war auf die Kniee gesunken. Mit gefalteten Händen und zitternder Stimme fiel er in Bergers Flehen ein:

„Herr Jesus, Du Heiland der Verlorenen, habe auch Erbarmen mit mir! Ich bin nicht wert, daß Du auf mich hörst. Ich verdiene nichts als Deinen Richterspruch. Aber Du hattest Erbarmen mit dem

Räuber am Kreuze, so habe auch Erbarmen mit mir, selbst mit mir!"

Und da es das erste Mal in seinem Leben war, daß er wirklich betete, erfuhr er auch zum erstenmal in seinem Leben, wie das Gebet zu helfen vermag. Während er noch auf den Knieen lag, wurde es heller in seinem Herzen.

Von dieser Stunde an begann Chambon, wie er sich später ausdrückte, ein neues Leben. Offen bekannte er sich als den größten der Sünder, und laut beklagte er seine schmachvolle Vergangenheit, seine grauenhaften Taten. In anhaltendem Gebet rief er Gott um Vergebung und Gnade an, und wie das dürstende Land den Regen trinkt, so sog er die Worte ein, die sein edler Mitgefangener nicht müde wurde, ihm aus der Heiligen Schrift zu sagen, bis er endlich die feste Gewißheit empfing, daß auch er, unwürdig wie er war, „die Erlösung hatte durch Jesu Blut, die Vergebung der Vergehungen, nach dem Reichtum Seiner Gnade". Die Lippen, die früher geflucht und gelästert hatten, flossen jetzt über von Dank und Anbetung für die unfaßbare Gnade, die ihm zuteil geworden war. Von Stunde an ertrug er alle Leiden und Entbehrungen mit der größten Geduld, indem er demütig bekannte, daß er sowohl von seiten Gottes als auch der Menschen weit größere Strafen verdient habe.

In Seinem Erbarmen aber gefiel es Gott, nachdem Er die schwere Sündenlast von dem Gewissen dieses großen Sünders genommen hatte, ihm auch äußerlich einige Erleichterungen zu gewähren. Er wurde von den Handfesseln befreit und erhielt besseres Essen. Dankbar erkannte Chambon hierin die Güte

Gottes. Aber noch unendlich mehr freute sich der erlöste Sünder darüber, daß Berger ihm eines Tages ein ihm durch treue Freunde verschafftes Neues Testament übergeben konnte. Vor einem schmalen Luftloch, durch das ein Lichtschimmer ins Verlies fiel, konnte Chambon nun stundenlang stehen, um unter großen Schwierigkeiten, aber mit unersättlicher Begier in dem nie gekannten kostbaren Buche zu lesen.

Berger, der bei den Gefängnisaufsehern allgemein beliebt war, fand Gelegenheit, seinen innerhalb derselben Mauern schmachtenden Glaubensbrüdern mitzuteilen, was Gott in Seinem Erbarmen an Chambon getan hatte. Und um den Glauben des Neubekehrten zu stärken und sein Herz zu trösten, sandten ihm jene einige Büchlein, die sie selbst von Freunden empfangen hatten, und schrieben ihm einen liebevollen Brief der Ermunterung. Auf diesen erwiderte Chambon, der durch die Freundlichkeit eines Gefängnisaufsehers, der mit tiefem Staunen die große mit dem bösen Mann vorgegangene Veränderung wahrgenommen hatte, das Erforderliche zum Schreiben empfing, folgendes:

„Die Zeit fehlte mir, wollte ich versuchen, alle die Gütigkeiten und Wohltaten aufzuzählen, die der Allmächtige mir erwiesen hat, einem Menschen, dessen gottloses Leben und schwere Verbrechen nichts als Gericht von der Hand Gottes herausgefordert hatten. Dank, ewig Dank sei Ihm für die gnadenvolle Züchtigung, mit der Er mich in dieser Welt heimgesucht hat, damit ich nicht in der zukünftigen verdammt werde! Denn obgleich meine Strafe ernst und schwer ist, fühle und bekenne ich doch, daß ich eine tausendfach schlimmere verdient habe. Darum er-

achte ich die Leiden, zu denen ich verurteilt bin, nicht länger als hart und unerträglich. Ich blicke von ihnen weg und betrachte die Güte und Gnade Gottes, die Er so wunderbar groß an mir gemacht hat. Um dieser Güte und Gnade willen, die sich mir geoffenbart hat, und die mich nicht mehr verlassen wird, bin ich bereit, mich allem willig zu unterwerfen, was Er mir an weiteren Prüfungen aufzuerlegen für gut findet. Ich will es alles geduldig tragen. Um eins aber bitte ich Euch. Erweist mir die Güte, mir zu schreiben, wie ich mich am besten auf den Tod, zu dem ich bald verurteilt werde, vorbereiten kann, und gedenkt meiner in Euren Gebeten. Der Vater der Erbarmungen und der Gott alles Trostes tröste Euch und gebe Euch Ausharren und Stillsein in Eurer so unverdienten Gefangenschaft!"

Noch eine andere große Gnade sollte Chambon zuteil werden. Sein Bruder, obgleich er in keiner Weise an den Verbrechen Johann Peters teilhatte, wurde auf die Verdächtigung hin, sein Mitschuldiger zu sein, festgenommen und eingekerkert. Um ihn zu einem Geständnis zu zwingen, spannte man den Unglücklichen auf die Folter. Als Berger eines Tages mit diesem unschuldig Verurteilten in der Zelle eines anderen Gefangenen zusammentraf, benutzte er die Gelegenheit, ihm von der völligen Sinnesänderung seines Bruders zu erzählen, und überredete ihn, dessen Beispiel zu folgen. Und der Herr in Seiner Gnade tat auch das Herz dieses Mannes auf, sodaß er „achtgab" auf das, was Berger ihm zu sagen hatte. Mit Freuden nahm er die „frohe Botschaft" auf, bekehrte sich ernstlich zum Herrn und fand Vergebung und Frieden durch das kostbare Blut des Lammes Gottes.

So wurde Berger im Gefängnis von Gott dazu benutzt, das Werkzeug zur Errettung zweier Menschen zu werden. Für Chambon aber war die Bekehrung seines Bruders eine umso größere Freude, weil er sich billigerweise als die Ursache zu dessen Unglück betrachten mußte. In dem oben erwähnten Brief an seine christlichen Mitgefangenen schreibt er in bezug hierauf:

„Welch große Dinge hat der Herr in Seiner Gnade auch an meinem Bruder getan, dem Er so überreichlich erstattet hat für die Folterqualen, denen er sich unschuldig unterziehen mußte! Er kam mit blinden Augen in dieses Gefängnis, wie ich; doch durch die Gnade Gottes wird er es dank der Unterweisungen unseres geliebten Bruders Berger mit dem Licht der Erkenntnis des göttlichen Wortes wieder verlassen, sodaß sein Nutzen unendlich größer ist als der Schaden, den er erlitten hat. Hätte Bruder Berger in seinem Leben keine andere gute Tat als diese getan, meinen Bruder aus der Finsternis auf den Weg des Lichts zu führen, so wäre sie wunderbar genug gewesen, denn ich schätze ihren Wert höher, als wenn mein Bruder die ganze Welt gewonnen hätte."

Chambon wuchs beständig in der Gnade, die ihn zuletzt auch befähigte, seiner schrecklichen Strafe mit Mut und Fassung entgegenzusehen. Er wurde zum Tode durch das Rad verurteilt. Als ihm das Urteil verkündigt wurde, nahm er es, ungeachtet der ihm wohlbekannten Qualen dieser Todesart, ruhig und standhaft auf.

Auf der Richtstätte legte er unter großer Zerknirschung vor der versammelten Menge ein Bekennt-

nis seiner vielen und schrecklichen Sünden ab und bat um Vergebung für das Ärgernis, das er durch sein Leben gegeben hatte. Im Anschluß daran bekannte er freimütig, daß Gott ihm um Christi willen alle seine Sünden und Missetaten vergeben habe. Mit lauter Stimme pries er darauf die wunderbare Gnade Gottes und legte sich dann ruhig nieder, um sein furchtbares Urteil zu empfangen.

Und was wurde aus Berger?

Mit Leichtigkeit hätte er sein Leben erretten und die Erlaubnis erhalten können, in seine Heimat und zu seinen Lieben zurückzukehren. Es hätte dazu nur eines kurzen Wortes, der Widerrufung seines sich auf die Heilige Schrift gründenden Glaubens, bedurft. Aber er gedachte an das Wort seines Heilandes: „Wer sein Leben verliert um meinetwillen, wird es finden", und standhaft im Glauben, wankte er nicht, sondern hielt fest, was Gott ihm anvertraut hatte. So wurde er zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt.

Als man ihn im Wagen zur Richtstätte brachte, war sein Angesicht so von dem Frieden Gottes durchleuchtet, daß seine Freunde später erklärten, ihn nie so schön und anziehend gesehen zu haben. Es war keine Todes-, vielmehr eine Siegesfahrt.

Unberührt hiervon rief ihm ein römischer Priester zu:

„Du fährst zur Hölle, an den von dir verdienten Platz."

Aber diese Drohung konnte den mutigen Bekenner nicht beirren. Er erwiderte ruhig:

„Der Herr vergebe dir."

Als Berger die große Volksmenge sah, die sich versammelt hatte, um Zeuge seines Leidens und Sterbens zu sein, sprach er wehmütig:

„Wie groß ist die Ernte! Herr, sende Arbeiter in Deine Ernte!"

Dann rief er mit lauter Stimme:

„O Herr, wie lieblich und kostbar ist Dein Name!"

Während schon die Flammen um ihn züngelten, betete er: „Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!"

Seine letzten Worte waren:

„Ich sehe den Himmel geöffnet."

Dann erstickten Rauch und Flammen seine Stimme, und seine Seele stieg hinauf zu Dem, der gesagt hat: „Sei getreu bis zum Tode, und ich werde dir die Krone des Lebens geben".

Was gab Berger die Kraft, so bis ans Ende auszuharren? Es war derselbe Geist, der Chambon, den grausamen Mörder, in einen demütigen und geduldigen Jünger Jesu verwandelt hatte, der Geist, der die zwei in ihrem Leben so verschiedenen Männer zu Gliedern an dem e i n e n Leibe gemacht und ihnen die gleiche glückselige Hoffnung geschenkt hatte.

Dieser selbe Geist ist auch heute noch kraftvoll wirksam, um das Wort vom Kreuz Menschenseelen lebendig zu machen. Und dieses machtvolle, lebenspendende Wort wendet sich auch an dich, teurer Leser. Willst du nicht darüber sinnen und den Ausspruch des Herrn Jesus: „Glückselig, die das Wort Gottes hören und bewahren!" in dein Herz dringen lassen?

„Schicke dich an, deinem Gott zu begegnen!“

Ein junger Mann hatte die Gewohnheit, jeden Samstag auf seinem Rad eine Fahrt anzutreten, um das „Wochenend“, wie man heute fälschlich sagt — denn der Sonntag ist der erste Tag der Woche — irgendwo außerhalb zuzubringen. Er tat das, um der Predigt des Wortes Gottes am folgenden Tage auf alle Fälle aus dem Wege zu gehen. Doch wer könnte Gott entfliehen? Als er wieder eines Samstags über die Landstraße radelte, fiel ihm ein an einen Gartentorpfosten geheftetes Blatt Papier auf. Neugierig, was für eine Mitteilung das Blatt enthalten möchte, sprang er vom Rad und trat an den Pfosten heran. Was mußte er lesen? In großen Buchstaben stand auf dem Blatt geschrieben:

„Schicke dich an, deinem Gott zu begegnen!“

Wie an den Boden gebannt, blieb er stehen. Er fühlte, daß diese Botschaft von Gott kam, und hier mußte er ihr begegnen! Er konnte nicht weiter fahren. Tief getroffen setzte er sich an den Wegrand nieder, willens, Gott nicht länger zu widerstehen. „Heute“, das wurde ihm klar, „muß die Entscheidung fallen: entweder für immer für den Herrn oder für immer gegen Ihn“. Er erwog beide Seiten: Christus und das ewige Leben, oder Welt und Sünde und am Ende ewiges Verderben, und — sein Entschluß war gefaßt.

. . . Neugierig, was für eine Mitteilung das Blatt enthalten möchte, sprang er vom Rad und trat an den Pfosten heran. Was mußte er lesen? In großen Buchstaben stand auf dem Blatt geschrieben:

„Schicke dich an, deinem Gott zu begegnen!"

Wie an den Boden gebannt, blieb er stehen. Er fühlte, daß diese Botschaft von Gott kam . . .

„Christus will ich fortan leben und dienen", kaum es laut über seine Lippen.

Er bestieg das Rad und fuhr nach Hause zurück. Dort suchte er ungesäumt eine an diesem Tage stattfindende Evangeliumsversammlung auf und legte nach Beendigung derselben ein offenes Bekenntnis ab, wobei er erzählte, wie Gott ihm begegnet sei, und was diese Begegnung in seiner Seele gewirkt habe.

Mit seinem ganzen Herzen bekehrte er sich zu Christo und benutzte fortan das Rad im Dienst für seinen Herrn und Heiland, um die gute Botschaft von der Liebe Gottes von Dorf zu Dorf zu tragen und Seelen zu Jesu zu führen.

Hast du den Schlüssel zum Vaterhaus?

Mein Haus! — Welch lieblichen Klang hat dieses Wort, wenn du im nassen, kalten Wetter umherirrst und dich nach Schutz und Wärme sehnst, besonders noch, wenn der Weg mühsam ist und die dunkle Nacht hereinbricht! Wie gibt da der Gedanke, daß deiner das schützende, wohldurchwärmte Heim wartet, Mut und Kraft!

Wir alle befinden uns auf dem Wege durch eine Welt, welcher der Stempel einer bösen Sache, der Sünde, aufgedrückt ist, wo alles, was Gott einst schön und gut erschaffen hatte, durch die Sünde verdorben ist. Vielleicht ist der Leser diesen Weg bis heute mit mancherlei Hoffnungen gegangen, in der Erwartung freudiger Stunden und sonniger Tage. Aber ich möchte fragen: Hast du, trotzdem dein Weg

vielleicht noch kurz ist, nicht doch schon allerlei Enttäuschungen erfahren? Ist es nicht mit manchen deiner Erwartungen so gegangen wie mit den schillernden Seifenblasen, die du als Kind fröhlich in die Luft bliesest, die aber schon so bald zerplatzten? Und wenn auch die eine oder andere liebe Hoffnung sich erfüllt haben sollte, hat die Erfüllung dir wirklich die erwartete Befriedigung gebracht? „Süß ist das Licht, und wohltuend den Augen, die Sonne zu sehen", hat einst der weise Salomo gesagt, aber dann hinzugefügt: „Wenn der Mensch auch viele Jahre lebt, möge er der Tage der Finsternis gedenken, daß ihrer viele sein werden: alles was kommt ist Eitelkeit". Und weiter stellt er fest, daß „die Wolken nach dem Regen wiederkehren". (Pred. 11, 7. 8; 12, 2.) Kaum ist ein Unwetter glücklich vorübergegangen, so ziehen schon wieder unheildrohende Wolken am Horizont herauf. Und wer weiß, ob es nicht das letzte Unwetter sein wird, das du auf Erden erlebst?!

Ja, mein Leser, du bist auf dem Wege zur Ewigkeit. Das Leben treibt dich ihr entgegen. Du vermagst den schnellen Lauf deiner Tage nicht aufzuhalten, und je älter du wirst, desto schneller scheinen sie dahinzueilen. Welchem Ziel entgegen? Hast du am Ende deiner Lebensreise, mag sie sich nun so oder so gestalten, ein schützendes Haus zu erwarten? Steht dir ein Heim des Friedens und der Ruhe bereit, und kannst du diesem Heim mit glücklichem Herzen und gutem Gewissen entgegenwandern, mögen die Stürme um dich her auch noch so laut toben? Besitzest du die „glückselige Hoffnung", im Vaterhause eine Stätte zu haben, dort, wohin Jesus, der

Heiland, der einst am Kreuze für Sünder starb, den Seinigen vorangegangen ist?

Es ist wichtig, über diese Frage völlige Gewißheit zu besitzen. Manche Menschen bilden sich ein, sie würden auf Grund ihres schönen christlichen Bekenntnisses einmal den Eintritt in jenes Haus erlangen. Aber in Matth. 25 lesen wir von „törichten" und „klugen" Jungfrauen, die alle dem Bräutigam mit geschmückten Lampen entgegengehen, um von ihm zur Hochzeit eingeführt zu werden. Doch nur denen, die Öl in ihren Gefäßen haben, öffnet sich die Tür des Hochzeitshauses. Sie sind die „Klugen". Die „Törichten" aber, welche kein Öl bei sich haben, bleiben für immer von dem Hause ausgeschlossen. Ihnen wird der Eintritt verweigert.

Vor einiger Zeit machte ich mit einem Freund einen Ausgang. Erst gegen Abend, bei sehr unangenehmem Wetter, kehrten wir zu seiner Wohnung zurück. Wir fanden die Tür verschlossen, und auf unser Klopfen antwortete niemand. Wie sich nachher herausstellte, hatte die Tochter des Hauses, die unsere Heimkehr um diese Zeit nicht erwartete, den Schlüssel mitgenommen. Wir mußten draußen warten, und das war bei der unfreundlichen Witterung alles andere als angenehm. Das schützende Heim, das alles enthielt, was unsere Behaglichkeit verbürgte, war da, kaum zwei Schritt von uns entfernt. Nur eine dünne Tür trennte uns davon, aber gerade das eine, was uns den Eintritt ermöglicht hätte, fehlte. Glücklicherweise erschien nach einiger Zeit die Tochter meines Freundes mit dem Schlüssel. Wie froh waren wir, unter Dach und Fach zu kommen!

Aber so wird es dir in bezug auf die wahre Heimat des Erdenpilgers nicht ergehen, mein Freund, wenn du dem Manne gleichst, der „seine Zeit nicht weiß", und der dann plötzlich von dem Unglück überrascht wird, d. h. sterben muß. Wenn die Tür dir dann verschlossen ist, wird sie es ewig bleiben. Darum rate ich dir: Verschaffe dir beizeiten den Schlüssel zum Himmel! Dieser Schlüssel ist das Blut Jesu Christi. Er selbst ist der Weg dahin, und Sein Blut, das für uns Sünder geflossen ist, ist der Schlüssel. Wehe dem Menschen, der beim Abschluß seiner Erdenlaufbahn diesen Schlüssel nicht besitzt! Seine sündige Natur, sowie das von ihm begangene Böse, zu dem vor allem auch der Unglaube der ihm angebotenen Gnade gegenüber gehört, verschließen ihm für ewig die Himmelstür. Die Lampe eines christlichen Bekenntnisses, eine religiöse Form ohne Leben, nützt nichts. Öl ist nötig, um die Lampe brennend zu erhalten. Ein durch den Heiligen Geist gewirktes Werk muß in der Seele geschehen sein. Die Form ist kraftlos. Die Lampe ohne Öl erlischt.

Nachdem Jesus, der der Weg zum Vater geworden ist, alle Forderungen der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit erfüllt hatte, konnte Er am Kreuze ausrufen: „Es ist vollbracht". Das Werk war vollendet, das, wenn im Glauben angenommen, des Sünders ewiges Heil verbürgt, und der Gläubige darf jetzt aus Gottes Hand „die Gabe Gottes" (lies Joh. 4, 10) empfangen. O wenn auch du das herrliche Wort im Glauben annehmen wolltest: „Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben"! Dann würden des Paradieses Pforten geöffnet vor dir liegen. Welche Sicherheit spricht

aus den Worten des Apostels: „Wir wissen, daß, wenn unser irdisches Haus, die Hütte, zerstört wird, wir einen Bau von Gott haben, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, ein ewiges, in den Himmeln"! (2. Kor. 5, 1.) So kann jeder mit dem Apostel sprechen, der Jesum als seinen Heiland besitzt. Ein neuer, verklärter Leib wird ihm geschenkt, und er hat Anspruch auf das schönste, das herrlichste Haus, das Haus des Vaters mit seinen vielen Wohnungen. Aber, Freund, um in dieses ewige Haus eingehen zu können, mußt du dir den Schlüssel verschaffen. Und ich rate dir, es heute zu tun. Du weißt ja, wenn der Bräutigam plötzlich kommt, und du hast kein Öl im Gefäß, so bist du für immer ausgeschlossen, bist für ewig verloren.

Nicht fühlen, sondern glauben

Ernst war ein Sohn gläubiger Eltern, und der Weg zum wahren Glück war ihm von Jugend auf gut bekannt. Aber er war diesen Weg bisher nicht gegangen. Mit sechzehn Jahren war er so gleichgültig wie mancher angehende Jüngling aus weltlichem Hause. Da trat eine Änderung ein. Die Eltern bemerkten, daß die Frage: „Wo werde ich die Ewigkeit zubringen?" ihm zu schaffen machte. Er wünschte jetzt, mit Gott versöhnt zu werden.

Um diese Zeit weilte ich einige Tage in Ernsts gastlichem Elternhause, da ich im Dorf für eine Woche das teure Evangelium verkündigen durfte. Die Eltern ersuchten mich, eine Unterhaltung mit ihrem Sohn zu suchen. Das tat ich gern. Um sein Vertrauen zu

gewinnen, bat ich Ernst, mir seine Tauben zu zeigen. Er war ein großer Taubenliebhaber, und es machte ihm sichtlich Freude, mir seine Lieblinge zu zeigen und das eine und andere über ihre Eigenschaften und Besonderheiten mitzuteilen. So kam eine lebhafte Unterhaltung zustande. Schließlich sagte ich:

„Du hast alle meine Fragen beantwortet und mir manches gesagt, was ich nicht wußte. Nun möchte ich zum Schluß noch eine besonders wichtige Frage an dich richten, ja, die wichtigste aller Fragen. Von ihrer richtigen Beantwortung hängt nämlich das Glück dieses und des Lebens nach dem Tode ab. Die Frage lautet: „Wie steht es um das Heil deiner Seele? B i s t d u e r r e t t e t?““

Ein schmerzlicher Zug verbreitete sich bei diesen Worten über das eben noch so fröhliche Gesicht, und die Augen füllten sich mit Tränen.

„Nein“, versetzte er leise, „ich bin nicht errettet, möchte es aber so gern werden. Was muß ich fühlen, um zu wissen, daß ich errettet bin?“

„Ach, mein lieber Junge“, erwiderte ich, „wenn es sich um diese Frage handelt, spricht Gottes Wort nicht von F ü h l e n. Sein Weg ist viel einfacher und sicherer. Aber vielleicht erschwerst du ihn dir selbst durch falsche Vorstellungen. Ich möchte daher versuchen, dir durch einen einfachen Vorgang aus dem täglichen Leben zu Hilfe zu kommen.“

Er sah mich erwartungsvoll an.

„Nehmen wir an, du wärest hungrig und möchtest gern essen. Deine Mutter weiß das, bringt Speise und bietet sie dir an. Was würdest du nun tun? Auf G e f ü h l e warten, ob du wohl essen willst?“

„Nein, natürlich nicht. Was soll ich da auf G e=

fühle warten? Ich bin hungrig. Das Essen ist da, und ich weiß, daß meine Mutter es mir gern gibt. Ich greife einfach zu."

„Ganz recht. Die Sache ist so selbstverständlich wie möglich. Du nimmst einfach das Angebotene aus der Mutter Hand und issest, bis du satt bist. Nun weiter: Wenn du deiner Mutter das Vertrauen entgegenbringst, daß sie dir das, was sie anbietet, auch wirklich gibt und gern gibt, solltest du dann nicht umsomehr dem großen Gott des Himmels und der Erde vertrauen, wenn Er den Menschen und damit auch dir zuruft: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben!"? Du weißt, daß du ein Sünder und folglich verloren bist, nicht wahr?"

„Ja, das weiß ich", seufzte er.

„Du gehörst demnach auch zu diesen Mühseligen und Beladenen, die ihre Sündenlast fühlen und sich vergeblich bemühen, sie loszuwerden. Und da die Einladung sich an alle wendet, gilt sie auch dir. Ferner sagt Gottes Wort klar und bestimmt: „Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben", (Joh. 3, 36) und: „Jeder, der an Ihn glaubt, geht nicht verloren"." (Joh. 3, 16.)

Im Anschluß an das Gesagte bat ich Ernst, Gottes Wort so zu nehmen, wie es zu ihm spreche, nicht auf Gefühle zu warten, wozu Gott ihn gar nicht auffordere, sondern einfach Dem und den Worten Dessen zu glauben, der ihn mehr liebe als Vater und Mutter, und dessen Wort die göttliche Wahrheit sei. Auch bat ich ihn, in sein Schlafzimmer zu gehen und dort auf seinen Knieen vor dem Heiland der Sünder sein Herz auszuschütten.

Dann verließ ich ihn und setzte mich wieder zu seinem Vater, machte diesem jedoch keine Mitteilung von dem Vorgegangenen. Etwa eine halbe Stunde später trat Ernst ins Zimmer. Ich hatte mich inzwischen in ein Buch vertieft und blickte absichtlich nicht auf. Als Ernst einen Augenblick später, ohne etwas zu sagen, wieder hinausgegangen war, sagte sein Vater zu mir:

„Mit dem Jungen muß was vorgegangen sein. Sein Gesicht strahlt ordentlich. Ich glaube, er hat Frieden gefunden."

Einige Minuten später trat Ernst wieder ins Zimmer, diesmal in Begleitung seiner Mutter. Beide weinten. Es war so, wie der Vater gedacht hatte. Ernst konnte glauben, daß alle seine Sünden getilgt waren in Christi Blut. Er war sehr glücklich. Bisher hatte er die Gewißheit seines Heils auf passende Gefühle gründen wollen, hatte aber, wie wir wissen, vergeblich auf sie gewartet. Jetzt, da er einfach dem Zeugnis Gottes glaubte und sich auf das auf Golgatha vollbrachte Werk stützte, kam ein Glücksgefühl über ihn, wie er es nie für möglich gehalten hätte. Ja, er hatte den Frieden gefunden, den die Welt weder kennt noch gibt. Solang er Gefühle suchte, kam er nicht zum Glauben; sobald er aber, dem göttlichen Wort gehorchend, einfach glaubte, kamen die Gefühle von selbst.

Das ist der Weg, auf dem Ernst glücklich wurde und, wie ich hinzufügen darf, auch glücklich geblieben ist. Ich habe die einfache Begebenheit mitgeteilt in dem Gedanken, daß sie der einen und anderen Seele nützlich sein könnte.

Der Gott des Elias

In Zeiten äußerer Not, wie die gegenwärtige, erinnert sich der Gläubige, d. h. der, welcher durch den persönlichen, lebendigen Glauben an unseren Herrn und Heiland Jesus Christus den großen Gott des Himmels und der Erde seinen Vater nennen darf, gern der wunderbaren Art und Weise, wie Gott vor Jahrtausenden Seinen Knecht und Propheten Elias am Leben erhalten hat. Jeder, der einmal 1. Kön. 17 gelesen hat, wird nie vergessen, wie Gott, dessen „alles Getier des Waldes ist", dem Propheten durch Raben Tag für Tag Brot und Fleisch bringen ließ, sodaß er, der einsam und verborgen am Bache Krith lebte, dadurch vor dem Hungertode bewahrt wurde. Nie wieder lesen wir im Worte, daß Gott Raben benutzt habe, um durch diese freßgierigen und diebischen Tiere eines Seiner Kinder am Leben zu erhalten, und so mag es wohl Gläubige geben, die in Notzeiten ganz verzagt geseufzt haben: „Wo ist der Gott des Elias?" Daß aber Gott allezeit derselbe ist, das bezeugen nicht nur die Blätter der Schrift, sondern das haben bis zur heutigen Stunde unzählige Seiner Kinder erfahren, und das wird auch so bleiben, solang sich noch eines von ihnen auf dieser Erde befindet. *Wie* Gott hilft, ist eine andere Frage. Er tut es bald so, bald so und bindet sich an keine bestimmte Form. Aber Er bleibt sich allezeit treu, und wenn wir einfältiger wären, so würden wir alle gewiß mehr Erfahrungen von Seiner Durchhilfe ma-

chen. Als Gottes Sohn auf Erden weilte, hat Er ja selbst die Menschen gelehrt: „Welcher Mensch ist unter euch, der, wenn sein Sohn ihn um ein Brot bitten würde, ihm einen Stein geben wird? und wenn er um einen Fisch bitten würde, ihm eine Schlange geben wird? Wenn nun ihr, die ihr böse seid, euren Kindern gute Gaben zu geben wisset, wieviel mehr wird euer Vater, der in den Himmeln ist, Gutes geben denen, die Ihn bitten!“ (Matth. 7, 9—11.)

Folgendes Erlebnis einer gläubigen Frau, welche die Not des Lebens reichlich kosten mußte, zeigt, wie Gott auch in unseren Tagen Seiner Kinder fürsorgend gedenkt, und wie Er ihnen auf Seine Weise das Nötige zukommen läßt.

Größere Gegensätze kann man sich kaum vorstellen als die, welche zwischen der armen Witwe N. und ihrem reichen Hausherrn B. bestanden — die Witwe in den dürftigsten Verhältnissen lebend, in einem armseligen, allein stehenden Häuschen, dabei aber einfältig und glücklichen, dankbaren Herzens, Herr B. dagegen vom Reichtum umgeben, in prächtigem Hause wohnend, aber, was sein Innenleben betraf, ein Mann ohne Gott, selbstbewußt und stolz auf sein Wissen. Da Herr B. fast täglich an dem Häuschen der Witwe vorbeikam und die Gelegenheit gern benutzte, um sein Besitztum prüfend zu mustern — wobei freilich auch ein wenig Neugierde mitspielen mochte — so geschah es, daß die beiden äußerlich und innerlich so verschiedenen Leute öfters miteinander ins Gespräch kamen. In diesen Unterhaltungen vermied die Witwe nie, ihrem reichen, vornehmen und gebil-

deten Hausherrn zu erzählen, wie glücklich sie sei in dem Glauben an Jesus Christus, ihren persönlichen Herrn und Heiland, und in dem seligen Bewußtsein, daß Gott ihr Vater sei. Diese Sprache verdroß den Weltmann nicht wenig, und so war er dahin gekommen, längeren Unterhaltungen mit der Witwe, die ihre Bibel gut kannte und anzuwenden wußte, aus dem Wege zu gehen. Doch konnte er es nicht lassen, ihr bei jeder sich bietenden Gelegenheit einen Hieb zu versetzen und sie durch spöttische Bemerkungen herauszufordern. Das machte freilich der Bildung, deren er sich rühmte, und dem Geistesreichtum, den er ebenfalls für sich in Anspruch nahm, wenig Ehre, aber es war nun einmal so.

Eines Tages fragte B. die Witwe, ob sie etwa auch an den Unsinn glaube, daß der Prophet Jonas drei Tage und drei Nächte im Bauche des Fisches zugebracht habe.

„Sicher glaube ich das", versetzte die Witwe, „und zwar deshalb, weil Gottes Wort es als Tatsache bezeugt. Genau so würde ich das Umgekehrte glauben, wenn z. B. geschrieben stünde, daß der Fisch drei Tage im Bauch des Jonas gelebt habe. Denn Gott vermag alles."

Mit spöttischem Lachen ging der aufgeklärte Mann seines Weges.

Ein andermal fragte er die Witwe, ob sie die letzten Tage auch Fleisch zu essen gehabt habe.

„Nein", lautete die Antwort, „Fleisch hatte ich nicht."

„Nun", versetzte der Spötter, „wenn es wahr ist, was in Eurer Bibel steht, daß Gott Raben gesandt hat, die dem Elias morgens und abends Fleisch

gebracht haben, warum schickt Er Ihnen denn kein Fleisch durch einen Raben?"

Die Witwe erwiderte kurz:

„Gott sagt: „Mein ist alles Getier des Waldes, das Vieh auf tausend Bergen"." (Ps. 50, 10.)

„Sehen Sie", gab der reiche Mann spöttisch zurück, „das ist der Unterschied zwischen uns beiden. Sie glauben an derartige Dummheiten und sind dabei so arm, daß Sie sich nicht einmal ein Stückchen Fleisch leisten können. Ich glaube an nichts und habe dabei so viel Geld, daß ich mir alles erlauben und so viel Fleisch essen kann, wie ich will."

„Wenn Gott es für gut hält, bekomme ich auch noch Fleisch", antwortete die Witwe ruhig.

Und wieder ging Herr B. spöttisch lachend seines Weges.

Bald nach dieser Begegnung zog ein reicher Viehhändler mit einer großen Herde Kühe an dem Häuschen unserer Witwe vorüber. Gerade vor dem Hause stolperte eine schöne Kuh, fiel und brach ein Bein. Hilflos blieb das arme Tier liegen. Kurz entschlossen bot der Händler unserer Freundin, die den Vorgang beobachtet hatte, die Kuh für einen ganz niedrigen Preis an. Frau N. schüttelte den Kopf. Sie war zu arm, um selbst den niedrigen Preis zahlen zu können. Der Besitzer der Herde überlegte einen Augenblick. Darauf sagte er:

„Dann will ich Ihnen die Kuh schenken. Meine Leute sollen sie hinter Ihr Haus schaffen. Schlachten Sie das Tier und verkaufen Sie das Fleisch. Sie können es gewiß gut brauchen."

„Das kann ich", versetzte die Witwe, „und ich bin Ihnen von Herzen dankbar. Leider aber muß ich

Ihr gütiges Anerbieten trotzdem ablehnen, da ich noch niemals ein so großes Tier geschlachtet habe und auch niemand weiß, der es für mich tun könnte."

„Gut", versetzte der Händler, „die Kuh sollen Sie dennoch haben. Meiner Herde kann eine kurze Rast nicht schaden. Inzwischen sollen meine Leute die Kuh für Sie schlachten, das Fleisch zum Verkauf fertig machen und Ihnen ins Haus bringen."

Und so geschah es. Es dauerte nicht lang, da hingen vier große, wunderbare Fleischviertel in dem Schuppen, der an das Häuschen stieß, und mit übervollem Herzen stand unsere Witwe dabei und wußte nicht genug Gottes Güte zu rühmen, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche. Der gute Viehhändler aber und seine Leute zogen befriedigt von dannen. Sie hatten etwas von dem Segen verspürt, der im Geben liegt.

Am folgenden Morgen sprach Herr B. wieder bei der Witwe vor.

„Nun", fragte er, spottend wie immer, „hat Gott oder Sein Rabe Ihnen Fleisch gebracht?"

„Ja, das hat Er. Bitte, treten Sie näher und sehen Sie, was Gott mir geschickt hat. Sie können dann auch gleich feststellen, ob das Fleisch gut ist."

Verwundert folgte der reiche Mann der Aufforderung und sah die große Menge Fleisch und hörte den Vorgang. Er konnte kein Wort hervorbringen. Das Geschehene ließ ihn verstummen. An diesem Tage ging er seines Weges, ohne zu lachen und ohne zu spotten. Der Gott des Elias hatte gehandelt. Die Witwe aber verstummte nicht. Ihr Mund war voll Lachens, und ihr Herz voll anbetender Bewunderung.

„Wenn ihr nicht vergebet . . .“

Ein Grönländer hatte einen anderen erschlagen und war dann weit fort geflohen. Der Erschlagene hinterließ einen dreizehnjährigen Sohn, namens Kunnuk. Als dieser ein Mann geworden war, nahm er sich vor, seinen Vater blutig zu rächen. Er machte sich auf, um den Mörder zu suchen und samt den Seinen umzubringen. Sein Weg führte über eine Missionsstation. Dort hörte er die gute Botschaft von Jesu Christo und Seinem Sühnungswerk. Sie traf sein Herz. Er wollte auch gern selig sterben und meldete sich zur Taufe. Aber der Missionar, der sich nach dem Woher und Wohin des Fremdlings erkundigt hatte, sagte ihm, er könne unmöglich jemand taufen, der auf dem Wege sei, einen Menschen zu töten. Es sei unbedingt erforderlich, daß er zunächst seinem Feinde vergebe.

„Dein Wort ist hart“, versetzte der Grönländer, „und du forderst Schweres. Aber ich will es mit meinen Verwandten überlegen.“

Nach einigen Tagen kam er wieder. Sein Gesicht bekundete deutlich, daß er schwere innere Kämpfe durchgemacht hatte.

„Du bist nicht ruhig“, redete der Missionar ihn an. „Was geht in dir vor?“

„Ich *will* und *will nicht*“, lautete die Antwort. „Ich *höre* und *höre nicht*. Ich *will* meinem Feind vergeben, und dann will ich wieder *nicht*. Ich *will nicht* hören, wenn meine Freunde mich zur Rache auffordern, und höre es dann doch.“

„Es ist dein böses Herz, das in dir, und es ist Gott, der zu dir redet", erwiderte der Missionar und las Kunnuk die Worte vor, mit denen der Herr am Kreuz für Seine Feinde betete.

„Das ist erstaunlich!" rief der Grönländer, eine Träne im Auge. „Aber Jesus war auch viel besser, als wir sind."

Darauf schlug der Missionar Apstgsch. 7, 59 auf und las die Bitte des sterbenden Stephanus: „Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht zu!"

„Ja", meinte Kunnuk, „der Mann ist jetzt sicher bei Gott im Himmel."

„Das ist er", bestätigte der Missionar. „Und wenn du es machst wie er, wirst du auch dahin kommen."

Kunnuk erbat sich noch etwas Zeit, um sein böses Herz zum Schweigen zu bringen, aber schon bald kam er wieder und rief mit freudestrahlendem Antlitz:

„Jetzt bin ich glücklich. Es ist kein Haß mehr in meinem Herzen. Ich habe vergeben."

Auf die Frage, was diese Wendung in seinem Herzen hervorgebracht habe, erwiderte er:

„Es waren die großen Worte Jesu. Er betete für Seine Mörder: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!" Diese Worte haben mich nicht verlassen, und nun habe ich vergeben."

Vierzehn Tage später konnte Kunnuk getauft werden. An diesem Tage sandte er seinem Feinde die Botschaft: „Ich bin ein Christ geworden. Du hast von mir nichts mehr zu fürchten."

Aus Witt, Der ewig reiche Gott.

Ein verlorener Sohn aus neuer Zeit

Vor mehreren Jahren verließ ein junger Mann aus wohlhabender Familie in Briſtol das Elternhaus und ging nach Cambridge, um dort zu ſtudieren. Dem elterlichen Einfluß entzogen, ſuchte er ſich die luſtigſte und ſorgloſeſte Geſellſchaft aus, die zu finden war, und verbrachte die Abende meiſt an Plätzen des Vergnügens und der Sünde. Sein Leben war derart anſtößig, daß er öffentliches Aufſehen erregte. Daraufhin entſchloß er ſich, ohne Wiſſen ſeiner Eltern Cambridge zu verlaſſen und ſich nach London zu begeben. Hier bezog er eine Wohnung in einem Viertel, wo nach ſeiner Meinung keiner ſeiner ehemaligen Freunde ihn finden würde. Dem Sohn in dem bekannten Gleichnis ähnlich, vergeudete er ſein Geld, indem er ausſchweifend und zügellos lebte. Als er nichts mehr hatte, verſchwanden auch die neuen Freunde, die ſich ihm in London zugeſellt hatten. Er ſah ſich mutterſeelenallein in der Rieſenſtadt, ohne Freunde, ohne Geld, und mit der Ausſicht, nach Leib und Seele zugrunde zu gehen.

An einem kalten, feuchten Januartage irrte er durch die Straßen. Ein ſcharfer Nord-Oſt wehte und ließ ihn in ſeinen fadenſcheinigen Kleidern erſchau-

ern. Schließlich blieb er in der Nähe einer Gastwirtschaft stehen und starrte fast verzweifelt auf die großen Fensterscheiben, hinter denen die Gäste warm und behaglich saßen und es sich an den wohl zubereiteten Speisen gut sein ließen. Er hatte Hunger, Hunger, und der tat weh. Ein vorübergehender Herr beobachtete ihn. Getroffen durch das Aussehen des jungen Mannes, blieb er stehen, um ihn näher in Augenschein zu nehmen. Mochte er auch unsauber und seine Kleidung abgenutzt sein, mochte auch sein Gesicht den Stempel seines Sündenlebens tragen — man sah ihm doch an, daß er andere Tage gekannt hatte. Vielleicht, so überlegte der Fremde, ist es der verlorene Sohn eines guten und zärtlichen Vaters. Der elende junge Mensch sah, daß er beobachtet wurde. Er hatte noch nie gebettelt. Aber er hatte keinen Heller mehr in der Tasche, und es war kalt. So wandte er sich an den Fremden und bat mit heiserer Stimme:

„Mein Herr, geben Sie mir um Gottes Barmherzigkeit willen einen Penny."

„Wozu wollen Sie das Geld haben?"

„Um mir eine Pinte Bier zu kaufen. Ich komme um."

„Nein, Geld gebe ich Ihnen nicht. Aber wenn Sie Hunger haben, so folgen Sie mir in die Wirtschaft. Da können Sie sich auf meine Kosten satt essen."

Der hungrige Jüngling nahm das Anerbieten ohne Zögern an. Mit dem Fremden betrat er die Gaststätte. Man trug ein reichliches Essen für ihn auf, und er aß wie einer, der seit Tagen nichts mehr zu sich genommen hat. Als sein Wohltäter merkte,

daß er immer noch Hunger hatte, bestellte er ein zweites Mahl für ihn. Dann erkundigte er sich:

„Sie haben wohl nicht immer diese Art Leben geführt?"

„Nein, Herr, das habe ich nicht."

„Leben Ihre Eltern noch?"

„Ja, aber erinnern Sie mich, bitte, nicht an sie."

„Hat man Sie zu Hause schlecht behandelt?"

„Nein, aber ich habe Schande auf ihren Namen gebracht, und eher gehe ich ins Wasser, als daß ich ihnen noch einmal vor die Augen trete."

Durch seine Freundlichkeit gelang es dem Fremden, das Vertrauen des jungen Mannes zu gewinnen. Er erfuhr seinen Namen und schließlich auch Anschrift und Stand des Vaters. Daheim setzte er sich hin und schrieb einen Brief, in welchem er ihm mitteilte, unter welchen Umständen er seinen Sohn getroffen hätte. Auch gab er ihm an, wo dieser augenblicklich wohnte.

Der Vater, ein Kaufmann, pflegte seine Post nach dem Frühstück durchzusehen. Eines Morgens erhielt er den Brief, der ihm die uns bekannte Kunde brachte. Tränen füllten seine Augen. Das Papier flatterte zur Erde. Seine Frau hob den Brief auf, warf einen Blick auf den Inhalt und schluchzte laut. Der Vater nahm den ersten Eisenbahnzug nach London und suchte die Gegend auf, die der Fremde angegeben hatte. An einer Straßenecke gewahrte er einen jungen Mann, hager und elend aussehend. Er erkannte sogleich seinen verlorenen Sohn und ging in tiefer Bewegung auf ihn zu. Da blickte der Sohn auf. Als er den Vater sah, fuhr er zusammen, wandte

sich um und schritt, so schnell er konnte, davon. Der Vater folgte ihm mit erhobenen Armen und rief laut:

„O Robert, Robert! Komm heim! Komm zu deiner Mutter! Komm heim zu deiner Mutter!"

Der Sohn blieb stehen. Der Vater lief auf ihn zu, legte seinen Arm um seinen Hals und wiederholte:

„O Robert, komm heim! Komm heim!"

Ein Zittern durchlief den Leib des Elenden. Er sah seine Sünden und die Schande, die er diesem guten Vater bereitet hatte, wie nie zuvor. Seine Undankbarkeit und sein unwürdiges Leben ekelten ihn an, und verzweifelt schaute er um sich. Er machte eine Anstrengung, um sich von der väterlichen Umarmung zu befreien. Da sah er, wie dem Vater die Tränen über die Wangen liefen, und die Arme sanken ihm schlaff herab. Dieser Anblick ging über seine Kräfte. Er war völlig gebrochen.

„O Vater", schrie er, „kannst du mir vergeben? Willst du mir vergeben?"

„Ich will dir vergeben. Ich vergebe dir, mein Junge."

Willenlos ließ der Sohn sich fortführen in ein Kaufhaus, wo er von Kopf bis zu Füßen neu eingekleidet wurde, so wie es sich für den Sohn aus reichem Hause schickte. An diesem Abend war Freude im Elternhaus, Freude über die Rückkehr des Verlorenen.

Es wird wohl kaum jemand geben, der die mitgeteilte Begebenheit ohne Rührung liest, zeigt sie doch so schön die Liebe eines Vaters zu seinem verlorenen

Sohn. Und doch ist sie nur ein ganz schwaches Bild von der Liebe Gottes zu den verlorenen Menschenkindern. Zu den *verlorenen* Menschenkindern? Ja, zu den *verlorenen*, denn daß alle Menschen von Natur verloren sind, darüber läßt die Heilige Schrift keinen Zweifel.

Schon der Prophet Jesajas sagt, daß „*alle* umherirrten wie Schafe, daß ein *jeder* sich auf seinen Weg wandte". (Kap. 53, 6.) Und der Römerbrief bestätigt diese Tatsache mit den Worten: „*Alle* sind abgewichen". (Kap. 3, 12.) Du bildest also auch keine Ausnahme von der Regel, mein Leser. Und wenn du ehrlich gegen dich bist, so mußt du zugeben, daß auf deinem Wege manche Sünden in Gedanken, Worten und Taten liegen. Ich nehme an, daß du dir darüber schon selbst Rechenschaft gegeben hast. Ja, noch mehr. Ich behaupte, daß dein Gewissen dir schon manchmal zu schaffen gemacht hat. Wahrscheinlich hast du auch schon gute Vorsätze gefaßt, sie aber hernach nicht gehalten. Ich möchte auch annehmen, daß du mehr als einmal an den Ernst des Todes, des göttlichen Gerichts und der ewigen Verdammnis erinnert worden bist, aber diese Erinnerungen als lästig und unbequem beiseite geschoben hast. Die ernste Ermahnung des Propheten Amos: „Schicke dich an, deinem Gott zu begegnen!" mag auch schon an dein Ohr gedrungen sein.

Mit einem Wort: Gott *ist* — darüber besteht kein Zweifel — dir oft genug nahegetreten. Es ist schon ein Beweis Seines Erbarmens, daß du diese Zeilen, die dich aufs neue an Sein unergründliches Lieben erinnern sollen, noch zu lesen vermagst; denn hätte Er dein Leben abgeschnitten, und du wärest in

deinen Sünden dahingegangen, so wärest du jetzt für ewig verloren. Aber Gottes Langmut hat dich bis zu dieser Stunde getragen, wenn du auch nichts von Ihm hast wissen wollen, und wieder kommt Er heute zu dir und läßt dir sagen: „Ich habe dich lieb". Ich wiederhole: Gott liebt dich. Er hat ein tiefes Interesse an dir. Vielleicht — ich weiß nicht, ob es so ist, aber es könnte ja sein — hast du dir auch schon eingebildet, du seiest im Grunde Gott ziemlich gleichgültig, und es liege Ihm wenig daran, ob du errettet würdest oder nicht. Aber nur jemand, der keine Ahnung von Gottes Liebe hat, kann so etwas denken. Sein Wort und Sein Tun bezeugen das gerade Gegenteil. Er ist „der Freund, der zu aller Zeit liebt". (Sprüche 17, 17.) Eine Mutter könnte ihres Säuglings vergessen, aber Gott kann der armen Sünder nicht vergessen, die sich blindlings ins Verderben stürzen. Gott liebt dich, obwohl du ein Sünder bist. Er liebt nicht deine Sünden. Er haßt die Sünde, denn Er ist heilig. Aber Er liebt dich trotz deiner Sünden und deines jämmerlichen, verdorbenen Zustandes, und zwar liebt Er dich inniger, als jener Vater, von dem wir berichteten, seinen Sohn lieben konnte.

Das hat Er bewiesen. Wodurch? Dadurch, daß „Er Den, der Sünde nicht kannte — Seinen geliebten Sohn nämlich, der „von jeher Schoßkind bei Ihm war" — für uns zur Sünde gemacht hat, auf daß wir Gottes Gerechtigkeit würden in Ihm".

Ein solches Opfer hat jener Vater weder bringen können noch bringen müssen. Er konnte den Verlorenen ohne weiteres mitnehmen. Um ihn mit allem Notwendigen auszurüsten, bedurfte es für ihn ledig-

lich eines Griffes in seinen Geldbeutel. Um aber den Sünder mit dem Kleide der Gerechtigkeit zu bekleiden, bedurfte es für Gott des Opfers Seines Sohnes. Jesus, Gottes Sohn, mußte auf Golgatha, der Richtstätte für Übeltäter, sterben, wenn dem Sünder geholfen werden sollte. Und zu diesem Zweck hat Gott Seinen Sohn in die Welt gesandt. Kein Wunder daher, wenn die Heilige Schrift bekundet: „Gott ist Liebe". Er ist reich an Erbarmen, reich an Güte, reich an Langmut, und ein Gott der Treue, aber Er ist: **„Liebe"**.

Willst du der „Liebe" nicht vertrauen?

Jesus, „der eingeborene Sohn, der in des Vaters Schoß ist", hat die Liebe des Vaters kundgemacht. Er ist gekommen, um den Menschenkindern das Vaterherz zu offenbaren. Er hat ihnen Seine Liebe bezeugt in Worten und Werken, vor allem in dem Werk des Kreuzes, das Er dem Willen des Vaters gemäß vollführte. Dort hat Er Sein Leben geopfert, weil es nur auf diese Weise möglich war, „zu erretten, was verloren ist". (Luk. 19, 10.) Und die erste Frucht der „Mühsal Seiner Seele" ist jener Räuber gewesen, der zur Seite des sterbenden Erlösers hing und bekannte: „Wir (er und sein Sündengefährte) empfangen, was unsere Taten wert sind; dieser aber hat nichts Ungeziemendes getan". Diesen Menschen nahm der Herr nach vollbrachtem Werke mit sich ins Paradies. „Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein." Aus diesem Heilandswort, dem Wort unaussprechlicher Gnade, spricht auch die Liebe Gottes, des Vaters. Denn wer Ihn (Jesum) gesehen hat, hat den Vater gesehen. (Vergl. Joh. 14, 9.)

Möchte die Liebe des Vaters und des Sohnes einziehen auch in dein Herz, mein Leser! Vertraue ihr! Ohne Jesum bist du ewig verloren. Denn nur wer den Sohn hat, hat den Vater. Er ist der Weg zum Vater, der neue und lebendige Weg, der ins Heiligtum führt. (Vergl. Hebr. 10, 19. 20.) Wer Jesum annimmt, dem steht der Himmel offen, genau wie jenem gläubigen Räuber am Kreuz. Bedingungslos! Denn Gott hat Ihn, Seinen geliebten Sohn, gegeben, „auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe. Denn Gott hat Seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, auf daß Er die Welt richte, sondern auf daß die Welt durch Ihn errettet werde." (Joh. 3, 16. 17.) „Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben; wer aber dem Sohne nicht glaubt, wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt auf ihm." (Joh. 3, 36.)

Epheser 1

In guter Laune war Herr Nolten eines Samstags nach Geschäftsschluß nach Hause gegangen. Er freute sich des kommenden Sonntags, freute sich seiner behaglichen Häuslichkeit, in welcher seine Gattin, die er herzlich liebte, so umsichtig schaltete und waltete. Es gab doch nichts Schöneres auf Erden, als nach vollendeter Wochenarbeit den Tag der Ruhe und — des Vergnügens in heiterer Eintracht miteinander zu verleben.

An diesem Nachmittag empfing seine Frau ihn mit einer Neuigkeit.

„Dein Bruder hat geschrieben", sagte sie, „und kündigt für morgen seinen Besuch an."

„Soso", antwortete der Gatte gedehnt, „hat er denn wieder so fromm geschrieben wie neulich?"

„Das hat er", versetzte Frau Nolten lächelnd. „Er schreibt, er wolle, wenn eben möglich, mit dem Frühzug kommen, um nicht die Predigt des Wortes Gottes zu versäumen, und es werde ihn freuen, wenn wir ihn begleiten würden. So wirst du also morgen mal wieder Gelegenheit haben, zur Kirche zu gehen. Ich selbst werde nicht mitgehen können, da ich mit den Vorbereitungen zum Essen genug zu tun habe. Doch hier ist der Brief. Lies selbst!"

Herr Nolten setzte sich und las. Der Brief war nicht sehr lang, enthielt aber Mitteilungen, die wichtig genug waren. Unter anderem teilte der Bruder mit, daß er seinen bisherigen Beruf als Branntweinbrenner und Brauer endgültig aufgegeben habe, und zwar um des Gewissens willen. Da er sich jetzt zum Herrn Jesus bekehrt habe, wolle er auch für diesen Herrn leben und den schmalen Pfad gehen, den Jesus selbst als den Weg bezeichnet habe, der zum Leben führe. Gott habe ihn auch bereits eine neue Beschäftigung finden lassen, und zwar als Handlanger in einem Baugeschäft. Gegenwärtig sei er mit dem Kälken von Wohnräumen beschäftigt. Die Zukunft überlasse er Gott. Am liebsten möchte er als Missionar in die Heidenwelt gehen.

Herr Nolten legte den Brief beiseite.

„Daß er seinen Beruf gewechselt hat, ist jedenfalls kein Fehler", sagte er zu seiner Frau. „Mehr als einmal habe ich ihn darauf aufmerksam gemacht, daß das Branntweinbrennen ein gefährliches Geschäft

ist, wenn ich auch nicht sagen kann, daß er Neigung zum Trinken gezeigt hat. Doch Handlanger spielen und Wände kälken — nein, das paßt mir ganz und gar nicht! Ein so tüchtiger, zuverlässiger Mensch, dabei groß und schön mit angenehmen Umgangsformen! Für den sollte sich doch Besseres finden. Als er Soldat war und in Urlaub kam, fühlte man sich ordentlich gehoben, an seiner Seite gehen zu dürfen, und alle Welt sagte: „Welch ein schöner, strammer Soldat!""

„Ja ja", sagte Frau Nolten, „so ähnlich habe ich auch schon gedacht. Aber über eins freue ich mich. Es wird morgen nicht so gehen, wie es bei früheren Besuchen deines Bruders gewöhnlich der Fall war. Da zogen wir von einer Wirtschaft in die andere und gaben viel Geld aus, und am Montag gingst du dann verstimmt und abgespannt ins Geschäft. Aber was mag dein Bruder nur meinen, wenn er sagt, daß er sich zu Jesu bekehrt habe? Was bedeutet Bekehrung? Das merkwürdige Wort ist mir ganz neu, wenn ich es auch in letzter Zeit hie und da gehört zu haben meine."

„In der Tat, eine merkwürdige Sache!" bestätigte der Mann. Da er aber seiner Frau über Bekehrung auch nichts weiter zu sagen wußte, wurde der Gegenstand fallen gelassen.

Am nächsten Morgen ging Herr Nolten beizeiten zur Bahn, um den Bruder abzuholen. Frau Nolten stand im Wohnzimmer und ließ ihre Blicke prüfend umhergehen. Sie war eine ordnungsliebende Frau. Wenn der Schwager kam, sollte er jedes Ding an seinem Platz finden. Frau Nolten fand, daß sie sich vor ihrem Besuch nicht würde zu schämen brauchen.

Es sah gut aus in ihrer Wohnung. Zuletzt fiel ihr Blick auf den Tisch mit seiner schönen Decke, auf dessen Mitte eine von einer Figur getragene Schale prangte. In Anbetracht der Frömmigkeit des Schwagers kam ihr der Gedanke, eine Bibel möchte sich auf dem Tisch besser ausnehmen als die Figur mit der Schale. So holte sie ihre Traubibel herbei, die wohlverwahrt in einer Pappschachtel hinter dem guten Porzellan im Schrank stand. Die Bibel war so gut wie neu. Kein Fleckchen war daran zu sehen, und die Blätter waren alle so schön glatt und sauber, als ob das Buch soeben aus der Binderei gekommen wäre. Ja, Frau Nolten wußte, daß es sich gehörte, solch ein heiliges Buch vorsichtig aufzubewahren. Nicht alle ihre Bekannten gaben so gut acht auf ihre Bibel. Sie nahm die Schale weg, legte statt ihrer die Bibel auf den Tisch und ließ ihr Auge wohlgefällig auf dem schönen Lederband ruhen. Der Schwager sollte merken, daß sie noch längst keine schlechten Christen waren.

Kurz vor zwölf betraten die beiden Männer die Wohnung. Frau Nolten begrüßte ihren Schwager herzlich. Sie freute sich wirklich, den Bruder ihres Mannes wieder einmal zu sehen. Eine angenehme Genugtuung bereitete es ihr zu gewahren, wie beim Anblick der schönen Bibel auf dem Tisch das Gesicht des Besuchers aufleuchtete.

„Nun, das ist aber schön, daß ihr eine Bibel im Hause habt!“ rief er sichtlich erfreut und trat an den Tisch, „vor allem, daß ich das Buch der Bücher hier auf eurem Tisch vorfinde!“

Herr Nolten war nicht wenig überrascht über den ungewohnten Anblick der Traubibel, die doch

sonst immer so wohlgeborgen im Schrank lag, aber er erriet sogleich, weshalb sein kluges Frauchen sie aus ihrer Verborgenheit befreit hatte, und wußte sein Erstaunen geschickt zu verbergen.

„Sicher haben wir eine Bibel", konnte Frau Nolten sich nicht enthalten, auf die Bemerkung ihres Schwagers zu erwidern. „Eine Bibel muß man doch haben!"

„Ja", versetzte der Schwager, „das ist ja alles schön und gut. Aber lest ihr auch in der Bibel?"

Bei dieser peinlichen Frage stieg den Eheleuten eine leichte Blutwelle ins Gesicht. Aber Herr Nolten war auch jetzt der Lage gewachsen. Ohne eine bestimmte Antwort zu geben, erwiderte er:

„Ich denke gerade an das schöne Wort:

Wo keine Bibel ist im Haus,
Da sieht's gar öd' und traurig aus,
Da kehrt der böse Feind gern ein,
Da mag der liebe Gott nicht sein.
Gib drum den blankſten Taler aus
Und kauf' ein Bibelbuch ins Haus!"

Da er aber wohl annahm, daß der Bruder mit diesem schönen Sprüchlein noch nicht zufrieden sein möchte, fügte er innerlich verlegen hinzu:

„Laßt uns doch sofort zusammen einen Abschnitt aus dem Bibelbuch lesen!"

„Ja", erwiderte der Besucher, „das wollen wir tun."

Er schlug das Buch aufs Geratewohl auf, und aller Blicke fielen auf die großgedruckten Worte: Die Epistel St. Pauli an die Epheser.

Laut begann der Bruder zu lesen, während alle drei um den Tisch herum standen. Nachdem das erste

. . . Er ſchlug das Buch aufs Geratewohl auf, und aller Blicke fielen auf die großgedruckten Worte:

Die Epiſtel St. Pauli an die Epheſer.

Laut begann der Bruder zu leſen, während alle drei um den Tiſch herum ſtanden. Nachdem das erſte Kapitel zu Ende war, fragte der Leſende ſeinen Bruder:

„Haſt du das verſtanden?“

Kapitel zu Ende war, fragte der Lesende seinen Bruder:

„Hast du das verstanden?"

„Nein", lautete die Antwort, „das ist alles schwer verständlich. Erkläre mir mal den Sinn!"

„Ich verstehe ihn auch nicht recht", erwiderte der Gefragte ehrlich, „und kann dir daher keine Erklärung geben. Ich bin ja erst seit kurzem bekehrt und weiß in der Bibel noch wenig Bescheid. Die Epistel an die Epheser habe ich überhaupt noch nicht gelesen. Aber wenn sie uns auch schwer verständlich erscheinen mag, so glaube ich doch, daß die, an welche Paulus die Epistel schrieb, nämlich die Gemeinde in Ephesus, den Brief verstanden haben werden."

„Ja", erwiderte Herr Nolten, „das glaube ich auch. Aber was nützt uns das? Was für einen Zweck hat es überhaupt, etwas zu lesen, was man nicht versteht? Das ist ja gerade, was mich abhält, mehr in der Bibel zu lesen. Ich habe es hie und da getan, aber man wird nicht klug daraus. Andere Bücher versteht man sofort. Die Bibel nicht. Woran liegt das?"

Der Bruder hatte still zugehört. Jetzt sagte er:

„Ich glaube, daß es auch heute manche Leute gibt, welche diese Epistel verstehen und auch auszulegen wissen, wenn ich es auch nicht kann. Aber da fällt mein Blick gerade auf ein paar Verse aus dem zweiten Kapitel. Da ist von „Mitbürgern der Heiligen und Hausgenossen Gottes" die Rede, und dann heißt es weiter: „aufgebaut auf die Grundlage der Apostel und Propheten, indem Jesus Christus selbst Eckstein ist, in welchem der ganze Bau, wohl zusammengefügt, wächst zu einem heiligen Tempel im Herrn". (Vers 19—21.) Zu diesem heiligen Tem-

pel muß man gehören, sonst ist man verloren. Unter ihm ist die Gemeinde des Herrn zu verstehen. Alle Kinder Gottes sind Steine an diesem Tempel, dessen alleiniger Stützpunkt unser Herr Jesus Christus selber ist."

„Ja, das glaube ich auch", bestätigte Herr Nolten.

Frau Nolten nötigte jetzt zu Tisch. Die Unterredung über das schwer verständliche Bibelwort war zu Ende und wurde auch nicht wieder aufgenommen. Man verlebte noch ein paar schöne Stunden miteinander, in welchen der Bruder unter anderem von einigen seiner jüngsten Erfahrungen berichtete, und dann geleitete das Ehepaar den Besucher zum Bahnhof.

Als die beiden wieder daheim angelangt waren, sagte Frau Nolten zu ihrem Mann, es sei doch wohl besser, wenn sie fortan mehr in der Bibel läsen. Es erscheine ihr merkwürdig, daß das in der Epistel an die Epheser Gelesene so schwer verständlich sein solle. Ob sie das Kapitel nicht noch einmal in Ruhe miteinander lesen sollten? Ihr Mann war gern einverstanden. Sie schlugen die Bibel, die noch auf dem Tisch lag, auf, fanden nach einigem Suchen den gewünschten Brief, und wieder las Herr Nolten langsam und laut das erste Kapitel. Aber es erging ihnen nicht besser als beim ersten Mal. Beider Urteil lautete: „Das ist kaum oder überhaupt nicht zu verstehen". Sie redeten noch über das eine und andere und kamen schließlich zurück auf das, was der Bruder über den „heiligen Tempel im Herrn" gesagt hatte, der die Gemeinde des Herrn bedeute, und daß man zu dieser Gemeinde gehören müsse.

„Nun", meinte Frau Nolten, „wir gehören zur lutherischen Gemeinde. Da sind wir getauft und konfirmiert und später auch getraut worden."

„Das stimmt schon", gab Herr Nolten zu, „aber zur lutherischen Gemeinde hat mein Bruder auch gehört, solang er lebt. Ich glaube, daß das, was er heute über die Zugehörigkeit zur „Gemeinde des Herrn" sagte, ganz etwas anderes bedeutet."

Frau Nolten nickte. Ihr Mann hatte recht. Die Sache war doch wichtiger, als sie bisher gedacht hatten. Sie sprachen noch manches darüber und einigten sich am Ende in dem Geständnis, daß sie eigentlich überhaupt zu keiner Gemeinde gehörten. Sie gingen ja so gut wie nie zur Kirche. Sie beschlossen darauf, zunächst den Rat des Bruders zu befolgen und mehr in der Bibel zu lesen. Daraufhin las Herr Nolten auch das zweite Kapitel aus dem Epheserbrief, und beide urteilten, daß dieses Kapitel schon besser verständlich sei als das erste. Wichtiger aber als dieses Urteil war der Umstand, daß der Gott, der einst sprach: „Es werde Licht!" den beiden Lesern ein, wenn auch vorläufig noch schwaches Licht gab in dem Erkennen, daß sie beide noch nicht zu den „Mitbürgern der Heiligen und Hausgenossen Gottes" gehörten, und damit auch nicht zu der Gemeinde des Herrn, von der die Verse 19—22 redeten.

Frau Nolten war besonders durch den 8. Vers in dem gelesenen Abschnitt getroffen worden: „Denn aus Gnade seid ihr selig geworden durch den Glauben" (luther. Übersetzung). Was wußten sie von einem aus Gnaden selig geworden sein durch den Glauben? „Und das nicht aus euch: Gottes Gabe ist es." Was wußten sie von einer Gabe Got-

tes, die ihnen durch den Glauben zuteil geworden wäre? Bestürzt sagte sie zu ihrem Manne: „Dann hätten wir ja überhaupt nicht das Richtige. Nein, dann haben wir garnichts."

Herr Nolten wurde still und nachdenklich. Es war in diesen Stunden den beiden jungen Menschenkindern, als ob sie aus einem langen, tiefen Schlaf erwachten. Das völlig veränderte Wesen des Bruders, seine Bemerkungen wie: „Meine Sünden sind mir alle vergeben", „ich bin so glücklich in meinem Herrn usw." waren ihnen aufgefallen, aber sie hatten kein Verständnis dafür gehabt. Jetzt wurde ihnen mit einem Male klar, daß der Bruder auf einem ganz anderen Boden stand als sie. In diesem Manne war etwas Großes vorgegangen. Was es war, ahnten sie bis dahin nur. Aber der Wunsch war in ihren Herzen erwacht, eine ähnliche Wandlung durchzumachen, „glücklich" zu werden, wie er zu sein bekannte.

Der Bruder und Schwager war an jenem Sonntagabend ziemlich enttäuscht nach Hause gefahren. Einem gläubigen Freunde schüttete er sein Herz aus und klagte ihm, wie seine Missionsreise, die er unternommen hatte, um seine Verwandten zu überführen, wenig Erfolg gehabt habe. Der Freund wies den betrübten Mann auf die Kraft des Geistes Gottes hin, der wirke, wo Er wolle, und der das abgelegte Zeugnis wohl zum Segen für beide unsterbliche Seelen benutzen könne. Nicht viele Tage später kam ein Brief der Verwandten, der zu seiner unbeschreiblichen Überraschung und Freude die Mitteilung enthielt, daß sie jetzt auch durch Gottes Gnade

beide zu der wahren Gemeinde des Herrn Jesus gehörten. Durch das Lesen des Wortes Gottes seien sie zur Erkenntnis ihres verlorenen Zustandes und ihrer Sündhaftigkeit gekommen. Gott selbst habe sie aufgerüttelt aus tiefem Sündenschlaf, und beide hätten sie jetzt durch den Glauben an des Sünderheilands vollbrachtes Werk Vergebung ihrer Sünden erlangt. Beide seien sie glücklich in ihrem neu gefundenen Teil. Die Bibel liege jetzt nicht mehr bloß zur Zierde auf dem Tisch wie an jenem Sonntag, sondern sei für sie fortan das kostbarste Stück im Hause. Und es sei ihnen jetzt auch klar geworden, wie öde und leer es früher bei ihnen gewesen sei, als die Bibel ihnen noch nichts bedeutet habe.

Von seinem nächsten Besuch im Hause des glücklichen Paares kehrte der Bruder nicht mehr enttäuscht zurück. Mit eigenen Augen und Ohren hatte er sich überzeugen dürfen, daß diesem Hause Heil widerfahren war.

Der Gott des Elias

II.

Als nach den schweren Kriegsjahren die stets fortschreitende Markentwertung große Vermögen in nichts zerfließen ließ, gerieten wir nach und nach in immer ernstere Bedrängnis. Der Umsatz in unserem Blumengeschäft ging erschreckend zurück, und was wir an Erlös erhielten, reichte nicht hin, um das Allernötigste für unsere zehnköpfige Familie zu kaufen. An die Anschaffung von Kleidern, Wäsche und Schuhwerk war mit der Zeit überhaupt

nicht mehr zu denken. Die immer geringer werdenden Einnahmen langten nur für Brot. Zu allem Unglück wurde ich für drei Monate krank. In dieser Zeit stiegen mit unseren Gebeten viele Seufzer zu dem Erhalter der Gläubigen empor. Einmal klagte ich einem Bruder unsere Not. Die Antwort, die ich erhielt, war so wenig tröstlich, daß ich mir sagte: Von jetzt an gehst du zu keinem Menschen mehr, sondern nimmst deine Zuflucht nur noch zum Herrn. So haben wir es gehalten. Und was durften wir erfahren? Daß Er Seine Verheißungen alle wahr macht, daß Er die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche. Er benutzte sowohl Seine Kinder als auch Ungläubige, um den Seinigen darzureichen, was sie bedurften. Alles niederzuschreiben, was wir in dieser Zeit erlebt haben, ist unmöglich. Aber einiges sei mitgeteilt zu Seines Namens Ehre und zur Ermunterung für solche, die in den heutigen schweren Zeiten durch Ungemach und Prüfungen zu gehen haben.

Ich besaß damals außer Holzschuhen nur noch ein Paar dickgenagelte, ganz grobe Arbeitsschuhe, und meinen Kindern fehlte es an der nötigsten Kleidung. Da wurde ich eingeladen, eine befreundete Familie in der nahen Stadt zu besuchen. Ich hätte es gern getan, aber mit solchen Schuhen? Unmöglich. Da sah mich eine Fabrikantenfrau. Ihr Blick streifte meine Schuhe.

„Herr Hermann", sagte sie, „ich habe noch ein Paar Schuhe von meinem verstorbenen Mann daheim stehen. Darf ich sie Ihnen anbieten? Sie scheinen die gleiche Schuhgröße zu haben."

So kam ich zu neuen guten Schuhen. Am

gleichen Tage wurde ich gebeten, zu einer Familie zu kommen. Dort erhielt ich nicht weniger als mehrere Paar Schuhe und vier gute Anzüge für meine Kinder. Wenige Tage später kam ein Mann drei Stunden weit gegangen und brachte uns Mehl, Speck und Öl. Und mit dem Mehl erging es uns fortan ähnlich wie der Witwe zu Zarpath, die den Propheten Elias versorgen mußte. Der Vorrat erschöpfte sich überhaupt nicht mehr. Ging das Mehl zur Neige, wurde uns anderes gebracht, ein, zwei, drei bis zehn Pfund auf einmal. Stets sorgte Gott, daß wir satt wurden und keine Schulden zu machen brauchten.

Weihnachten nahte heran. Wieviel Freude hatte es uns jedes Jahr gemacht, uns in diesen Tagen gegenseitig durch ein Geschenk zu erfreuen! Dieses Jahr würde es für uns alle nichts geben. Aber wie wurden wir beschämt! Eines Abends lag auf unserer Treppe ein Briefumschlag, der eine größere Geldsumme enthielt. Ein Zettel lag dabei mit dem Vermerk: Betrachten Sie dies als vom Herrn kommend. Dann wurden Pakete über Pakete gebracht, manche durch die Post, andere durch Boten oder Kinder. Von vielen wissen wir heute noch nicht, woher sie kamen. Je näher Weihnachten rückte, desto größer wurden die Überraschungen. Sogar die Kommunisten brachten einen großen Sack mit Brot, Mehl und Speck. In jenen Tagen sind in unserem Hause viele Freudentränen geflossen. Wir hatten mehr als genug, auch Kleidungsstücke, Strümpfe und Wäsche. Sogar der Kuchen fehlte nicht. Schließlich sandte ein Fabrikbesitzer Bescheid, die Kinder möchten mit einem Leiterwagen zu ihm kommen. Sie brachten eine große Menge gebrauchte, aber gut erhaltene Spielsachen

mit. Am Abend dieses Tages sagte meine Frau zu mir: „Wir haben jetzt alles in Überfluß. Nur ein Stück Fleisch fehlt noch." Eine halbe Stunde später brachte ein Metzger ein großes Stück Fleisch, wohl fünf Pfund schwer. Meine Frau wollte zuerst den Mann abweisen, da sie weder Fleisch bestellt habe noch es bezahlen könne. Aber die Sache war in Ordnung. Irgend jemand hatte uns das Fleisch gesandt.

Noch nie haben unsere Kinder zu Weihnachten so viel bekommen wie in jenem Jahr. Es gab sogar Schokolade und andere Süßigkeiten.

Eine Reihe von Jahren ist seitdem verflossen. Aber noch heute sagen wir uns: Wir möchten das damals Erlebte nicht missen. Man hört ab und zu Bemerkungen wie: „Mit Geld in der Tasche ist gut vertrauen!" Im Gegensatz dazu darf ich aus eigener Erfahrung feststellen: In den Tagen schwerster Übungen darf und kann das Vertrauen des Herzens am größten sein. Allen, die sich heute in ähnlichen Schwierigkeiten befinden, wie wir damals, möchten wir sagen: Vertrauet dem freundlichen Herrn! Wo der Menschen Hilf' zu Ende, bleiben mächtig Seine Hände.

Betreffs unseres weiteren Weges noch folgendes: Nachdem die schwere Inflationszeit vorüber war, hörten die Geschenke wie mit einem Schlage auf; aber dann gab uns der Herr in unserem Geschäft hinreichend Einnahmen, sodaß jene nicht mehr nötig waren. Er hat auch bis heute geholfen. Und so wie wir damals das N e h m e n lernen mußten, haben wir hinterher erfahren dürfen, daß G e b e n doch s e l i g e r i s t a l s N e h m e n.

„Der Herr weiß die Gottseligen aus der Versuchung zu retten."

Als nach der Schlacht von Leipzig die Truppen Napoleons zurückfluteten, gelang es einer stärkeren Abteilung des sogenannten Korps „Pupilles", sich in der holländischen Festung Venlo einzunisten. Die verwilderten Gesellen hausten wie die Vandalen, erpreßten hohe Abgaben von den Bewohnern und zogen raubend und plündernd durch die ganze Umgegend.

In dem Dorfe W. lebten damals zwei reiche unverheiratete Brüder. Um das bare Geld, das sie im Hause hatten, vor den Räuberbanden zu retten, beschlossen sie, es zu vergraben. Eines Abends begaben sie sich mit Laterne und Spaten in ihren Garten, der hinter dem Hause lag. Die späte Stunde und die Gewohnheit ihrer Nachbarn, sich früh zur Ruhe zu begeben, ließen sie hoffen, ihre Absicht unbeobachtet ausführen zu können.

Indessen hielt sich gerade an diesem Abend ihr Nachbar, der ein armer Tagelöhner war und eine große, gänzlich unversorgte Familie hatte, länger als gewöhnlich in seinem Garten auf, der an den der beiden Brüder stieß. Die Sorge, wie er das Nötigste für seine große Kinderschar beschaffen solle, lastete schwerer denn je auf ihm und ließ ihn keine Ruhe finden.

Aus seinem sorgenvollen Sinnen wurde er durch das Licht der Laterne aufgeschreckt. Dem Schreck aber wich sogleich die Neugier, als er seine Nachbarn er-

kannte. Er schlich sich leise den Zaun entlang, der die beiden Gärten voneinander trennte, und schaute durch eine Lücke hinüber. Sehr schnell erriet er, was drüben vor sich ging. Er ahnte, was der große, festverschlossene Topf enthielt, und der Gedanke an den Reichtum, den das umfangreiche Gefäß bergen mußte, rief einen solchen Sturm von Gefühlen in ihm wach, daß es ihn fast zu ersticken drohte.

Er sah, wie die Brüder in schweigendem Eifer ein tiefes Loch gruben, und wie der große Topf vorsichtig hinabgelassen wurde. Dann schaufelten sie das Loch wieder zu, traten den Boden darüber fest, streuten, um jede Spur zu verwischen, noch etwas lose Erde über die Stelle und kehrten dann in ihr Haus zurück, nicht ohne noch einige Male ängstlich hinter sich geschaut zu haben. Aber kein Blick fiel auf den unvermuteten Beobachter, der all ihrem Tun gefolgt war.

Als die Brüder gegangen waren, erhob sich der arme Tagelöhner aus seiner geduckten Beobachterstellung. Eine fieberhafte Erregung hatte ihn ergriffen. Es war ihm, als triebe ihn eine unsichtbare Macht unwiderstehlich an, hinüberzuspringen und sich des vergrabenen Schatzes ungesäumt zu bemächtigen. Aber er schritt nicht zur Ausführung des bösen Gedankens. „Du sollst nicht stehlen", kam es halb unbewußt von seinen Lippen. Er riß sich zusammen und stürzte Hals über Kopf ins Haus, gerade in das Zimmer, wo seine Frau noch am Spinnrad saß.

„Was ist los?" fragte diese, sich erschreckt umschauend. „Was ist dir, Mann? Was hast du?"

Die Frau mußte ihre Frage mehrmals wiederholen, ehe er, seine Selbstbeherrschung wiedergewin-

nend, ihr versichern konnte, daß ihm garnichts sei. Aber seine Stimme klang unnatürlich heiser.

„Ich bin sehr müde. Komm, laß uns zu Bett gehen, Frau! Es ist reichlich spät geworden."

„Warum bist du denn so lange draußen geblieben?" fuhr die Gattin fort zu fragen. „Ich wollte gerade kommen und nach dir sehen, als du plötzlich hereinstürztest, als wären sie dir auf den Fersen. Ich will dir etwas sagen, Mann", fuhr sie beruhigend fort, als er bei ihren letzten Worten zusammenfuhr, „du machst dir zu viele Sorgen. Wir sollen aber nicht so niedergedrückt am Boden liegen. Gott wird uns nicht vergessen. Er wird weiter an uns denken, wie Er es bisher getan hat. Wenn du dich aber fernerhin so mit Sorgen quälst, wirst du noch krank, und was soll dann aus mir und den armen Kindern werden? Und nun komm! Laß uns beten und dann zu Bett gehen!"

Schweigend folgte der Gatte. Wie allabendlich knieten die beiden nieder, um sich und ihre Kleinen mit all ihren Ängsten und Sorgen der Hut Gottes zu befehlen. Dann gingen sie zu Bett. Doch vergeblich versuchte der arme Vater einzuschlafen. Ob er seine Augen offen hielt oder schloß, immer stand der große Topf voll Geld vor ihm, gerade vor ihm!

„Wenn ich nur einen kleinen Teil davon nähme", flüsterte er, „ich brauche ja nicht alles. Und nähme ich auch alles, was der Topf enthält, so würden diese beiden noch immer reich genug sein. Sie haben große Wiesen und Felder, eine Menge Vieh und dabei noch Geld auf Zins liegen."

„Und doch", erhob das Gewissen seine Stimme, „wäre es nichts anderes als Diebstahl!"

„O mein himmlischer Vater", rang es sich aus seinem Innern, „bewahre mich vor dem Stehlen!"

Da schrie eins der Kinder, das im selben Zimmer schlief, plötzlich laut im Traum: „Vater, Vater!"

Er setzte sich im Bett auf und wollte antworten. Aber schon war alles wieder still. Der kleine Träumer schlief ruhig weiter.

„Ach", seufzte der bedrängte Vater, „meine guten Kinder, ihr könnt in Frieden schlafen. Eure Ruhe wird nicht durch all die Ängste gestört, die eure Eltern quälen. Trotz aller Mühe und allen Sparens langt es nicht für das Nötigste. Was aber soll werden, wenn einmal Krankheit oder Arbeitslosigkeit kommen? Ihr müßtet dann betteln gehen. Furchtbarer Gedanke! Betteln! Nein, eher will ich — — Sie sind beide unverheiratet, haben keine Kinder und können nicht fühlen, wie es einem Vater zumute ist, der seine Kinder kaum zu sättigen vermag. Was machen sie mit ihrem Geld? Sie vergraben es!"

„O führe mich nicht in Versuchung!" stöhnte er aufs neue, indem er die Steppdecke mit beiden Händen erfaßte und sie so fest um sich zog, als müsse er sich selbst am Aufstehen hindern.

„Kein Mensch würde es je erfahren", flüsterte der Versucher wieder, „die Nacht ist verschwiegen. Und sollte je ein Verdacht auf dich fallen, würden sich die beiden wohl hüten, ihn laut werden zu lassen; denn erführen die Franzosen von ihrem Reichtum, so würden sie gewiß nicht säumen, ihr Haus nach weiteren Schätzen zu durchsuchen."

Die Turmuhr schlug eins.

„Alles ist totenstill", fuhr der arme Tagelöh-

ner in seinem Selbstgespräch fort. „Alles schläft. Jetzt wäre die rechte Zeit. In zehn Minuten hätte ich den Topf herausgeholt. Dann wäre ich ein reicher Mann und könnte meine Kinder in Ehren großziehen."

„In Ehren?" wandte das Gewissen ein. „Ist das, was du planst, ehrenhaft? Könntest du dich je wieder selbst achten, wenn du so handeltest? Und angenommen, kein menschliches Auge würde dich sehen, dein Tun würde nie ans Tageslicht kommen — könntest du dann noch je glücklich und zufrieden sein?"

„Nein", sagte er so laut, daß seine Frau neben ihm sich unruhig bewegte, „ich will es nicht tun. Wie oft hat mein guter Vater mir gepredigt: „Ehrlich währt am längsten" und mir eingeschärft, daß Gott niemals die verläßt, die auf Ihn trauen! Ich *will* Ihm vertrauen. O mein Gott, verlaß mich nicht in diesem Augenblick!"

Und Gott half. Wohl wollte der ersehnte Schlaf sich immer noch nicht einstellen. Die innere Erregung war zu groß. Als die ersten Strahlen der Sonne durch das kleine Fenster fielen, hatte er noch kein Auge zugetan. Da aber erfaßte ihn ein Gedanke, und im Nu führte er ihn aus. Er sprang aus dem Bett, warf sich in die Kleider, verließ leise, um die Schlafenden nicht zu stören, das Zimmer und — eilte zum Nachbarhaus, an dessen Tür er ungestüm klopfte.

Ohne Zweifel war auch der Schlaf der beiden reichen Brüder in dieser Nacht nicht so fest gewesen wie sonst. Denn viel schneller, als man zu so früher Stunde hätte erwarten können, wurde die Tür geöffnet.

„Sie haben vergangene Nacht einen Topf mit Geld in Ihrem Garten vergraben", begann der Arme in festem Ton. Die Brüder wurden schreckensbleich. „Ich war Zeuge davon und konnte deshalb in dieser Nacht keine Ruhe finden. Ja, mehr noch, es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich zum Dieb geworden. Ich komme nun jetzt, um Sie zu bitten, das Geld unverzüglich wieder auszugraben und es an irgend einem anderen Platze, den ich nicht kenne, zu verstecken, damit ich nicht länger der schrecklichsten Versuchung ausgesetzt bin, sondern meine Ruhe und meinen Herzensfrieden wiedergewinne. Sie wissen, ich bin ein armer Mann mit einer Schar unversorgter Kinder. Doch ich vertraue Gott, daß Er auch in Zukunft für mich und die Meinen sorgen wird, so wie Er es bisher getan hat."

Soweit die Begebenheit, die seinerzeit von dem armen Manne selbst erzählt und von durchaus glaubwürdiger Seite mitgeteilt worden ist. Es ist nichts darüber gesagt worden, ob die reichen Brüder sich ihres armen Nachbars angenommen haben. Dessen aber dürfen wir sicher sein, daß Gott, der dem Armen in so großer Not beigestanden, sein Vertrauen nicht beschämt hat.

Möge der Bericht allen Lesern, besonders auch den vielen, für welche die gegenwärtige Zeit Tage der Not sind, ein Ansporn sein, mit aller Entschiedenheit auf dem Wege der Treue und Redlichkeit voranzugehen, um auch unter den schwierigsten Umständen in der Versuchung zu bestehen, allezeit der Tatsache eingedenk: „Du, o Gott, siehst mich"!

„Ich dulde diesen Geist nicht im Hause."

Der Raubmörder Th., der vor 35 Jahren aus bloßer Mordlust im Schwarzwald einen Studenten ermordete, war vorher eine Zeitlang ein treues Mitglied des Christlichen Vereins Junger Männer in T. Aber seine Angehörigen plagten ihn um seines Glaubens willen aufs äußerste. Die Mutter sagte: „Ich dulde diesen Geist nicht im Hause". Eine Schwester, die mit einem reichen Fabrikanten verlobt war, äußerte: „Lieber will ich mit einem Zuchthäusler unter einem Dach leben als mit einem Jünglingsvereinler". Zuletzt brachten sie es mit ihren boshaften Quälereien so weit, daß der Jüngling aus dem Verein austrat. Von da an ging's rasend abwärts mit ihm, sodaß die stolze Schwester wirklich einen Zuchthäusler als Bruder bekam. Als ihr Bräutigam sie nach der Mordtat fragte, ob der damals viel besprochene Mörder Th. mit ihr verwandt sei, verleugnete sie ihn. Doch die Wahrheit konnte nicht verborgen bleiben. Die Verlobung wurde aufgelöst. Die Familie zog aus Scham von T. fort und verarmte in der Fremde völlig. Wie anders wäre es gewesen, wenn der Geist Christi, den man nicht im Hause dulden wollte, in den Herzen Einzug gehalten hätte!

Neukirchener Abreißkalender

Aus der Finsternis zum Licht

Von einer meiner Freundinnen wurde ich gebeten, einen kurzen Bericht meiner Bekehrung zu schreiben. Ich tue es hiermit im Glauben, daß der Herr dieses einfache Zeugnis Seiner Gnade und Macht segnen werde.

Vor neun Jahren kam ich nach Australien mit der Absicht, dort eine kurze Zeit mit meinen Freundinnen zuzubringen. Im alten Lande hatte ich viele bittere Erfahrungen gemacht, und so glaubten meine Eltern, daß ein Wechsel meines Aufenthalts mir helfen würde, die Vergangenheit zu vergessen.

Meine Eltern waren gute, strengreligiöse Juden. Niemals werde ich das ernste Gebet meines Vaters vergessen, das er in der letzten Stunde, die ich unter seinem Dache verbrachte, sprach. Er befahl mich dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs und betete, daß der Engel, der meine Eltern bisher vor allem Übel bewahrt hatte, auch mich segnen möge.

An einem Sonntagabend kam ich in Australien an. In Melbourne, meinem Bestimmungsort, fand ich eine Gesellschaft, der ich mich sofort mit ganzem Herzen anschloß. Ein ganzes Jahr lang besuchte ich jede Art von Vergnügungen, die Melbourne bot. Ich ging zu Bällen und ins Theater. Vergnügen und wie-

Samenkörner (Neue Folge 25) 1931

der Vergnügen — das war mein einziger Gedanke. Um diese Zeit machte ich die Bekanntschaft eines Herrn, zu dem ich eine Zuneigung faßte. Obgleich die Zuneigung gegenseitig war, dachte ich nicht an eine Heirat, da er Christ und ich mit Herz und Seele Jüdin war. Jedoch die Zeit verging, und schließlich willigte ich in die Heirat ein, obgleich ich wußte, daß das Verlassen aller, die mir lieb und teuer waren, unausbleiblich sein und ich über meine Familie Schande bringen würde. Bevor wir heirateten, mußte mir mein Verlobter versprechen, niemals zu versuchen, mich von meinem Glauben abzubringen, da ich entschlossen war, als Jüdin zu leben und zu sterben.

Wir führten ein glückliches Eheleben. Mein Gatte war mein ein und alles. Gott schenkte uns zwei Kinder. Er, der sie mir gab, kennt allein die Qualen, die ich bei dem Gedanken litt: „Wie soll ich meine Kinder das lehren, was ich selbst nicht glaube?" Denn ich hatte aus Liebe zu meinem Gatten beschlossen, daß unsere Kinder in ihres Vaters Glauben erzogen werden sollten.

Trotz meines Entschlusses, Jüdin zu bleiben, besuchte ich regelmäßig mit meinem Mann die christlichen Gottesdienste. Mein Herz änderte sich aber in keiner Weise, und ich dachte nicht daran, daß Jesus je mein Heiland sein oder werden könnte. Erst nach der Geburt meines zweiten Kindes wurde ich ernstlich von dem Wunsch erfaßt, eine Christin zu werden. Mein Gebet zu dieser Zeit war: „O Gott, wenn es recht ist, laß mich glauben!" Ich konnte es nicht fassen, daß man den Vater ehre, indem man den Sohn ehrte, und obgleich ich wirklich wünschte, eine Christin zu sein, suchte ich doch Gott nicht mit ganzem

Herzen. Mein Mann und meine Kinder füllten mein Leben vollkommen aus.

Nun aber legte sich Gottes Hand auf mich. Mein geliebter Gatte wurde mir innerhalb weniger Tage durch den Tod entrissen, und so plötzlich war der Schlag, daß ich es kaum fassen konnte, daß er für immer von mir gegangen war. Und o, welch ein Abgrund trennte uns! Er schien mir unüberbrückbar zu sein. Ich wußte, daß mein Mann im Glauben an Jesum gestorben war, und ich war noch genau so weit davon entfernt, eine Christin zu sein, wie am ersten Tage, als ich ihn kennen lernte. Ich war sehr bitter und hart in meinem Kummer und verstand nicht, daß Gott so grausam an mir handeln und das Licht meines Lebens von mir nehmen konnte. Es schien mir unmöglich, weiter zu leben, und ich hatte nur den einen Wunsch, mit meinem lieben Gatten wieder vereint zu sein. Manchen Tag habe ich in der Dämmerung an seinem Grabe gelegen und Gott gebeten, mich sterben zu lassen. Aber obwohl ich noch weit von Gott entfernt war, hatte Er Mitleid mit mir. In Seinem Erbarmen erhörte Er meine Bitte nicht. Statt dessen erweckte Er mir liebe Freunde, die mir zeigten, daß ich nur auf einem Wege hoffen konnte, einmal mit meinem Mann vereint zu sein. Der Wunsch, eine Christin zu werden, erfüllte jetzt mein ganzes Herz. Ich durfte und wollte nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Mit ganzer Macht begann ich den Herrn zu suchen, und ich darf es zu Seiner Ehre bezeugen, daß ich die Wahrheit des Wortes: „So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen" (Jer. 29, 13. 14, luth. Übersetzung) erfahren habe.

Eines Tages, als ich die alte, alte Geschichte, die Leidensgeschichte unseres Herrn und Heilandes las, hörte ich eine Stimme in mir: „Er litt alles dies für dich!" Diese Wahrheit erleuchtete mich wie ein Blitz. Alsbald nahm ich Jesum als den Erlöser, als meinen Erlöser an, und eine tiefe Liebe zu Ihm erfüllte mein Herz. Ich ging in mein Zimmer, fiel auf die Kniee und schluchzte laut, aber diesmal nicht vor Traurigkeit, sondern vor Freude. Mir fehlen die Worte, um zu beschreiben, was mir mein Heiland jetzt ist, und ich darf mit dem Apostel Paulus bezeugen: „Was ich jetzt lebe im Fleische, lebe ich durch Glauben, durch den an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich selbst für mich hingegeben hat". (Gal. 2, 20.)

Es ist nun schon eine Reihe von Jahren her, daß ich zum Glauben an den Herrn Jesus kam, und obgleich ich seitdem durch viele Prüfungen gegangen bin, habe ich doch keinen Augenblick gezweifelt, sondern habe oft am Grabe meines Gatten Gott gedankt, daß Er ihn mir genommen — es ist ja nur für kurze Zeit — und mir dafür die Gabe Seines Sohnes gegeben hat. Mein Jesus ist mir jetzt kein ferner Gott mehr, sondern ein naher und gegenwärtiger Heiland. Ich vertraue Ihm in allen Dingen, und Er enttäuscht mich nie. Sollte einer unter den Lesern sein, der diesen Heiland noch nicht kennt, so bitte ich ihn ernstlich, Ihn von ganzem Herzen zu suchen. Wenn ich auf mein Leben zurückschaue, so sehe ich jetzt, daß ich vorher nie gewußt habe, was wahres Glück ist. In jedes Menschen Herz ist eine Leere, die nur der Heiland ausfüllen kann. Auch tief innen in deinem Herzen, lieber Leser, ist diese Leere, und ich bitte dich,

nimm den Heiland an, der allein imstande ist, dein Leben auszufüllen. Er, der zu Moses sprach: „Ich bin, der ich bin" (2. Mose 3, 14), der die Seufzer Israels hörte und seine Sorgen kannte, ist auch für dich gekommen und auf Golgatha gestorben. Er bietet sich dir zu deiner Rettung an. Denke daran, was die Ewigkeit für dich sein wird, wenn du Ihn verwirfst. Dann wirst du verloren, verloren, verloren sein! Es gibt keinen anderen Weg zur Rettung deiner Seele, als daß du Jesum als deinen Stellvertreter annimmst.

Sollte diese Geschichte meines Lebens einem Israeliten in die Hände fallen, so frage ich dich, lieber Freund:

Hast du schon einmal ernstlich darüber nachgedacht, ob nicht dieser verachtete Nazarener dein ersehnter Messias sein könnte? Hast du jemals aufrichtig den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs gebeten, dir zu zeigen, ob der niedrige Menschensohn der Maria wirklich der Eine ist, von dem der Prophet Jesajas spricht: „Siehe, die Jungfrau wird einen Sohn gebären, und wird Seinen Namen Immanuel heißen"? (Jes. 7, 14.) Wenn du nur aufmerksam die Bücher Moses lesen würdest, so würdest du sehen, auf welche Art der Messias kommen sollte. Alle im Alten Bund geopferten Lämmer, alle Brandopfer, alle Morgen- und Abendopfer, das Blut, das vergossen und gesprengt wurde, der Bock des Sündopfers, alles deutet auf Den hin, der da kommen sollte, um die Sünden Seines Volkes zu tragen und mit Seinem eigenen Leben Sühnung zu tun.

Du hast einen Erlöser, einen Vermittler nötig, denn du hast gesündigt gegen Gott, und „die Seele,

welche sündigt, die soll sterben". (Hes. 18, 4.) Jesus ist Gottes Sohn. Die Wunder, die Er tat und heute noch an den Menschenkindern, welche glauben, tut, beweisen Seine Gottheit. Nimm daher den gekreuzigten König der Juden an, und du wirst mit Freuden sagen können: „Ich habe den Messias, die Hoffnung Israels, gefunden!"

E. L. B.

(Aus „Zions Freund")

Warum?

Solang es Menschen auf Erden gibt, gibt es auch Fragen. Der ungläubige Mensch hat Fragen, auch der gläubige. Da aber die erste Frage, die in den Herzen von Menschenkindern geweckt worden ist, durch Satan, die listige Schlange, angeregt wurde, so ist Vorsicht am Platze. Die meisten Fragen ähneln dieser ersten Frage. Es sind Fragen des Unglaubens, Fragen des Zweifels und des Trotzes. Dabei ist es auffallend, daß, solang es dem Menschen gut geht, der Fragen nur wenige sind. Noch nie habe ich jemand fragen hören: „Warum habe ich genug zu essen und anzuziehen? Warum bin ich so gesund? Warum geht mein Geschäft gut? usw." Das alles wird als selbstverständlich hingenommen, während doch alles nur Beweise von Gottes Güte und Erbarmen sind. Sobald aber Tage der Trübsal kommen, kommen auch Fragen.

Die gegenwärtige Zeit ist voller Fragen. Solang sie in Demut gestellt werden, kann Gott gnädig sein und darauf antworten. Weil aber die mei-

sten Fragen in Auflehnung gegen Ihn geschehen, bleiben sie ohne Antwort. Ich nehme zwei Fragen heraus, die wohl am meisten die Herzen beschäftigen, und suche sie auf Grund der Schrift zu beantworten.

Als erste Frage benutze ich die Worte Hiobs: „Warum starb ich nicht von Mutterleibe an? — Warum gibt Er dem Mühseligen Licht, und Leben denen, die bitterer Seele sind?" (Hiob 3, 11. 20.) Die Antwort auf diese Frage finden wir in Röm. 8, 28: „Denen, die Gott lieben, wirken alle Dinge zum Guten mit, denen, die nach Vorsatz berufen sind".

Die Frage Hiobs ist die Frage eines gläubigen Mannes, denn Hiob war nach Gottes eigenem Urteil „vollkommen und rechtschaffen und gottesfürchtig". Gott hatte Hiob Zeit seines Lebens wunderbar gesegnet. Er führte ein glückliches Familienleben und hatte große Besitztümer. Er „war größer als alle Söhne des Ostens". Hiob hatte auch einen richtigen Gebrauch von seinem Reichtum gemacht. Er war nie mit Falschheit umgegangen, war seinen Knechten ein guter Herr gewesen, und kein Armer hatte unbeschenkt sein Haus verlassen. (Vergl. Kap. 31.)

Außer irdischen Gütern besaß Hiob große Weisheit. Das bezeugen seine Reden. Auch hatte er persönlich untadelig gelebt, und wenn er annehmen mußte, daß seine Kinder gesündigt hatten, war er für sie vor Gott eingetreten.

Dann war das Unglück über ihn hereingebrochen, Schlag auf Schlag. An einem Tage war ihm nicht nur aller Reichtum genommen worden, sondern auch seine zehn Kinder waren umgekommen. Da lagen sie begraben unter den Trümmern eines ihrer durch

den Sturm zerstörten Häuser. Doch alles das ertrug Hiob still. Das Gute wie das Böse nahm er aus Gottes Hand: „Jehova hat gegeben, und Jehova hat genommen, der Name Jehovas sei gepriesen!“ Fürwahr, er war ein vollkommener Mensch.

Aber nun wurde es Satan erlaubt, Hiob ganz persönlich anzufassen. Unsägliche Leiden peinigten ihn Tag und Nacht. Und jetzt kamen die Fragen. Wozu das Leben, wenn es nur noch Mühsal, Leid und Jammer ist? Warum ließ Gott alle diese Dinge zu? Hatte ein Hiob so etwas verdient? War sein ganzes Leben nicht ein Zeugnis von seiner Vollkommenheit gewesen? Drei Freunde müssen auf ihre Art — die nicht die Art Gottes war — helfen, um ans Licht zu bringen, was in Hiobs Herzen schlummerte: eine Eigengerechtigkeit, die durch nichts zu erschüttern war. Es kommt schließlich dahin, daß Hiob nur noch sich selbst rechtfertigt, während er Gott aufs schärfste verurteilt. Er betrachtet Gott als seinen Feind, der „Feindseligkeiten wider ihn erfindet“. Damit zieht er Gott auf seinen Boden herab. Armer Hiob! Wenn du doch wüßtest, weshalb Gott so Schweres über dich hat kommen lassen! Nein, Gott ist nicht *wider* dich, Er ist *für* dich. *Satan* ist wider dich. Er möchte dich verderben.

Bis zu einem gewissen Punkt ließ Gott Satan freien Raum. Dann aber heißt es: Bis hierher, und nicht weiter! Satan darf seine Hand an Hiob legen, aber nur so weit, wie es zur Ausführung der göttlichen *Gnadenabsichten* nötig ist. Hiobs Weg war wahrlich schwer. Er hat gelitten, wie kaum je ein Mensch gelitten hat. Aber alle diese Dinge mußten zum Guten für ihn mitwirken.

Hiob erfuhr, „daß der Herr voll innigen Mitgefühls und barmherzig ist". (Jak. 5, 11.) Dieser Erfahrung gegenüber war all sein Reichtum wie nichts. Aber nicht nur das. Hiob erhielt auch seine Besitztümer wieder, ja, doppelt so viel, als er früher besessen hatte. Seine Familie erhielt er wieder, sieben Söhne und drei Töchter, und von den letzteren heißt es, daß „so schöne Frauen wie die Töchter Hiobs im ganzen Lande nicht gefunden wurden". Auch seine Gesundheit erlangte er wieder. Aber so groß das alles sein mochte, war es doch nicht mit der Tatsache zu vergleichen, daß jetzt sein Auge Gott gesehen hatte, und er sprechen konnte: „Darum verabscheue ich mich und bereue in Staub und Asche". Eine Begegnung mit Gott hatte stattgefunden, wie Hiob sie früher nie erfahren hatte. Jetzt konnte er Gott den Platz geben, der Ihm zukam, und den seinigen in Staub und Asche einnehmen. Seine Weisheit verblieb ihm. Aber er wurde ein demütiger Mann, der erkannt hatte, was in seinem Herzen, was er vor Gott war, ein Mann, den „Gott annehmen" konnte, als er für seine Freunde betete. Jetzt erst finden wir eine wahre Erkenntnis Gottes bei Hiob. „Er redete geziemend von Ihm" und war in Wahrheit Sein Knecht. Es ist rührend und auffallend zugleich, wie Gott in den Versen 7 und 8 des 42. Kapitels immer wieder betont: „Mein Knecht". Beachten wir auch, daß Hiob in dieses vertraute Verhältnis zu Gott kam, bevor der große äußere Segen ihm wurde. Innerer Segen ist wertvoller als äußerer.

Zum Schluß noch ein kurzes Wort über das zweite Warum? Es bedarf da nicht vieler Worte, weil die Beantwortung dieser zweiten Frage grund-

sätzlich zu dem gleichen Ergebnis führt wie die der ersten — zu der inneren Segnung des Menschen.

Als Frage wähle ich die bekannte Stelle Klagelieder 3, 39, die auch zugleich die Lösung andeutet.

„Was beklagt sich der lebende Mensch? — Über seine Sünden beklage sich der Mann!"

In Verbindung mit dieser Stelle möchte ich auf unsere Erzählung „Aus der Finsternis zum Licht" hinweisen, die dieser Abhandlung voransteht. In ihr finden wir den Schlüssel zu unserer Frage. Die arme Frau, welcher Gott den geliebten Gatten so plötzlich genommen hatte, wurde zunächst bitter und hart. Gott erschien ihr grausam. Warum hatte Er ihr den Gatten genommen? Warum hatte Er solch bitteres Leid gerade über sie gebracht? Gab es nicht Ehen genug, in denen die Gattin den Tod des Mannes als eine Erlösung empfunden hätte, und umgekehrt? Gab es nicht genug Elende und Kranke, für die der Tod ein willkommener Bote gewesen wäre? Und ihr wurde „das Licht ihres Lebens" genommen! Warum, warum?

Nun, wir haben gehört, auf welchem Wege diese Frau erfuhr, „daß der Herr voll innigen Mitgefühls und barmherzig ist", wie sie erkannte, daß Der, welcher sie schlug, nur Gnadenabsichten mit ihr hatte. Durch ihr Leid wurde sie dahin gebracht, sich als Sünderin zu erkennen, und dann war es nicht mehr weit bis zur Ergreifung des Heils. Da konnte sie dann am Grabe ihres Mannes Gott danken, daß Er ihr das irdische Glück genommen und ihr dafür die reiche Gabe Seines Sohnes geschenkt hatte. Da erfuhr sie, was wahres Glück ist, und daß sie vorher nichts davon gewußt hatte. Da war die Leere ihres Herzens für immer ausgefüllt.

Sieh, lieber unbekehrter Leser, da hast du die Antwort auf so manches Warum? Gott will nicht, daß der Mensch ewig verloren gehe, sondern daß er sich bekehre und lebe. Wenn Er heute Seine Hand schwer auf dich legt, tut Er es deshalb, um dich desto reichlicher segnen zu können. Gott zieht dich mit Seilen der Liebe, aber diese Seile müssen manchmal schmerzlich ins Fleisch schneiden, damit du zu dir selbst kommst, gelöst wirst von irdischen Banden und ernstlich fragst nach dem Wege des Heils.

Jesus Christus ist auch für dich gekommen. Auch um deinetwillen war Er am Kreuz und wurde dort von Gott verlassen. O wie erschütternd ist Sein Warum?! das einzige, das Er während Seines Weilens auf Erden an Gott gerichtet hat, dieses: „Warum hast Du mich verlassen?" — auch um deiner Übertretungen willen ist Er dahingegeben worden. Wenn du doch annehmen wolltest, daß die Wege Gottes mit dir dahin zielen, dich zu Jesu zu bringen! Dann würdest du dich nicht länger mit fruchtlosen Fragen und Zweifeln quälen, sondern Gottes Wege rühmen, der so manchmal Nöte und Leiden kommen lassen muß, damit die Seele dahingebracht wird, das volle Heil in Christo zu ergreifen.

„Was beklagt sich der lebende Mensch? — Über seine Sünden beklage sich der Mann!"

Wilmot, ein Skeptiker (Zweifler und Verächter des Wortes Gottes) legte sterbend seine welke Hand auf die Bibel und sagte: „Das einzige, was ich gegen dieses Buch einzuwenden habe — ist mein schlechtes Leben!"

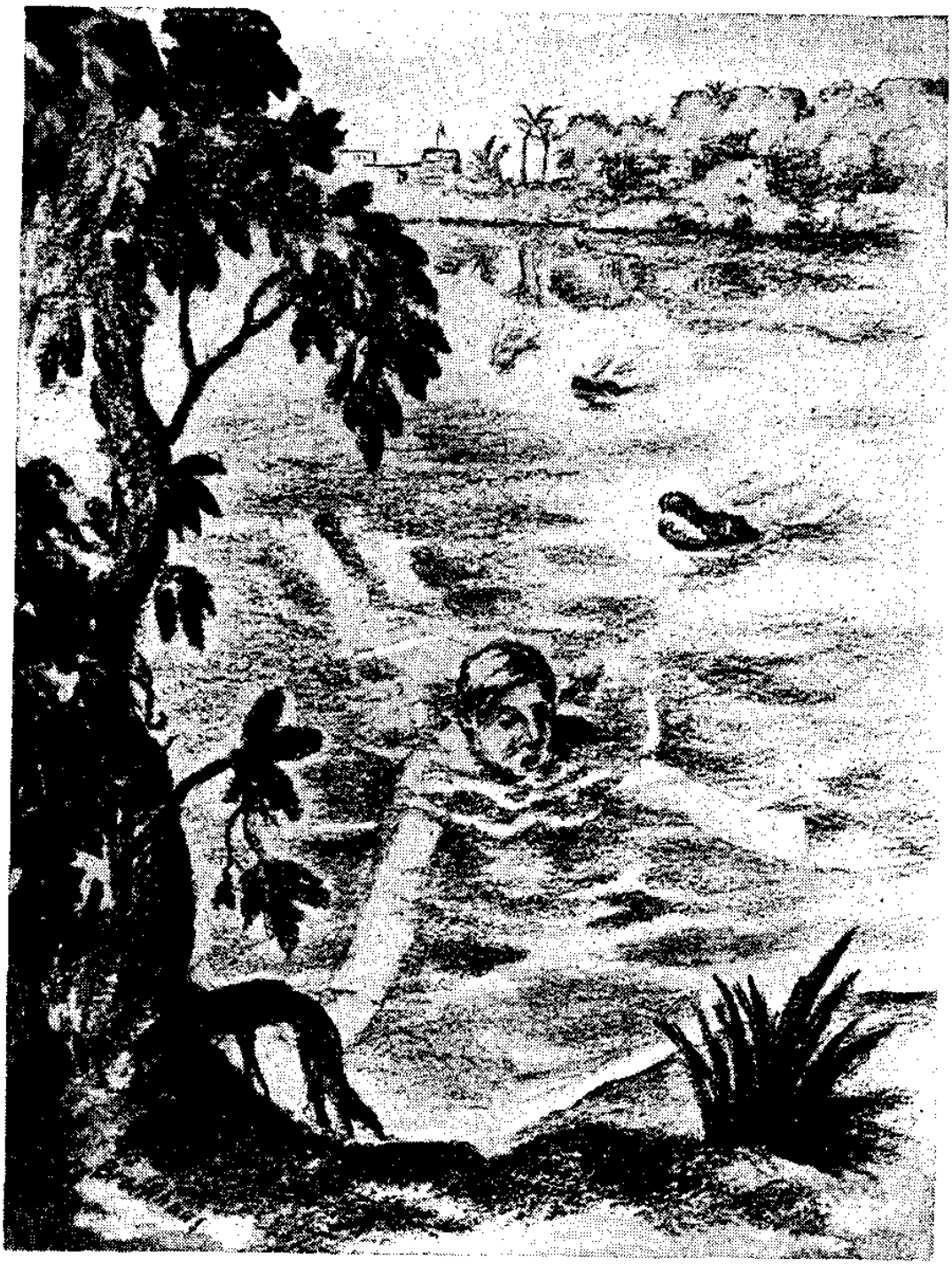
„Er wird Seinen Engeln über dir befehlen, dich zu bewahren.“

Kapitän Wilson, der vor mehr als hundert Jahren als Siebzigjähriger ein Schiff mit einer größeren Anzahl Missionare an Bord nach den Südsee-Inseln steuerte und es unter dem Segen Gottes so glücklich wieder zurückführte, daß es von der über 51000 englische Meilen weiten Reise ohne die geringste Beschädigung heimkam, war vorher zwanzig Jahre lang in Indien gewesen. In dieser Zeit wurde er einmal in den erbitterten Kriegen der Engländer mit Haidar Ali, dem Sultan von Maisur, gefangen genommen. Zwar glückte es ihm, aus dem Gefängnis zu entfliehen, aber vor ihm lag der breite Coleroon*). Ohne etwas zu wissen von den Gefahren dieses Flusses, der geradezu von Krokodilen wimmelte, und den bis dahin noch kein Mensch durchschwommen hatte, warf Wilson sich ins Wasser und erreichte glücklich das andere Ufer. Unverweilt setzte er seine Flucht fort. Doch schon bald wurde er von den ihn verfolgenden Leuten Haidar Ali's eingeholt. Ganz verwundert fragten sie ihn, wie er auf die andere Flußseite gekommen sei.

„Ich bin durch den Coleroon geschwommen“, versetzte Wilson einfach.

„Das lügst du“, erklärten die Männer in ihrem rauhen Dialekt, „denn noch kein Mensch ist durch diesen Fluß geschwommen. Wenn nur ein Finger hineingetaucht wird, schnappt ein Krokodil danach.“

*) ein Fluß im südlichsten Teil von Vorderindien.



. . . Ohne etwas zu wissen von den Gefahren dieses Flusses, der geradezu von Krokodilen wimmelte, und den bis dahin noch kein Mensch durchschwommen hatte, warf Wilson sich ins Wasser und erreichte glücklich das andere Ufer . . .

Die entschiedenen Versicherungen Wilsons indes machten sie stutzig. Sie forschten weiter. Als sie an der wunderbaren Tatsache nicht länger zweifeln konnten, sahen sie ihn voll Bewunderung an und riefen: „Ein Mann Gottes! Ein Mann Gottes!"

Der Herr weiß auch heute noch Sein Wort wahrzumachen, das Er vor Seiner Rückkehr zum Vater betreffs derer sagte, die an Ihn glauben würden. (Vergl. Mark. 16, 17. 18.)

Wie Gott mich von meinem irrigen Wege zurückführte

Ich war ungefähr vierzehn Jahre alt, als meine Eltern sich von Herzen zum Herrn bekehrten. Immer hatten sie nach den guten, christlichen Grundsätzen gelebt, in welchen ich erzogen worden war, aber ihre geistliche Wiedergeburt, über die unser Herr Jesus Christus den gelehrten Nikodemus einst selbst unterwiesen hat, erfuhren sie erst in jenem Jahre. Bis dahin war ich meinen Eltern stets ein gehorsamer Sohn gewesen. Wie glücklich hätte mein Leben sein können, wäre ich es geblieben! Ja, hätte ich jetzt erst recht ihren guten, freundlichen Worten, mit denen sie mich zu überreden suchten, ihrem Beispiel zu folgen, Gehör geschenkt! Aber ich wollte nichts von Bekehrung wissen, verschloß mich allen Bitten und Ermahnungen und wandte mich auf meinen eigenen, selbstgewählten irrigen Weg. — Ach, hätte ich doch nie ein Theater gesehen!

Meine große Vorliebe für die Bühne wurde mir

zum Fallstrick. Vor ihrer Bekehrung hatten meine Eltern nichts Verkehrtes darin gesehen, einige Male im Jahr das Theater zu besuchen, um sich ein „gutes Stück" anzusehen, und je nach der Beschaffenheit des Stückes durfte ich sie begleiten. So kam es, daß ich, noch ehe ich die Kinderschuhe ausgezogen hatte, schon öfters im Theater gewesen war.

Meine Begeisterung für das Schauspiel wuchs mit jedem Jahr, und je ernstlicher meine Eltern, die ihren Fehler jetzt schmerzlich bereuten, mir zuredeten und mich warnten, desto mehr verhärtete ich mein Herz. Ich erkannte wohl, daß wahres Christentum sich nicht mit dem Leben vertrug, das ich führte. Aber ich wollte keinen anderen Weg einschlagen. Ich wollte nicht länger auf meine Eltern hören.

Ach, möchten meine weiteren Erfahrungen allen jungen Menschenkindern eine ernste Warnung sein, die diese Zeilen lesen sollten und die, gleich mir, geneigt sind, den Pfad kindlichen Gehorsams aufzugeben, um einen eigenen, törichten Weg einzuschlagen! Mit sechzehn Jahren — um diese Zeit verließ ich mein Elternhaus — konnte mich nichts mehr davon abhalten, das Theater regelmäßig an zwei oder drei Abenden in der Woche zu besuchen, mochte gegeben werden, was da wollte, Gutes oder Schlechtes, und ehe ich noch das zwanzigste Jahr erreicht hatte, war mein Unglück da. Ich tat einen schweren Fall.

Auf die Begleitumstände will ich nicht näher eingehen. Weshalb auch? Es würde niemand nützen. Genug, daß ich mir an dem, was ich in den Vorstellungen wieder und wieder zu sehen bekam, ein trauriges Beispiel nahm, daß ich infolgedessen meine Arbeitgeber schimpflich bestahl, meinen guten Ruf verlor und

nahezu die Herzen derer brach, die mir auf Erden am teuersten waren.

Nachdem ich, zum schmählichen Dieb geworden, alles, Stellung, Ehre und jede Aussicht, in der Welt vorwärts zu kommen, eingebüßt, hatte ich keinen Mut mehr, meinen Eltern noch einmal unter die Augen zu treten. Ich verschwand von Hause.

Es war mein aufrichtiger Wunsch, durch ehrliche Arbeit nach und nach so viel zu verdienen, daß ich die veruntreute Summe — ungefähr achthundert Mark — einmal zurückerstatten konnte, doch als meine Bemühungen, eine lohnende Beschäftigung zu finden, sich immer wieder zerschlugen, schloß ich mich endlich einer Gruppe umherziehender Schauspieler an, die mir für die Übernahme unbedeutender Rollen wöchentlich zehn Mark versprachen. Im Dunkel der Nacht schlich ich mich zum letztenmal zur Wohnung meiner Eltern und schob einen Brief unter die Haustür, in welchem ich ihnen mitteilte, daß ich beabsichtige, nach B. zu gehen, wo sich mir eine Verdienstmöglichkeit biete.

Schon am nächsten Morgen brach unsere kleine Theatergesellschaft, die mit mir aus elf Personen bestand, in aller Frühe zu Fuß nach B. auf. Unser armseliges Bühnenzubehör war bereits auf einem Wagen vorausgeschickt worden. Ach, wohin war ich gekommen!

Über die nun folgenden sieben traurigen Jahre möchte ich schweigen. Welchen Nutzen könnten meine Leser auch aus der Beschreibung des unruh- und wechselvollen Daseins eines Komödianten ziehen, es sei denn im Blick auf das grenzenlos elende Leben, das so oft sein Teil ist? Nur so viel möchte ich sagen:

Ich ging oft in Lumpen, war mehrmals im Gefängnis und war mehr als einmal dem Verhungern nahe.

Doch die Stunde kam, in der Gott in Seinem großen Erbarmen mich fand auf meinem selbstgewählten Wege. Der umherirrende, elende, unglückliche Sünder erwachte endlich aus seinem Traum. Ein gnadenreicher Heiland neigte sich tief herab zu ihm und rettete ihn wie ein Brandscheit aus dem Feuer.

Unser Trupp hatte sich längere Zeit in einer großen Handelsstadt aufgehalten, wo unsere Darbietungen auf einem freien, außerhalb gelegenen Platz sich täglich starken Zuspruchs erfreuten. Ich war mittlerweile ein solch tüchtiger Schauspieler geworden, daß mir in jener Stadt eine Stelle an einem kleinen städtischen Theater angeboten wurde. Dadurch verbesserte sich meine äußere Lage wesentlich. Aber noch weit Besseres hatte Gott in Seinem Erbarmen für mich vorgesehen.

Unter den Angestellten des Theaters befand sich ein junger Mann, zu dem ich vom ersten Tage an eine besondere Zuneigung faßte. Er war ein Mensch von guten Grundsätzen und freundlichem Wesen. Was ihn mir aber vor allem unvergeßlich macht, ist der Umstand, daß er in der Hand Gottes das Mittel wurde, durch welches ich endlich auf den rechten Weg kommen und in mein Elternhaus zurückgeführt werden sollte.

„Bertram", sagte er eines Tages zu mir, „wir sind heute abend frei. Willst du nicht einmal mit mir gehen und den Prediger N. hören?"

„Nanu?" fragte ich verwundert. „Einen Prediger?"

„Ja", erwiderte Klemens lächelnd, „und einen klugen Mann dazu. Ich habe Herrn N. schon einigemale gehört, und es zieht mich immer wieder zu ihm hin. Ich liebe die ernste Art des Mannes, seine einfache Sprache und sein ehrliches Gesicht."

Jahrelang hatte ich kein Haus mehr betreten, in welchem es etwas Christliches zu hören gab. Doch als Klemens mir sagte, daß das Thema dieses Abends laute: „Der ehrliche Angestellte", willigte ich, ohne länger zu zögern, ein, ihn zu begleiten. Zwar hätte mich das Thema eigentlich abstoßen sollen, erinnerte es mich doch lebhaft an das große Vergehen meines Lebens, aber merkwürdigerweise war gerade das Gegenteil der Fall.

Der Versammlungsraum war schon fast gefüllt, als wir eintraten, und zwar vorwiegend von jungen Leuten beiderlei Geschlechts. Nach einem ernsten Gebet, das mich seltsam anzog, las Herr N. den Brief an Philemon vor, der bekanntlich aus einem einzigen Kapitel besteht, und lenkte die Aufmerksamkeit besonders auf die Verse 18 und 19:

„Wenn er dir aber irgend ein Unrecht getan hat, oder dir etwas schuldig ist, so rechne dies mir an. Ich, Paulus, habe es mit m e i n e r Hand geschrieben, i c h will bezahlen."

Nie im Leben werde ich diese Worte vergessen, noch auch der Predigt, die dem Vorlesen folgte.

„Es gibt in dieser Stadt, wie ich zu meinem Bedauern feststellen muß", begann Herr N., „junge Leute, die sich in ihrer Stellung als untreu erwiesen und ihre Arbeitgeber betrogen haben."

Diese Eingangsworte fesselten sogleich meine Aufmerksamkeit. Ich glaubte, des Sprechers Auge

sei auf mich und auf mich allein in dieser großen Versammlung gerichtet, und meine Sünde trat greifbar vor mich.

„Auch in diesem Briefe des Apostels Paulus an Philemon", fuhr Herr N. fort, „handelt es sich um einen ungetreuen Diener. Aber, liebe Zuhörer, wie groß und herrlich ist Gottes Gnade! Wie sie den einstigen Lästerer und Verfolger Saulus in einen demütigen Jünger umwandelte, so machte sie aus einem treulosen Onesimus einen willigen und treuen Diener.

„Paulus bittet Philemon, einen Gläubigen in Asien, seinem reumütig zu ihm zurückkehrenden Sklaven zu vergeben und ihn liebevoll aufzunehmen. Es scheint, daß Onesimus nicht nur seinem Herrn entlaufen war, sondern ihn auch beraubt hatte. Er war dann nach Rom gekommen, wo Paulus als Gefangener weilte. Und eines Tages traf der umherirrende Sklave zusammen mit dem mächtigen Zeugen des Evangeliums, das dieser in seinem eigenen gemieteten Hause frei verkündigen durfte.

„Ja", rief Herr N., „der arme, verirrte, unglückliche Onesimus hörte von der erlösenden Gnade, die in Christo Jesu ist, und er nahm sie an und erfuhr ihre errettende, heilbringende Kraft. Von Paulus unterwiesen, erblickte er durch den Glauben „das Lamm Gottes, welches die Sünde der Welt wegnimmt", und dieselbe Liebe, die dem bußfertigen Räuber am Kreuze zurief: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein", versicherte Onesimus der vollen Vergebung seiner großen und schrecklichen Schuld.

„Gewiß", fuhr der Redner fort, „hat Onesimus darauf dem Apostel gegenüber den Wunsch geäußert,

zu Philemon, seinem Herrn, zurückzukehren, um dessen Vergebung zu erbitten, oder Paulus hat es ihm geraten. Jedenfalls ist er zurückgekehrt, und zwar mit dem Brief des Apostels an seinen Herrn in der Tasche. Rührend tritt Paulus in diesem Briefe für den armen Sklaven ein, der ja jetzt ein geliebter Bruder in Christo Jesu war. Er, Paulus selbst, will das begangene Unrecht für Onesimus gutmachen. Er verbürgt sich für ihn: „Wenn er dir irgend ein Unrecht getan hat, oder dir etwas schuldig ist, so rechne dies mir an. Ich, Paulus, habe es mit meiner Hand geschrieben, ich will bezahlen."

„Wie ergreifend sind diese Worte! Erinnern sie nicht an den großen Bürgen, unseren Herrn Jesus Christus, selbst, der für den schuldigen Sünder, der sich reumütig an Ihn wendet und Seine Vergebung erbittet, die ganze Schuld am Kreuze bezahlt und alles gutgemacht hat? Er hat gelitten, damit der Sünder auf ewig frei ausgehen möge. Darum, sollte in dieser Versammlung ein Dieb, ein Ungetreuer, ein verlorener Sohn sein: Geh zu Jesu mit allem, was dich bedrückt! Bekenne Ihm deine Schuld! Glaube an Ihn, und du wirst errettet werden, frei und glücklich für Zeit und Ewigkeit!"

Die Worte des Predigers, die ich hier im Auszug wiedergebe, hatte ich förmlich verschlungen. Mit vorgebeugtem Oberkörper saß ich da. Kein Wort war mir verloren gegangen, und es war mir, als habe er nur für mich geredet. Ach, welch eine Einladung war das! Ich hatte die Stimme des guten Hirten vernommen, und — ich folgte ihr. Die Predigt bewirkte einen völligen Umschwung in meinem Leben, und wie Onesimus und wie der Räuber am Kreuz

durfte ich erfahren, daß der Herr Jesus ein vollkommener Heiland ist, und daß „das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, von aller Sünde reinigt".

Das Ende meiner Geschichte ist schnell erzählt. In einem langen Briefe teilte ich meinen Eltern mit, was ich erlebt hatte, wie Gott mir in Seinem Erbarmen nachgegangen war, und wie Er mich endlich gefunden hatte. Ich bat sie, mir zu vergeben, wie mein Heiland mir all meine Schuld vergeben habe. Doch nach Hause zu gehen, wagte ich nicht eher, als bis auch mein äußerer Mensch eine Umwandlung erfahren hatte. Ich sagte dem Theater für immer Lebewohl. Gott ließ mich bald eine Stelle als Pförtner in einem Warenhause finden, und als zwei Jahre vergangen waren, erhielt ich in demselben Geschäft eine Buchhalterstelle. Das bessere Gehalt, das ich fortan bezog, gestattete mir, einen immer größeren Betrag monatlich beiseite zu legen, und in verhältnismäßig kurzer Zeit, wenn auch nicht ohne die größte Selbstverleugnung, gelang es mir, die Summe von M. 800.— zusammenzusparen.

Es war ein kostbarer Augenblick für mich, als ich meinen ehemaligen Arbeitgebern die volle Summe zurückbringen und mir ihre Verzeihung holen durfte. Doch noch weit schöner war es, als ich nach so langer Verirrung endlich wieder in das Haus und an das Herz meiner Eltern zurückkehren konnte, als ihr Sohn, der „tot gewesen und wieder lebendig geworden, der verloren und gefunden worden war".

Solltest auch du, mein Leser, ein verlorener Sohn sein und dich noch im „fernen Lande der Hungersnot" aufhalten — lerne aus meiner Geschich-

te! Dieselbe Liebe, die mich gesucht und gefunden hat, geht auch dir nach, du müder Umherirrender! Willst du nicht auf deinem Wege stillstehen und ihrer so freundlich bittenden Stimme Gehör schenken?

Der Gott des Elias

III.

Den Schluß unserer Serie „Der Gott des Elias" soll eine einfache Begebenheit aus den Tagen des Weltkrieges bilden, jener Zeit, wo die Menschen gegeneinander standen, um sich zu zerfleischen, wo Gottes Augen aber, wie stets, die Erde durchliefen, *„um sich mächtig zu erweisen an denen"*, deren Herz auf Ihn gerichtet war, mochte es sich handeln um kleine oder um große Dinge. Was ich zu berichten habe, ist, vom menschlichen Standpunkt aus betrachtet, nur eine Kleinigkeit, für die Betreffende aber war es ein Anlaß, sich ihres Gottes zu freuen und Seine Treue zu rühmen.

Manche Leser werden sich der Mühe entsinnen, die es in jenen Zeiten kostete, sich neben den ach! so schmalen öffentlichen Zuteilungen noch das eine und andere zu beschaffen. Davon berichtet eine arme gläubige Witwe, die mit ihren vier unversorgten Kleinen in einer Stadt des bergischen Landes wohnte, eine Erfahrung.

Obwohl das „Hamstern" verboten war, erzählt sie, entschloß ich mich doch einmal, als die Zuteilungen so gering wurden, daß wir uns überhaupt nicht mehr satt essen konnten, in die Eifel zu fahren. Dort

sollte man für Geld und gute Worte noch das eine und andere bekommen können. Ich hatte noch nie eine solche Reise gemacht und war daher sehr ängstlich. Nur im Vertrauen, daß mein Gott und Vater, der meine Not kannte, mir helfen werde, wagte ich es, meinen Entschluß in die Tat umzusetzen. Mein Mut und mein Glaube wurden aber von vornherein stark auf die Probe gestellt. Gleich im Anfang verstauchte ich mir den Fuß. Glücklicherweise hatte eine freundliche Bauernfamilie Mitleid mit mir und nahm mich für die Nacht in ihr Haus auf. Ja, am Ende verwandelte sich mein Mißgeschick sogar in Segen für mich, denn als die guten Bauersleute vernahmen, wie es bei uns zu Hause aussah, gaben sie mir zwei große Brote, Grütze und Mehl und dazu noch eine Flasche Rüböl, ohne daß ich einen Pfennig dafür zu bezahlen brauchte. Dann rieten sie mir, mit dem ersten Frühzug heimzufahren, da später der Gendarm am Bahnhof sei. Der gute Mann, Gott lohne ihm all seine Freundlichkeit! brachte mich sogar am frühen Morgen, als es noch ganz dunkel war, mit seiner Laterne zum nahen Bahnhof. Wohlgemut schritt ich durch die Sperre, aber dann — o welch ein Schreck durchfuhr mich! — sah ich den gefürchteten Gendarm dastehen. Er rief mich an, betrachtete mich von oben bis unten und befahl mir, meine Handtasche zu öffnen. Ich erwiderte kein Wort, zitterte aber am ganzen Leibe, und die Tränen fielen mir auf die Hände, als ich dem Gebot nachkam. Innerlich seufzte ich zu Gott um Hilfe. Auf Befragen des Beamten teilte ich meine Umstände mit, daß meine vier kleinen Kinder daheim hungerten, sowie daß mir die Lebensmittel von guten Leuten geschenkt worden seien.

In der Ferne kam der Frühzug. Was würde werden? Würde mir der strenge Mann meine Sachen lassen?

„Unter Ihrer Schürze tragen Sie noch eine Flasche Öl!" sagte er.

Jetzt war gewiß alles verloren. Wortlos holte ich die Flasche hervor. Er nahm sie mir ab, stellte sie in die Tasche und sagte:

„Da steht sie sicherer."

„Nun", fuhr er fort, „weil Sie Witwe sind und nicht mit Lebensmitteln handeln, ich Sie hier auch noch nicht getroffen habe, wollen wir es diesmal so lassen. Steigen Sie ein!"

Mit diesen Worten half er mir selbst in den Zug.

Wie froh und dankbar ich nach Hause fuhr, kann ich nicht beschreiben. Gnädig hatte der treue Gott mir geholfen in allem. Daheim gab es lauten Jubel, als ich die reichen Gaben auspackte. Jetzt konnten sich wieder einmal alle satt essen, und innigster Dank stieg aus unseren Herzen empor zu Dem, von welchem „jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk kommt".

Wie heißt's doch in dem alten, schönen Lied von Paul Gerhardt?

Ihn, Ihn laß tun und walten!
Er ist ein weiser Fürst
Und wird sich so verhalten,
Daß du dich wundern wirst,
Wenn Er, wie Ihm gebühret,
Mit wunderbarem Rat
Die Sach' hinausgeführet,
Die dich bekümmert hat.